Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Digitale Sammlungen

1762

Visual Library

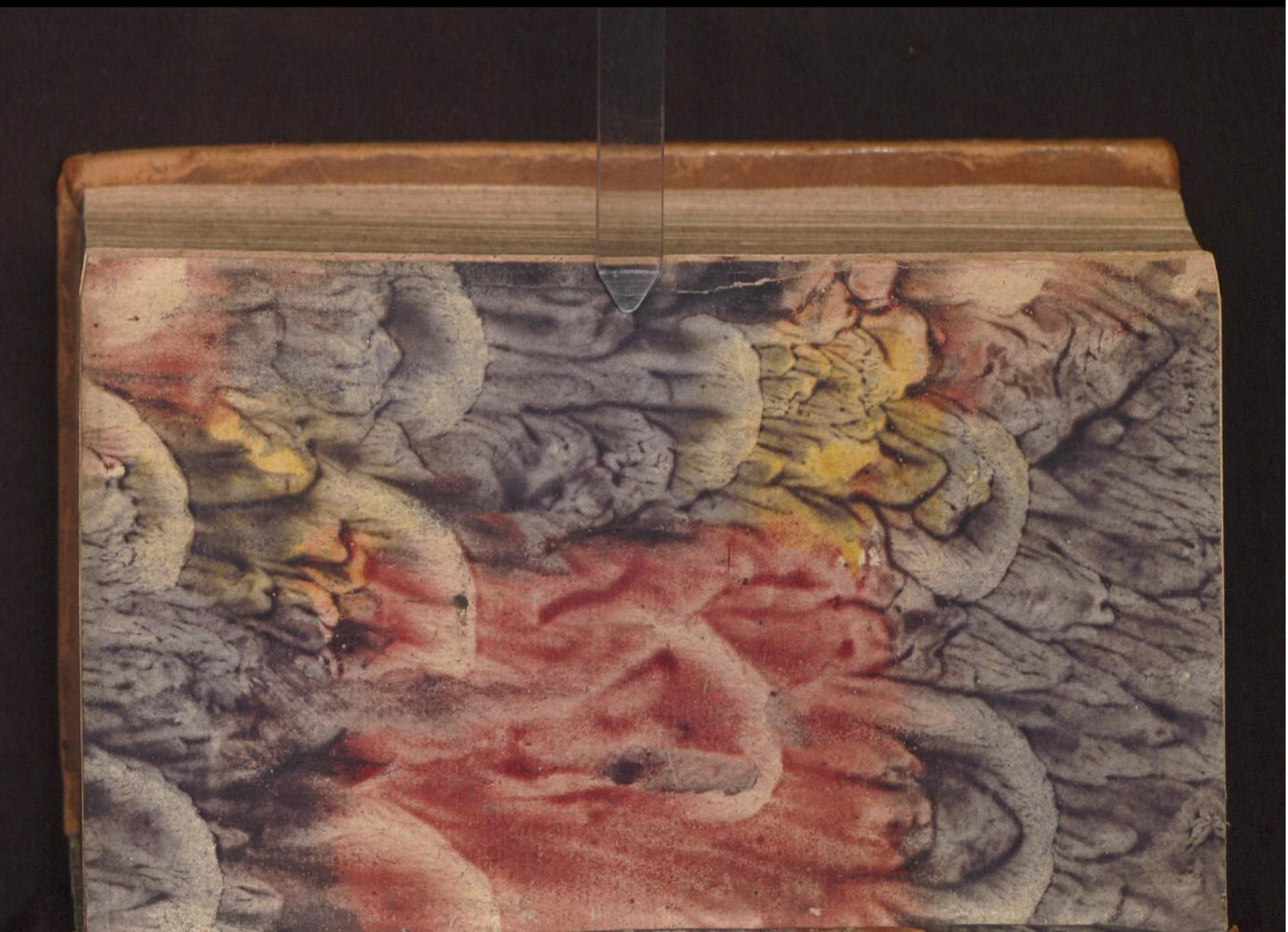
Brem.c.336

Hermsdorfs
Magazin.

V.







+
2030

Brem: c. 336.

Bremisches Magazin

zur

Ausbreitung der Wissenschaften, Künste und Tugend

Von einigen Liebhabern derselben

mehrentheils aus den Englischen Monatsschriften

gesammelt und herausgegeben.



BRE[illegible]NSIS * BIBLIOTH:

Fünfter Band, nebst Register.

Bremen und Leipzig,
in Verlag Georg Ludewig Försters. 1762.

Bremisches Magazin

zur

Ausbreitung der Wissenschaften Künste und Tugend

Von einigen Liebhabern derselben
mehrentheils aus den Englischen Monatsschriften
gesammelt und herausgegeben.



Des fünften Bandes erstes Stück.

Bremen und Leipzig,
in Verlag Georg Ludewig Försters. 1761.

Deutsches

Lesebuch

für

Unterweisung der Jugend

in

Kürze und Richtigkeit

von einigen Gedichten deutscher

Literatur aus den Englischen Originalschriften

gesammelt und herausgegeben.

Des Fünften Bandes erstes Stück.

I.

Auszug
aus den
philosophisch. Transactionen,
B. L. Th. 2. vom Jahre 1758.
(Gentlem. Mag. 1759. Sept. p. 425.)

Art. LIX. Nachricht von den Wirkungen des Electrisirens in Verlähmungen, von Herr B. Franklin.

Herr Franklin behauptet aus vielen von ihm selbst angestelleten Versuchen, daß, obschon einige nicht viel bedeutende Vortheile von kurzer Dauer erhalten worden; indem die Empfindungen einer merklichen Wärme und stehender Pein in den kranken Gliedmassen, nebst einem Grade willkührlicher Bewegung, durch die erste Versuche zuwege gebracht worden; doch nach dem fünften Tage keine

mehrere Besserung noch Behauptung der vorhin gewonnenen Vortheile zu hoffen sey. Indessen bemerket er, daß möglicher Maassen eine bessere Wirkung von dem Electrisiren könne erhalten werden, wenn zugleich eine gehörige Cur und Verhaltung der Kranken angewendet würde, und daß vieleicht eine grössere Anzahl kleiner Stösse besser wäre als wenige starke Stösse. Seine Methode wäre, den Kranken auf einen electrischen Stuhl zu setzen, und viele grosse starke Funken aus allen Stellen des kranken Gliedes oder seiner Seite, zu ziehen: worauf er zwey Gläser, deren jedes 6 Gallons (ist ungefähr 12 Maaß) fasset, und von deren Oberfläche etwa drey Quadratfuß gefuttert sind, ganz anfüllet, und den vereinigten Stoß von beyden das kranke Glied durchdringen läßt; welchen Stoß er täglich zu dreyen malen wiederholet. Auch gebraucht er die Methode, welcher man sich in Schottland bedienet hat, woselbst eine völlige Cur dadurch soll zum Stande gekommen seyn, daß man dem Kranken täglich 200 Stösse durch die Flasche geben lassen.

Art. LX. Beobachtungen welche über den Cometen im Wintermonate und Weinmonate 1757, im Haag von Herrn Klinkenberg angestellet worden: in einem Schreiben an Doctor Brodley.

Die-

Diese Beobachtungen kommen darauf hinaus, daß Herr Klinkenberg, durch Errichtung einer Figur, deren sphärischer Durchmesser 13½ Rheinländische Zolle war, gefunden hat, daß der Comet den 21 Weinmonat um 2 Uhr Nachmittags in seinem Perihelium gewesen. Die Stelle des Periheliums war im dritten Grade des Löwen, und der Abstand des Cometen im Perihelium von der Sonne war ungefähr 34 solcher Theile, deren hundert den mittleren Abstand der Sonne von der Erde ausmachen. Die Neigung der Bahn des Cometen auf die Ecliptick war 13 Grad. Der aufsteigende oder Norderknote war 4⅓ Grad im Scorpion, und die Bewegung des Cometen direct oder in der Richtung der Zeichen des Thierkreises. Der Comet ist weder mit dem vom Jahre 1682, noch irgend einem derer, welche schon ausgerechnet sind, derselbe gewesen.

Art. LXI. Anmerkungen über die verschiedene Luftbeschaffenheit zu Eddystone, und Plymouth.

Eddystone (*) ist von Plymouth etwa 16 Engländische, oder 4 deutsche Meilen entfernet. Ungefähr um Mitternacht zwischen den 8 und 9 Heumonat, wie ein frischer Wind aus dem Osten wehete, war es ziemlich kalt, und die Kälte hielte

(*) Eine Klippe im Meere, Plymouth gegen über, worauf ein Lichtthurn zum Besten der Seefahrenden steht.

den ganzen neunten dergestalt an, daß etliche Matrosen, welche Schifbruch gelitten, und keine Zeit gehabt hatten ihre Kleider zu bergen, darüber klageten. Herr Smeoton, der Verfasser dieser Nachricht, lies sich, in seinem dicken Ueberrock eingehüllet, den 10 von Eddystone nach Plymouth übersetzen, und kam so gekleidet zu grossem Erstaunen seiner Familie, welche über unerträgliche Hitze klagete, zu Hause. Nachdem er diese Hitze bis zum 12 mit den seinigen ausgestanden, kehrete er nach Eddystone wieder zurück; woselbst er die Luft mehr kühl als warm fand. Er bemerket auch, daß der Wind oft in sehr kleinen Entfernungen sehr verschieden sey. Denn wie er in einer völligen Windstille vier Stunden lang, zwo Meilen von Ramhead, sich hin und her wandte, sahe er, daß nur eine Seemeile von sich, Fahrzeuge mit einem frischen Winde aus dem Plymouthsunde heraus, und gerade auf ihn zu segelten, wie er aus der Richtung ihrer Segel erkennen konte.

Art. LXII. Nachricht von einem Erdbeben zu Summatra, einer ostindischen Insel, welche von Norden zu Süden ungefähr 800 Meilen lang ist, im Wintermonate und Christmonate 1756.

Am dritten desselben Monats, da das Erdbeben zu Lissabon sich zutrug, wurde zu Manna

ein

ein heftiger Stoß, und seit dem Tage bis zum 3 Christmonat noch 12 andere verspüret; und nachher giengen zween Stösse durch die ganze Insel. Die Mauren zweyer nahe an der Festung stehender Häuser wurden sehr beschädiget, andere borsten, und einige Zuckerwerke litten grossen Schaden. Nahe am Ausflusse des Stroms zu **Benevolen**, und an verschiedenen Stellen, den Strom hinauf, that die Erde sich auf, und eine grosse Menge Wassers, welches mit schwefelichter Erde gemischet war, stieg aus den Schlünden, mit einem unerträglichen Gestank hervor. Eine Erdspitze, Namens Poble Point, 3 Seemeilen Südwerts von **Marlborough**, spaltete sich, und es wurden etliche Dörfer auf dem Lande mit vielen ihrer Einwohner umgekehret.

Art. LXIII. Von dem Falle des Wassers unter den Brücken.

Dies ist nur eine Untersuchung der Ausgabe betreffend den Fall des Wassers, wovon der Schluß schon längst von dem Herrn Labelye herausgekommen. Der Fall bey Londenbrücke ist 4 Fuß 9 Zoll, und bey Westmünsterbrücke 1 Zoll; eben dieses ist es auch was aus gegenwärtiger Rechnung heraus komt.

Art. LXIV. Nachricht von einem Erdbeben im Westen von Cornwall den 15 Heumonat 1757.

Dieses Erdbeben war nur von kurzer Dauer, und that keinen Schaden: indessen wurde es in den Minen 70 Klafter tief empfunden und gehöret, und erstreckte sich von den Scillyinseln Ostwerts bis Lizard, und Nordwerts bis Camelford. Des Morgens, ehe die Stösse sich ereigneten, bemerkete man etliche kleine Höhen, so groß als Maulwurfshügel im Sande des Ufers, welche mitten auf ihrem Gipfel einen schwarzen Flecken hatten, welcher aussahe als ob etwas herausgestiegen wäre. Aus einem der hohlen Stellen zwischen diesen Höhen sprang ein starker Wasserstral, so dick als eines Mannesfaust, herfür.

Art. LXV. Beobachtungen über den Schlaf der Pflanzen; vor Herr R. Pulney.

Art. LXVI. Nachricht von Anstössen der fallenden Krankheit, welche von Würmern entstanden; und dem Abgange der Würmer.

Hievon siehe eine vollständige Beschreibung im Brem. Magaz. B. IV. S.

Art. LXVII. Nachricht von einer ausserordentlichen Hitze im Heumonat 1757. und derselben Wirkung von Doctor Huxham.

Das Queckſilber stund ungefähr auf dem 86 Grade in Farenheits Thermometer; und die Folgen waren Blutflüsse aus verschiedenen Theilen des Cörpers, plötzliche und heftige Hauptschmerzen, Schwindel, starke Schweisse, grosse

Schwach-

Schwachheit und Niederschlagung des Gemüths: auch waren fäulende Fieber und Durchlaufe häufiger als gewöhnlich. Bey den Fiebern war ein frühzeitiges Aderlassen gemeiniglich heilsam; allzuviel Blut gelassen aber allezeit schädlich, besonders gegen den Umschlag der Krankheit.

Art. LXVIII. Nachricht von einem ausgegrabenen Schenkelbeine.

Vor etwa 3 Jahren wurden einige Wirbelknochen oder Gelenke von dem Rückgrad eines sehr grossen Thieres in dem Schiefersteinbruche, zu Stonesfield bey Woodstock in Oxfordshire, ausgegraben; neulich aber wurde an demselben Orte auch dieses Schenkelbein gefunden. Das Bein wieget mit dem Steine, worinn es lag, 200 Pfund. Es ist für sich selbst 29 Zoll lang; der Durchmesser an den äussersten Enden der beyden Umdreher ist 8 Zoll, und an dem untersten Ende haben die Köpfe (condyles) eine Oberfläche von 6 Zoll. Beyde äusserste Enden scheinen ein wenig abgerieben zu seyn; aber gar keine andere Stellen. Man muthmasset daher, daß es schon älter als die Sündfluth sey, und während des Herumschwimmens im Wasser abgerieben worden. Denn wenn es von einer andern auflösenden Feuchtigkeit wäre geätzet worden, so würden eben so wohl die übrigen als die äussersten Theile davon gelitten haben. Alle Zellen sind mit einer

zackichten Substanz angefüllet. Es ist nur die eine Hälfte des Knochens im Steine begraben, doch bloß genug, um zu zeigen daß er der Knoche eines viel grössern Thieres als des grössesten Ochsen sey. Indessen hat er keine Aehnlichkeit mit dem Schenkelbeine eines Elephanten: man vermuthet darum, daß es von einem Seepferd (Hippopotamus) oder einem Nasenhorne sey (*).

Art. LXIX. Verhandlung über den Nutzen der Einpfropfung der neulichen ansteckenden Seuche des Hornviehes.

Art. LXX. Die Trigonometrie ins Kurze gebracht von Sr. Hochehrw. Patrick Murdock. Dieser Artickel läßt sich nicht in einen Auszug bringen.

Art. LXXI. Nachricht von zween ausserordentlichen Vorfällen des Gallensteins.

Der erste Vorfall besteht darin, daß ein Gallenstein, welcher grösser als eine grosse Muscatennuß war, sich in den Zwölffingerdarm durch den gemeinen Gang der Galle, (ductus communis,) gesenket. Der andere Vorfall betrift einige etwas kleinere Stücke des Gallensteins, welche durch ein klein Geschwür an dem Grunde des Magens, das aus einer Hitzblatter entstanden, ab-

(*) Oder vieleicht von einem See-Elephanten, Wallrosse, Morss der im Norden sein Vaterland hat. S. Brem. Magaz. B. 2. S. 404.

abgegangen. Aus diesen Vorfällen wird der Schluß gemacht, daß man die Hofnung der Austreibung der grössesten Steine aus der Gallblase nicht so bald aufgeben dürfe: daß nicht alle heftige Anfälle der Magenpein die Wirkung des Podagras seyn: daß man sehr behutsam verfahren müsse, beissende, stark zusammenziehende und hitzerweckende entzündende Arzeneyen zu geben, in Vermuthung, daß solche Pein eine podagrische Ursache habe.

Art. LXXII. Ein merkwürdiger Vorfall, da alle Gedärme an einander gewachsen sind.

Der Cörper war von einem Manne, den man zween Tage nach seinem Tode, muthmaßlich zu anatomischen Vorlesungen, sich angeschaffet hatte; denn der Beschreiber dieses Vorfalles hat weder etwas von seinem Leben, noch von der Krankheit woran er gestorben, gewust. Der Cörper war sehr ausgezehret, und hatte an der rechten Seite eine Wunde, welche schien ein faules Geschwür geworden zu seyn. Das Epiploon war an die Eingeweide, und die Eingeweide ganz fest an einander gewachsen, so daß man sie nicht ohne Zerreissen von einander absondern konte. Die äusseren Theile der Eingeweide waren uneben, ohne die gewöhnliche Falten, welche die starke Anhängung der Seiten verhindert hatte. Die Substanz aber war rauh und hatte viele trockne Blat-

kern, so groß als Nadelknöpfe, welche einige Zergliederer für Drüsen angesehen haben, der Beschreiber dieses Vorfalls aber für Mündungen der verstopften ausdünstenden Gefässe hält, weil sie nur in kranken Cörpern angetroffen werden. In den Eingeweiden wurde Wasser gefunden, und alle Wendungen des Gekröses hiengen fest an einander, eben so wie auch die Leber am Zwerchfelle und den benachbarten Theilen. Die Lunge war mit den Seiten an die Rippen gewachsen, dabey äusserlich und innerlich ans Herzfell, so wie das Herzfell selbst sehr fest am Herzen saß. Die Wasserdrüsen über der Lunge waren groß und verhärtet. In demjenigen Theile der Schlagader, welcher an dem zehnten Wirbelknochen des Rückgrads liegt, fand sich eine cystische ungefähr in der Grösse einer Olive, voller Materie; und etwas weiter hinunter noch eine andere von derselben Beschaffenheit. Auch war ungefähr ein Eßlöffel voll grünlichter Materie in demjenigen Theile des Gehirns, welcher über dem Hirnlein liegt, und bey genauer Betrachtung mit einem Vergrösserungsglase zeigten sich Thierlein darin.

Art. LXXIII. Von der besten Form der Landkarten; von Herrn Patrick Murdock.

Bey der gewöhnlichen Entwerfung der beyden Halbkugeln in zween Cirkelflächen wird der Abstand der Linien immer kleiner, nur die äussersten

En-

Enden ausgenommen: im Mittelpuncte hat er nur die Hälfte seiner wahren Grösse, mithin das Maaß der Oberfläche nur den vierten Theil. In allen Karten nach der stereographischen Entwerfung ist diese Unbequemlichkeit unvermeidlich. In der orthographischen oder gleichen Entwerfung, wo die Mittagslinien und Parallellinien gerade sind, ist noch weniger Richtigkeit. Es ist derhalben die Frage, wie man eine besondere Karte verfertigen könne, welche die Ausmessung der Oberfläche und der Linien in der völligsten Proportion vorstellete? Diese Frage wird hier beantwortet, und eine Entwerfung angegeben, welche Vortheile, die allen bisherigen Karten gefehlet haben, in sich schließt. Weil aber diese Auflösung durch geometrische und algebraische Ausrechnungen geschieht; so läßt sich kein Auszug davon geben.

Art. LXXIV. Eine kurze Verhandlung von Landkarten; von W. Mountaine.

Dieses ist nichts anders als eine kurze Nachricht von den Verfertigern der Landkarten, wie sie auf einander gefolget sind, derselben Verbesserungen und Streitigkeiten. Doch berichtet Herr Mountaine uns auch, daß er in der Methode des Herrn Murdocks einige Unbequemlichkeiten gefunden habe, und beziehet sich auf Herrn Murdocks Schrift, daß er selbst sie auch bemerket habe.

Die-

Dieser Artikel ist also nicht von so offenbaren Nutzen, als zu wünschen wäre.

Art. LXXV. Würkungen der Blasenpflaster in Verminderung der Geschwindigkeit des Pulses bey einem Husten, der mit Verstopfung der Lunge, Schmerzen in der Seite und einem Fieber verbunden geht. von Doctor Whyt in Schottland.

Obschon man bisher gemeiniglich dafür gehalten hat, daß die Blasenpflaster nothwendig die Geschwindigkeit des Pulsschlags vermehren müssen; sowohl durch die Pein und Entzündung, welche sie verursachen, als auch durch die Reizung der Gefässe, welche von den ins Blut eindringenden feinen Theilen der spanischen Fliegen entsteht; so hat doch die Erfahrung gelehret, daß sie in einigen Fällen ganz entgegengesetzte Wirkungen haben. Hier werden fünf Vorfälle solcher Personen beschrieben, welche mit einem starken Husten und Fieber, nebst Beklemmung der Lunge geplaget waren. Nämlich, ob wohl der Puls neunzig bis hundert und dreyßigmal in einer Minute schlug, wurde er doch durch Blasenpflaster wieder zu seinem natürlichen Zustande gebracht. Zwar brauchte man zu gleicher Zeit auch andere Mittel; allein die Wirkung entstund offenbar von den Blasenpflastern, weil der Puls, nachdem er durch ein Pflaster war niedergeschlagen worden,

sich

sich wiederum erhob, bis ein neues aufgeleget wurde, worauf er wieder langsamer wurde. Zu gleicher Zeit ließ auch der Husten und die fieberhaften Zufälle nach, welche doch das Aderlassen, und alle andere Mittel vor dem Gebrauche des Blasenpflasters, nicht geachtet hatten. Diese wurden bald auf dem Rücken, bald an den Seiten, nachdem der Patiente an diesem oder jenem Orte Schmerzen fühlete, aufgelegt. Es ist nöthig anzumerken, daß Doctor Whyt für die Blasenpflaster warnet in einer wahren Peripneumonie, und dieselbe nur anpreiset, wenn dieses Uebel vermischter Art ist; wenn nämlich die Lunge nicht so sehr entzündet als vielmehr mit einer schleimichten Materie überladen ist; wenn das Aderlassen wenig hilft; wenn der Puls obwohl schnell doch nur schwach ist; wenn der Kranke nicht Kräfte genug hat Abführungen auszustehen, und wenn die Krankheit schon lange Zeit angehalten hat. In allen diesen Fällen, versichert er, daß sie von merklicher guter Wirkung seyn werden.

Fortgesetzter Auszug aus den philosophischen Transactionen,

B. L. Th. 2.

(Gentl. Mag. 1759. Oct. p. 461.)

Art. LXXVI. Nachricht von vier rauhen Steinen, welche in einer menschlichen Harnblase gefunden worden.

Es ist bisher eine algemeine angenommene Meinung gewesen, daß die Rauhigkeit des Steins ein Beweiß sey, daß er nur allein in der Blase gewesen; weswegen man auch, nach Ausnehmung eines solchen Steins, nach keinen mehrern zu suchen pflegt. Man hat darum diese Nachricht von 4 rauhen Steinen den Transactionen einverleibet, um zu zeigen, von wie gefährlichen Folgen es sey, sich auf diese Gestalt zu verlassen, und wie nöthig es sey, nach Herausziehung eines solchen Steins, weitere Nachsuchung zu thun.

Art. LXXVII. Anmerkungen über diejenige nackte Schnecke, welche Purpur ausliefert.

Das Thier welches hier eine Schnecke genannt wird, ist ein Fisch, welcher in den Seen der antilli-

tillischen Inseln in America gefunden wird. Sie sind weich und klebericht, ohne Schuppen, Floßfedern und Gräten. Ihre Bewegung ist wurmartig. Sie haben Hörner, welche sie verlängern und verkürzen wie die gemeine Wegschnecke. Sie ziehen sich auch, eben wie diese, zusammen, wenn man sie berühret, daß sie fast rund werden. Unter dem Leibe haben sie Runzeln, durch welche sie sich an etwas fest halten können. Sie sind 4 Zoll lang und etwa 2 dick, und haben schwarze Flecken. Wenn sie, nachdem man sie berühret, sich zusammenziehen, geben sie ihren Purpursaft von sich; so wie der Kuttelfisch seine Dinte. Diese Farbe ist tief und schön, und hält sich so fest an Leinwand, daß sie nicht ohne viele Mühe wieder herausgebracht werden kan. Es wird ein Versuch vorgeschlagen um zu erfahren ob man eine hinlängliche Menge davon erlangen und bewahren könne, um daraus einen Handlungsartikel zu machen.

Art. LXXVIII. Neue Anmerkungen über die Schwämme.

Gleichwie der Verfasser dieses Artickels, Doctor Peysonell von Guadaloupe, die Meinung angenommen hat daß die Corallen von Polypen erbauet werden, und in einigen Arten der Schwämme gewisse Würme entdecket hat; so hält er dafür, daß, wie die Corallen eine Arbeit der Poly-

pen

pen seyn sollen, so auch der Schwamm ein Werk der Würmer sey, welcher in verschiedene Zellen die ihnen zur Wohnung und Nestern dienen, geformet worden: wohin besonders die röhrenförmige, strickförmige, gefingerte und Honigkuchen ähnliche Schwämme des Plumiere gehören. Er behauptet, daß der Schleim oder Saft, welchen der Wurm von sich giebt, den Schwamm vergrössere und gleichsam wachsend mache, so wie Bienen, Wespen und die americanischen Holzläuse ihre Zellen bauen: er sagt aber nicht, daß er sie arbeiten gesehen, bringet auch keine Zeugen bey, worauf seine Aussage sich gründete.

Art. LXXIX. Nachricht von einem Versuche, woraus erhellet daß das Stahlsalz nicht in die Milchgefässe hineindringe.

Anderthalb Unzen Stahlsalz, welche mit einem Pfunde Brodt und Milch vermischet waren, wurden einem Hunde, der 36 Stunden gefastet hatte, durch die Kehle eingestopfet. Etwa eine Stunde nachdem er dieses verschlungen hatte, wurde er lebendig aufgeschnitten, und derjenige welcher diese Operation verrichtet hatte, mischete, nachdem er eine hinlängliche Quantität Chylus zusammengebracht hatte, mit denselben tropfenweise eine Infusion von Galläpfeln. Weil nun dadurch keine Veränderung der Farbe verursachet wurde, so schloß er daraus, daß gar nichts

von dem Stahlsalze in die Milchgefässe müsse gekommen seyn; denn wie nur ein Viertheil Gran dieses Salzes zu der Mischung gethan wurde, bekam sie augenblicklich eine helle Purpurfarbe, und man kan durch diese leichte und einfache Methode, auch die allergeringste Quantität dieses Salzes in den mehresten Feuchtigkeiten entdecken. Die Schlüsse sind diese:

1) Daß die eröfnende oder Verstopfung hebende Kraft dieses Salzes aus der Wirkung desselben auf die festen Theile blosserdings entstehe.

2) Daß man in den Krankheiten welche aus der Schlafheit der festen Theile ihren Ursprung nehmen, sich äusserst bemühen müsse, die ersten Gänge zu stärken; dieweil eine Arzeney, deren Wirksamkeit auf diese Theile beschränket ist, sich von sehr heilsamen Wirkungen in dieser Art Krankheiten erweiset.

3) Daß, weil es nicht ins Geblüt hineindringt, mithin die Gefässe nimmer zu stark reitzen oder zusammen ziehen kan, da es auf dieselbe nur mit Uebereinstimmung wirket; so kan es in vielen Fällen, bey welchen es für schädlich gehalten worden, mit Nutzen gebraucht werden; besonders in den Abzehrungen der Lunge, welche gemeiniglich mit einer alzugrossen Schlafheit oder primæ viæ, und der festen Theile überhaupt, begleitet geht; angesehen es von der äussersten Angelegen-

heit ist, dieselbe wieder in ihren gesunden Zustand zu bringen.

Art. LXXX. Eine Verhandlung von dem Alter des Gebrauchs des Glases in den Fenstern. Von Herr Nixon.

Unter andern im Herculaneum gefundenen Seltenheiten, war auch ein Stück von weissem Glase, wovon Herr Nixon glaubt, daß es damals zu Fenstern gebraucht worden; vornehmlich aus dem Grunde, weil man weiß, daß ein Blatt eines durchsichtigen Steins, lapis specularis genant, vor Alters zu dieser Absicht gebraucht worden, und es scheint, daß man von demselben natürlicher Weise auf das Glas habe kommen müssen, um es an jenes statt zu gebrauchen, so bald das Glas erfunden worden. Denn da das Glas eine durch die Kunst gemachte Sache ist, so konte man sich davon so viel anschaffen als man wolte; es muste nothwendig wohlfeiler seyn als ein aus der Fremde gebrachter Stein, und war wegen seiner mehrern Durchsichtigkeit beydes nützlicher und schöner. In der That, es ist kaum begreiflich daß Talkfenster solten im Gebrauche geblieben seyn, wo man das Glas kennete, ohne daß man nicht alsobald solte auf die Gedanken gekommen seyn, statt jener Materie Glas zu den Fenstern zu gebrauchen. Daß Glasfenster, etwa zwey Jahrhunderte hernach, gebräuchlich gewesen, wird

wird mit ausdrücklichen Worten gesagt vom Lactanz, in seinem Buche de opificio Dei, Cap. 5.

Art. LXXXI. Nachricht von der ausserordentlichen Wirkung der Chinarinde in der Raserey. Von Doctor Munkley.

Art. LXXXII. Dieses ist weiter nichts als eine Bestättigung eines Artickels in den Zeitungsblättern vom 25 Horn. 1758, daß nämlich am 24 des vorhergehenden Monats ein schwacher Erdstoß zu Lingfield in Surrey, und zu Edenbridge in Kent verspühret worden.

Art. LXXXIII. Dieser enthält den Vorfall eines siebenzehnjährigen Knaben, dem der Daumen am ersten Gelenke abgerissen worden, wobey die Flechse, weil sie so lang als möglich ausgerecket worden, an der Stelle, wo sie zu einer Muskel wird, abgerissen. Der Knoche des zweyten Gelenkes fand sich mit seinem Knörpel bedecket, welcher aber ziemlich stark hervorragete, weil ein Theil der dazu gehörigen Haut, mit dem ersten Gelenke abgerissen war. Indessen wurde nach dem dritten Verbande der Knoche bedecket, und die Cur, ohne weiter etwas abzunehmen, vollendet. Der Patiente kan den Stumpf eben so gut gebrauchen als wenn die Flechse nicht wäre verlohren gegangen.

Art. LXXXIV. Nachricht von den neulichen Entdeckungen zu Herculaneum. Siehe dieses Stück vollständig oben im Brem. Magaz. B. IV. S.

Art. LXXXV. Versuch zur Erleichterung der Auflösung isoperimetricalischer Aufgaben. Von Herr T. Simpson.

Isoperimetricalische Aufgaben sind solche, welche ihre Beziehung haben auf Figuren die einen gleichen Umfang haben. Da also diese Schrift aus lauter mathematischen Ausrechnungen besteht, so läßt sie sich nicht in einen Auszug bringen.

Art. LXXXVI. Beobachtungen über eine Wasserpflanze, die Seealga genant, mit breiten Blättern.

Alga ist der Name einer Art Pflanzen, welche man gemeiniglich grasswreck nennet, wächst unter dem Wasser, und ist von dem Geschlechte der Mose oder fucus. Die grosse breitblätterichte Alga, welche hier beschrieben wird, findet sich nicht in Tourneforts Verzeichnisse. Sie erwächst aus einem, bald platten, bald runden Stiele, in einem einzigen Blatte, welches ungefähr anderthalb Zoll breit und etwa drey Linien in der Mitte dick ist, und an den Seiten sich in einer Schärfe endiget. Alles ist mit einem dicken durchsichtigen Safte von gelbgrüner Farbe

angefüllet. Wenn dieses Blatt, welches der ganzen Pflanze zum Stamme dienet, etwa einen Fuß hoch gewachsen ist, treibet es an den Seiten Blätter von derselben Dicke und Substanz. Die ganze Pflanze wächst fünf oder sechs Fuß hoch, und wird von dem Wasser, worin sie schwimmet, unterstützet. Der Fuß oder die Wurzel dieser Pflanze formiret eine elliptische Blase, wie ein Ey, welche äusserlich rauh, inwendig glatt, aber ganz ledig ist. Die Substanz derselben ist eine lederartige, feste, durchsichtige und hellgrüne Materie. Unter dieser Blase treibt die Pflanze eine Art Zapfen von beynahe ebenderselben Substanz herfür, welcher ein Gebünd, der so genanten Rose von Jericho ähnlich ist, formiret.

Art. LXXXVII. Nachricht wie man aus dem Meerwasser süß Wasser destilliren könne.

Art. LXXXVIII. Beobachtungen einer Mondfinsterniß, den 30 Heum. 1757, und einer andern, den 24 Jänner 1758. Dieser leidet keinen Auszug.

Art. LXXXIX. Nachricht von einem kleinen Erdbeben, welches die in hohle Felsen eindringende See zu Guadaloupe ordentlicher Weise macht. Von Herrn Peyssonel.

Dieses Stück findet der Leser ganz, oben im Brem. Mag. B. IV. S.

Art. XC. Verzeichniß der 50 Pflanzen aus Chelseagarten, welche Zufolge des Testaments des Ritters Hans Sloane, der Apotheckergesellschaft jährlich überreichet werden.

Art. XCI. Historische Nachricht von einer Art Pflanzen, Lichen genant.

Die Lichen, welche man gemeiniglich Liverwort, Leberwurz, nennet, ist eine Art der Moose; und dieser Artickel enthält eine Aufzählung und Beschreibung ihrer verschiedenen Gattungen und des Gebrauchs, wozu sie bishero, besonders in der Medicin, sind angewand worden. Es ist von grossen Nutzen, daß man alles was von einer Sache schon bekant ist, bey einander hat, und als mit einem Blicke übersehen kan; weil die Zeit und Fähigkeit, welche man sonst in Entdeckung schon entdeckter Dinge verschwenden möchte, nützlicher in Erforschung neuer Eigenschaften und neuer Nutzbarkeiten kan angewand werden. Kein Mensch, wie fähig und fleißig er auch seyn mag, wird leicht die Grenzen einer Wissenschaft erweitern, wo er nicht seine Arbeit da anfängt, wo andere aufgehöret haben. Diese Schrift ist darum allen, die ihren auf die Kräuterkunde gewandten Fleiß nutzbar machen wollen, anzupreisen: solchen

aber

aber wird ein Auszug aus derselben unbrauchbar seyn, gleichwie er andern kein Vergnügen verschaffen kan.

Art. XCII. Nachricht von ausgegrabenen Knochen eines Crocodils, die man am Seeufer bey Whitby in Yorkshire gefunden hat.

Diese Gebeine wurden in einem so genanten Allaunfelse, einer Art schwarzen Schiefer, welcher sich in Blätter brechen läßt, und durch die Brandung des Meeres beständig weggespühlet wird, gefunden. Sie lagen 5 oder 6 Fuß unter Wasser bey hoher See, und waren oft zween Fuß hoch mit Seesand bedeckt, mithin nur selten ganz bloß. Die Stelle wo sie lagen war ungefähr zehn Yard (ist etwa 30 Fuß) von einer, fast senkrechten, 60 Yard hohen, Klippe entfernt. Diese Klippe wird beständig weggespühlet, und aus dem was sich bey Menschen Gedenken zugetragen hat, schließt man, daß sie noch nicht vor einem völligen Jahrhundert über diese Knochen sich hinaus erstrecket habe; folglich auch nicht glaublich sey, daß das Thier anfänglich auf der Oberfläche gelegen habe, und mit der Zeit in die Tiefe hinunter gesunken sey, wo es gefunden worden. Die Beinhaut ist noch auf vielen Knochen sichtbar, welche letztere man in dem Museum der K. Gesellschaft aufgehoben hat. Man kan sehen, daß das ganze Thier etwas über zehn Fuß lang gewesen sey.

Fortgesetzter Auszug aus dem letzten Bande der philosophischen Transactionen.

(Gentl. Mag. 1759. Nov. p. 530.)

Art. XCIII. Nachricht von einer Seemuschel, von der Art die man Orthoceratiten nennet, welche mehrmalen ausgegraben, aber bisher noch nie in ihrem natürlichen Zustande angetroffen worden. Sie wird Tubulus marinus concameratus genennet, ist gemeiniglich gerade, doch auch zuweilen gedrohet wie das Ammonshorn. Die Orthoceratites, wovon dieser Artickel handelt, ist eine von den geraden, von einer seltenen Gattung, und in Schweden gefunden worden. Man wird aber ihre Beschreibung nicht wohl verstehen, wenn man die Abbildung, womit dieselbe deutlicher gemacht wird, nicht dabey hat (*).

Art. XCIV. Fernere Nachricht von Genesungen vermittelst der Electricität: von Herrn Patrick Brydone, welcher, im Gentl. Mag.

(*) Eine nähere Nachricht von den Orthoceratiten findet man schon in den Phil. Transact. B. XLIX. Art. 104. wovon der Auszug zu sehen ist Brem. Mag. B. III. S. 539.

Mag. Vol. XXVIII. p. 575, den Vorfall einer Frauen, die von der Verlähmung soll geheilet worden seyn, berichtet hat.

Einer jungen Frauensperson war das linke Bein, durch eine Spannung derer Muskeln, die das Knie beugen, dergestalt zurück gezogen, daß sie beynahe ein ganzes Jahr lang den Fuß nicht hatte zur Erde setzen können. Sie hatte, auf den Rath verschiedener Wundärzte viele Mittel, aber vergeblich, gebrauchet. Hierauf entschloß sie sich, die Cur derelectrischen Stösse zween Monate auszuhalten, und ließ sich täglich 50 bis 60 Stösse auf folgende Art geben. Sie setzte sich nahe an die Maschine, nahm die Flasche in die Hand, hielte den Eisendrath an den Flintenlauf oder Conductor, und zog aus demselben, etwa einer halben Minute lang, Funken heraus. Wie die Flasche solchergestalt genugsam geschwängert war, berührte sie das Knie mit dem Drath, und empfing so heftige Stösse, daß zuweilen Blasen darnach ausfuhren. Das Gelenke gab endlich so weit nach, daß sie mit Hülfe einer Krücke nach Hause gehen konte, obwohl das Bein so schwach war, daß sie es wenig gebrauchen konte. Nachdem sie ein kaltes Bad gebrauchet hatte, stellete die Zusammenziehung sich wiederum ein, und es wurde mit ihr ärger als vorhin.

Eine Soldatenfrau, welche das Gefühl und den Gebrauch der rechten Seite verlohren hatte, besserte sich, nachdem sie in Zeit von zween Tagen 600 Stösse empfangen hatte, so weit, daß sie von dem Orte, wohin sie auf einem Karn war gebracht worden, zu Fusse wieder weggieng.

Eine junge Frauensperson, deren linke Hand zwey Jahr kalt und ohne Empfindung gewesen war, wurde so weit wiederum gebracht, daß sie sich selbst an- und auskleiden konte, nachdem sie etwa einer halben Stunde lang Funken aus einem Ey gezogen hatte.

Verschiedene Personen wurden von Gichtschmerzen, durch Electrisirung der kranken Gliedmassen befreyet; und eine Frau genas in zween Tagen von einer Taubheit, welche sie zween Monate gehabt hatte; indem sie die Flasche in der Hand hielte, mitlerweile eine andere, auf einem Harzkuchen stehende, Person ihr den Stoß beybrachte, da sie ihr das Ende des Draths ins Ohr hielte.

Ein Arbeitsmann von ungefähr 40, und eine Frau von 29 Jahren, wurden von einem ordentlichen Tertianfieber curiret, nachdem sie die electrischen Stösse nach der gemeinen Art empfangen hatten. Der Mann bekam zwischen 30 und 40 Stösse, welche sehr heftig waren; die Frau ließ sich am guten Tage, wie sie vom Fieber frey war,

electrisiren (es wird aber nicht gemeldet auf welche Art, und zu welchen Grade) beyde aber wurden völlig curiret. Die beyden letzten Vorfälle, sind durch die geheilete Personen, und den Vater dessen der die Electrisirung verrichtet hat, einem Prediger, bescheiniget worden.

Art. XCV. Nachricht von dem Landgerichte zu Oxford, mit Anmerkungen.

Wie Rowland Jenks, ein Buchführer zu Oxford, wegen aufrührischer Reden verhöret wurde, vergiftete ein Gestank, welchen die Gefangenen aus dem Kerker mitgebracht hatten, fast alle Personen die dem Verhör beywohneten; nur die Frauen und Kinder ausgenommen. Dis ist die Begebenheit. Die Anmerkungen bestehen darin, daß Stowe, Cambden und Doctor Ethryg ein Arzt, welcher damals in Oxford practisirte, in ihren Nachrichten, betreffend die Anzahl der daran Gestorbenen, nicht eins sind: obwohl sie darin übereinstimmen, daß weder eine Frauensperson noch ein Kind gestorben; und daß ein Zufall von derselben Art sich in Cambridge, 1522. und in dem Gerichte Old Bailey, im May, 1750, zugetragen habe.

Art. XCVI. Beschreibung des Grundrisses von Peking, der Hauptstadt in China, welcher der königlichen Gesellschaft von Vater Gaubil einen Jesuiten, übersand worden.

Art.

Art. XCVII. Dieser Artickel beschreibet eine Erfindung, wodurch der Ventilator vermittelst der Feuermaschine in Arbeit gebracht wird; zum Nutzen derer, die in den Schachten arbeiten, worin man die Feuermaschine gemeiniglich brauchet, um das Wasser wegzuschaffen. Vermittelst dieser Erfindung wird der Hebel der Feuermaschine, welcher sich auf und nieder beweget, und, eins ins andere gerechnet, in einer Minute etwa 12 Stösse vollbringt, solchergestalt eingerichtet, daß er ein Rad beständig nach einer Richtung beweget, anbey die Zahl der Stösse zu 50 bis 60 in einer Minute vermehret wird. Diese Maschine, welche man ohne die drey Kupferstiche, welche dem Aufsatze angefüget sind, nicht wohl verstehen kan, läßt sich auch zu andern sehr nützlichen Absichten in den Minen anwenden, und kan leicht so eingerichtet werden, daß sie eine Kornmühle, oder ein Rad, um Kohlen heraufzuheben, umdrehen kan.

Diese Erfindung ist sehr scharfsinnig und muthmaßlich neu, weil der Urheber derselben Herr Krane Fitzgerold, welcher auf mechanische Bücher und Handgrife sich sehr wohl verstehen muß, nirgend etwas, das derselben ähnlich wäre, angetroffen hat.

Art. XCVIII. Eine Methode refraktirende Teleskopen zu machen, wodurch die

Irr-

Irrthümer verbessert werden, welche aus der verschiedenen Brechungsart der Lichtstrahlen in den Objectivgläsern entstehen. Von Herrn Dolland.

Ein jeder Lichtstrahl, welcher schief aus einem dünnern durch einen dickern Körper geht, verändert seine Richtung und neiget sich nach der senkrechten Linie; und ein jeder Strahl, der schief aus einem dickern durch einen dünnern Körper geht, wendet sich von der senkrechten Linie ab. Diese Neigung des Strahls, welche aus der Veränderung seiner Richtung entsteht, heißt man Refraction oder Brechung, und diejenige Eigenschaft des Lichts, wodurch es sothaner Brechung fähig ist, heißt ihre Refrangibilität. Ein jeder Strahl ist vor seiner Brechung weiß, obschon er aus vielen andern Strahlen, deren jeder eine verschiedene Farbe hat, zusammengesetzet ist. So bald er gebrochen worden, theilet er sich in die Strahlen, woraus er zusammengesetzet ist, welche von dem Augenblicke an im Fortgehen sich von einander verbreiten, wie die Radii oder Speichen von ihrem Mittelpuncte. Diese Verbreitung (Divergirung) entsteht aus der verschiedenen Refrangibilität der ursprünglichen oder componirenden Strahlen, und je stärker der zusammengesetzte Strahl gebrochen wird, desto mehr werden die componirende Strahlen sich verbreiten, wenn

das

das Licht nur durch einen einzigen Zwischenkörper ist gebrochen worden.

Aus diesem Grundsatze haben die Sehekundige (Optici) geschlossen, daß zween verschiedene Zwischenkörper, welche in den Stand gesetzet worden, gleiche Brechungen zu verursachen, sie mögen seyn welche sie wollen, auch nothwendig gleiche Verbreitungen hervorbringen müssen; woraus ferner folget, daß gleiche und entgegengesetzte Brechungen nicht allein sich einander zerstören, sondern auch daß die Verbreitung der Farben, welche von einer Brechung verursachet worden, durch die andere wiederum verbessert werden müsse, und daß, eine Brechung hervorzubringen, welche sich nicht nach der verschiedenen Refrangibilität des Lichts richtete, eine unmögliche Sache sey.

Allein Herr Dolland hat die Unrichtigkeit dieser Schlüsse erwiesen durch viele Versuche, aus welchen erhellet, daß ein Lichtstrahl, nach gleichen und entgegengesetzten Brechungen, sich noch immer in componirenden Strahlen von verschiedener Farbe verbreitete; mit andern Worten: daß zween verschiedene Zwischenkörper können eine gleiche Brechung aber verschiedene Verbreitung; und gleiche Verbreitung aber verschiedene Brechung verursachen. Hieraus folget derhalben daß eine Brechung kan gemachet werden,

welche sich nicht richtet nach der verschiedenen Refrangibilität des Lichts: mit andern Worten, daß, wenn die Zwischenkörper verschieden sind, verschiedene Brechungen entstehen können, obschon zu gleicher Zeit die Verbreitung, welche durch die eine Brechung verursachet worden aufs genauste entgegengewirket wird von derjenigen Verbreitung, welche durch die andere verursachet worden, folglich ein Gegenstand könne gesehen werden durch Zwischenkörper welche miteinander die Strahlen zusammen bringen, (convergirend machen) ohne daß sie unter verschiedenen Farben erscheinen.

Dies ist der Grund der Verbesserung der refringirenden Teleskopen des Herrn Dolland. Bey einigen in der Folge angestelleten Versuchen nahm er wahr, daß verschiedene Arten Glas ungemein verschieden waren in ihrer refringirenden Kraft in Absicht auf die Verbreitung oder Divergenz der Farben. Er befand, daß Kronglas (Crown glass) die wenigste, und weiß Kristallglaß (White flint) die meiste Divergenz verursache, wenn sie in Formen, die gleiche Brechungen machen, geschliffen sind. Er schliff ein Stück weiß Kristallglas zu einem Keil von ungefähr 25 Grad und ein Stück Kronglas zu einem Keil von ungefähr 29 Grad, und befand daß sie fast eine gleiche Strahlenbrechung machten; aber die Divergenz der Farben war sehr verschieden. Er schliff darauf

ver-

verschiedene andere Stücken Kronglas zu verschiedenen Winkeln, bis er eines bekam, welches in Divergenz einem Keile aus weissem Kristallglase, von 25 Grad, gleich war; dergestalt daß, nachdem sie so zusammengesetzet waren, daß sie in entgegengesetzten Richtungen refringirten, das refringirte Licht völlig ohne Farbe war: wie er darauf die Refraction eines jeden Keils maß, fand er, daß die Refraction des weissen Glases sich zu der vom Kronglase, beynahe wie 2 zu 3 verhielte; weswegen allezeit zween Keile, welche aus diesen beyden Materien in dieser Proportion gemachet worden, wenn sie so verbunden werden, daß sie in entgegengesetzten Richtungen refringiren, das Licht so refringiren, daß die verschiedene Refrangibilität der componirenden Strahlen nicht das geringste dabey wirket.

Um derohalben zwey sphärische Gläser zu machen, welche das Licht in entgegengesetzten Richtungen brechen sollen, muß das eine hohl, das andere linsenförmig seyn; (Concavum, convexum) und da die Strahlen, nachdem sie durch beyde gegangen, in einem Brennpunkt (focus) zusammenkommen müssen, so muß der Ueberschuß der Refraction in dem linsenförmigen Glase seyn; und da das linsenförmige am meisten refringiren soll, so lehret der Versuch, daß es von Kronglase, so wie das hohle, da es am wenigsten re-

refringiren soll, von weissen Kristallglase seyn müsse.

Ferner, gleichwie die Refraction der sphärischen Gläser in umgekehrten Verhältnisse mit ihren Focaldistanzen stehen, so folget daß die Focaldistanzen der beyden Gläser müssen umgekehret seyn als die Verhältnisse der Refractionen der Keile: denn wenn sie in dieser Proportion stehen, so wird ein jeder Lichtstrahl, der durch dieses verbundene Glas geht, in welchem Abstande von seiner Achse es auch seyn mag, allezeit refringiret werden durch die Differenz zwischen zwo entgegengesetzten Refractionen die zu der Proportion erfoderlich sind (*), mithin wird die Wirkung der verschiedenen Refrangibilität des Lichts verhindert werden.

Die Abhelfung dieser Hinderniß brachte aber eine neue hervor. Denn da die zwo solchergestalt zusammengesetzten Gläser Segmente von sehr tiefen Sphären sind, wurden die Abweichungen (Aberrations) von den sphärischen Oberflächen so beträchtlich, daß sie die Deutlichkeit des Bildes sehr verderbeten. Doch, wenn man

(*) Im Englischen heisset es: Every ray of light, thot posies thro' this combined glos, at whotever distance from its axe, will constantly be refracted *by the difference betwcen two contrary confractions* in the proportion required.

man erwäget, daß die Oberflächen der sphärischen Gläser vieler Veränderungen fähig sind, obschon des Brennpuncts Abstand bestimmet bleibt, mithin durch diese Veränderung die Abweichungen nach Belieben grösser oder kleiner gemacht werden können; so erkante Herr **Dolland**, daß es möglich wäre die Abweichungen von zwoen Gläsern allezeit gleich zu machen, und daß, da in diesem Falle die Refractionen der beyden Gläser einander entgegengesetzt waren, ihre Abweichungen die sich gleich sind, einander zernichten müssen.

So erlangte er eine volkommene Theorie Objectivgläser zu machen, deren Oefnungen er kaum Grenzen bestimmen konte: denn wenn die Ausübung mit der Theorie übereinkommen wolte, so müssen sie grosser Oefnungen fähig seyn, folglich sehr stark vergrössern.

Indessen bleiben die Schwierigkeiten bey der Ausübung sehr beträchtlich. Denn 1. müssen sowohl die Focaldistanzen als die besondern Oberflächen aufs allergenauste in Proportion gesetzet werden mit der Dichtheit oder den refringirenden Kräften der Gläser, welche verschieden sind in derselben Art Gläser, die zu verschiedener Zeit verfertiget worden. 2. Die Mittelpuncte der beiden Gläser müssen ganz richtig auf die algemeine Achse des Teleskops gesetzet werden. Und 3. sind hier 4. Oberflächen welche volkommen sphä-

sphärisch müssen ausgearbeitet werden. Indessen kan Herr Dolland auf diesen Grundsätzen Teleskope, mit solchen Oefnungen und vergrösserten Kräften in bestimmten Längen verfertigen, die alle bisher gemachte weit übertreffen, wovon genugsame und unläugbare Bescheinigung vorhanden ist.

Art XCIX. Nachricht von einigen ungewöhnlichen Wirkungen der krampfichten Zückungen oder Convulsionen.

Der Patient war eine junge Frauensperson. Ihre Zückungen waren zuweilen algemein; zuweilen wurde nur ein Muskel, zuweilen eine besondere Classe derselben angegriffen. Auf die Zückungen folgete ein paralytisches Unvermögen des Muskels, welcher gelitten hatte. Hatten die Muskeln, welche das Niederschlucken verrichten, Zückungen gehabt, so erfolgete ein gänzliches Unvermögen niederzuschlucken darauf und dauerte viele Stunden: hatten die Augen den Krampf gehabt, so wurde der Patient für eine geraume Zeit blind, welches einmal ganzer fünf Tage anhielte. Nachdem die Muskeln des Larynx stark gelitten hatten, blieb sie 14 Monate stumm, und ihr Gehirn war durch den Krampf dergestalt zerrüttet worden, daß sie das Schreiben vergessen hatte: nachdem sie aber durch vier Stunden Tanzen sich stark erhitzet hatte, bekam sie plötzlich

beydes das Vermögen zu reden und zu Schreiben wieder. Nachdem die Convulsionen, welche einige Wochen anhielten, sie verlassen hatten, und sie noch immer stumm blieb, versuchte man es, ihr durch die Electricität wieder zur Sprache zu verhelfen; doch dies zog ihr neue Zückungen zu: Man muste es also der Zeit anbefehlen, welche sie zuletzt glücklich von allen ihren Qualen erlöfete.

Art. C. Nachricht von einem merkwürdigen Hagelwetter in Virginien; von Francis Fauquier Esq. Stadthalter.

Dieses Ungewitter ereignete sich den 9 Heum. 1758, ungefähr um 4 Uhr Nachmittages; es folgete auf einem Donner und Blitze, und kam aus einer Wolke welche kaum eine englische Meile lang war, und über die Stadt Williamsburg nach Südosten zog. Die Hagelsteine waren ein länglichtes Viereck, anderthalb Zoll lang und drey Vierthel Zoll breit, so daß aus einem jeden sich zween Würfel, deren Seiten drey Vierthel Zoll ins Gevierte hielten, machen liessen. An der einen Seite rageten scharfe Spitzen, wenigstens einen halben Zoll lang, hervor. Der Stadthalter kühlete mit denselben noch des folgenden Tages seinen Wein, und ließ Milchrahm damit gefrieren; und sie waren, wie er des folgenden Abends zu Bette gieng, noch nicht ganz weggeschmolzen.

Sie

Sie zerschmetterten alle Glasscheiben an der Nordseite seines Hauses, und zerstöreten seinen Garten ganz und gar.

* *

Fortgesetzter Auszug aus den philosophischen Transactionen.

(Gentl. Magaz. 1759 Christmon. p. 571. folg.)

Art. CI. Ausserordentlicher Vorfall eines verderbten Auges.

Der Patient war ein starker Knabe von etwa 14 Jahren. Wie derselbe in der Osterwoche 1756 auf dem Felde mit ungewöhnlicher Anstrengung seiner Kräfte im Dünger arbeitete, fühlete er eine plötzliche und heftige Pein im linken Auge. Die Pein wurde immer stärker; es erfolgete eine Entzündung, und das Auge wurde täglich grösser. Wie dasselbe den 7 des folgenden Weinmonats von einem Wundarzte untersuchet wurde, fand sich, daß es aus seiner Kammer herausgetreten war, und die Wange herunter bis zur Oberlefze hieng. Die Häute waren sehr entfärbet, alle Gefässe aufgedrungen, und das Gesicht gänzlich verloren gegangen. Die Feuchtigkeiten waren wie ein wallender Eiter, und da man auf den Aug-

apfel drückete, zerbarst das Auge am Rande des Regenbogens und sprützete Eiter heraus. Man entschloß sich alsobald zum Ausschneiden, um das rechte Auge, welches schon sehr entzündet war, zu erhalten. Es wurde demnach ein Stich mit dem Lanzet nahe an dem äussern und kleinem (Canthus) Winkel des Auges gemacht, und der ganze ausgedehnte Ball nahe an den Augenliedern mit einer gekrümmeten Scheere weggeschnitten. Die Höhlung wurde gereiniget und mit weicher Karpei ausgefüllet, über welche in warmen rothen Weine und Wasser eingetauchte Polster geleget, und alles mit der Monoculus-Bandage befestiget wurde. Man ließ etwas Blut aus dem Arme, und verordnete, ausser salpetrischen und schmerzstillenden Arzeneyen eine gehörige Diät. Das Fieber und die Entzündung nahmen almählig ab, die Eiterung wurde in ein paar Tagen gut, das ausgedehnte Augenlied zog sich zusammen, und man glaubte, daß die völlige Genesung vorhanden wäre.

Allein den 7. Winterm. machte der Knabe die Hausthüre auf, und, da es ein kalter regnichter Abend war, wehete der Wind ihm den Regen ins Gesicht. Darauf fieng in derselben Nacht die Wunde wiederum an zu schmerzen, die Augenlieder schwollen, alles in der Augkammer wurde entzündet, es kamen schwammichte Auswüch-

wüchse hervor, und ein abwechselnd Fieber stellete sich ein. Das Fieber wurde zwar durch die China vertrieben; aber die Theile in der Augkammer schwollen immer weiter auf, und die schwammichten Auswüchse wurden so groß und aufgedunsen, als das Auge vor dem Wegschneiden gewesen war. Alles was man darauf legte war ohne Wirkung. Im Hornung 1757 kamen die übrig gebliebenen Häute des Auges, an den meist hervorstehenden Theilen des Auswuchses, zum Vorschein, man fühlete eine wallende Feuchtigkeit, und entdeckte volkommen eine Hydrophtalmie. Es waren aber die Theile so empfindlich, und die Häute so dicke, daß man keinen Stich darin machen konte, bevor der Cystus, welcher durch die Ausdehnung einer der Häute formiret zu seyn schien, sich etwas mehr von dem Fungus, oder schwammichten Auswuchse frey gemachet hatte. Der Cystus dehnete sich immer weiter aus, bis er die Ränder des Fungus von einander trennete; die Wallung (fluctuation) wurde sichtbarer, und die Membranen dünner. Endlich am 15 des folgenden Brachmonats wurde der Cystus mit der Spitze einer Lanzette geöfnet, und eine grosse Tasse voll Serum, das weder Geruch noch Geschmack hatte, ohne sonderliche Pein heraus gebracht. Die Höhlung wurde wie das vorigemal behandelt, und dieselbe Verbindung wiederholet. Etliche Tage

lang kam viel Serum heraus, und am 19 war das schwammichte beträchtlich kleiner geworden: die Wunde wurde mit warmer unguentum e gummi elemi verbunden, und der Fungus mit aq. calcis rosarum & tinctura myrrhæ gewaschen. Wie man am 23 das Verband wegnahm, zeigte der Cystus sich lose und zusammengefallen, und wurde ohne Schwierigkeit und Schmerzen mit einer Zange herausgezogen. Der schwammichte Auswuchs nahm täglich ab, die Wunde digerirte gut, und am 7 August, war der Kranke völlig genesen. Wie man den Cystus, so bald er herausgenommen war, maß, hatte er $3\frac{1}{2}$ Zoll in der Länge, und $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchschnitte, und schien die Tunica sclerotica zu seyn. Das rechte Auge hat nichts gelitten.

Art. CII. Nachricht von der Hitze in Georgia.

Art. CIII. Algemeine Methode die Summe eines jeden 2, 3, 4 und 5ten Termini einer Reihe, welche in der Ordnung genommen, zu bestimmen, wenn die ganze Reihe bekant ist.

Dieser Artickel leidet keinen Auszug.

Art. CIV. Eine Beobachtung der Mondfinsterniß 1757 den 30 Heum.

Dieser Artickel leidet keinen Auszug.

Art.

Art. CV. Anmerkungen über den Manchenelloapfel.

Man saget und glaubet durchgehends von diesem Baume, daß die Wunde eines Pfeils, der in seinen Saft getauchet worden, tödlich sey, daß der Regen, welcher von seinen Blättern trieffet, auf der Haut Blattern erwecke, die denen, welche aus siedenden Oele entstehen, ähnlich sind; ja daß sein Schatten so schädlich sey, daß wer darunter schläffet, davon schwelle. Bey dem allen hat eine schwangere Frau drey Aepfel davon ohne den geringsten Schaden gegessen; und eine starke Mannsperson von etwa 45 Jahren, hat über zwey Dutzend davon verzehret, und ist nicht länger als 24 Stunden krank gewesen. Ungefähr eine Stunde, nachdem er sie gegessen hatte, schwoll sein Bauch, er klagte über eine brennende Hitze in den Eingeweiden, und konte den Körper nicht gerade halten: die Lippen schworen von dem Safte der Frucht, und er bekam einen kalten Schweiß. Diese Zufälle wurden durch den Sod einer Ricinus, die Avellana purgatrix, vertrieben, welches Wasser, nachdem er stark davon getrunken, ein heftiges Erbrechen und Purgiren verursachete, welches unter Gefahr seines Lebens 4 Stunden anhielte. Nachdem die Wirkungen des Decoct vorüber waren, ließ man ihn herumgehen, und etwas Reissuppe vollendete die Genesung.

Art. CVI. Nachricht wie man Erz magnetisch machen, und demselben die Richtung nach den Polen geben könne.

Herr Arderon berichtet in diesem Artickel, daß er viele Stücke Erz angetroffen, welche die Magnetnadel an sich zogen, und daß er diese Eigenschaft zweyen Stücken die sie nicht hatten dadurch mitgetheilet, daß er sie gehämmert und ihnen die doppelte Anrührung nach Herrn Mitchels Methode gegeben. Allein das magnetische Erz ziehet das Eisen nicht an sich, und es giebt Erz, welches sich schlechterdings nicht magnetisch machen lässet, ungeachtet man nicht siehet daß es von andern Erze in irgend einem Stücke verschieden sey. Es wird hieraus geschlossen, daß das Erz kein bequemes Metall sey, wovon man Compaßbüchsen machen könne, sondern daß das Kupfer demselben vorzuziehen sey, weil kein Versuch gelingen wollen, dem Kupfer den geringsten Grad der magnetischen Kraft oder der Richtung nach den Polen zu geben.

Art. CVII. Nachricht von dem Seepolypus.

Dieser Polypus ist von der Gattung derer, die man Octopus, (Preke oder Pour-contrel) nennet, hat acht am Kopfe in gleichen Zwischenräumen von einander stehende Arme, zwey Augen unter den Armen, und einen kurzen dicken Kör-

per.

per. Die Arme sind ungefähr drey Zoll lang, an ihrer Wurzel vereiniget, und laufen an den Enden spitzig zu. Nahe am Kopfe sind sie viereckigt, gleichwie sie aber unten nach und nach sich zusammenziehen, werden sie an den Enden dreyeckigt. An der oberen Seite der Arme sind zwo Reihen Schößlinge, von welchen man glaubt, daß derselben bey tausend seyn.

Art. CVIII. Beschreibung eines ausgegrabenen Gerippes eines Thieres, welches in dem Allaunfelsen bey Whitby gefunden worden.

Man siehet, daß dieses Thier von der Eidexenart, vierfüßig und eins von denen, die im Wasser und auf dem Lande leben, gewesen sey. Es ist ungefähr 14 Fuß lang, und also viel grösser als ein Thier von dieser Art jemals lebendig in Europa gefunden worden. Die Substanz und natürliche Farbe der Knochen ist an den meisten Stellen geblieben, auch ist die Membrane, welche dieselbe unmittelbar bedecket, an der unteren oder bedeckten Seite noch ganz. Das glatte Schmelzwerk der Zähne ist auch noch deutlich zu sehen. Die Höhlungen der Knochen waren von einer Materie mit dem Felsen, einem schwärzlichen Schiefer. Die Spitze, oder der Berg, welcher auf diesem Felse steht, erhebet sich etwa 60 Yards (90 deutsche Ellen) senkrecht über dem schwarzen

Schie-

Schiefer oder Allaunfelse, und bestehet aus verschiedenen Schichten von Erde, Thon, Mergel und Stein. Das Gerippe wurde in der Tiefe von ungefähr 10 Fuß in dem Allaunfelse, und etwa 6 Yarde von dem Fusse des Berges gefunden, und lag bey Springfluten etliche Fuß unter dem Wasser. Man erinnert sich noch, daß der Berg 20 Yarde weiter ins Meer sich erstrecket habe als itzo, so daß die Knochen damals unter demselben müssen gelegen haben, und man hat unläugbare Gründe zu glauben, daß er ehemals eine englische Meile weiter hinausgelaufen sey, welchen Strich Landes die See itzo an diesem Orte weggerissen hat. Es ist derhalben, fast bis zum Erweise, klar, daß dieses Thier älter als die Sündfluth sey, und durch dieselbe hier müsse begraben worden seyn. Denn da die Schichten über demselben nimmer in einer so grossen Tiefe von 180 Fuß haben können gebrochen seyn, so muß es hier bedecket worden seyn wie die Schichten zuerst entstunden.

Art. CIX. Eine Verhandlung über die phönizische Zahlzeichen, welche vor Alters in Sidon gebräuchlich gewesen: von Herrn Swinton, in Christ-Church zu Oxford.

Herr Swinton hat verschiedene Proben seiner ungemeinen Fertigkeit in dieser Art Wissenschaften gegeben. Auf die Kentniß der phönizi-

schen

schen Zahlzeichen gerieth er durch die Palmyrenische, indem er wahrnahm, daß beyde fast einerley waren; und diese Kentniß hat ihn in den Stand gesetzet, die bisher ganz unbekanten phönizischen Jahrzahlen auf verschiedenen sidonischen Münzen mit hinlänglicher Genauigkeit zu bestimmen. Eine dieser Münzen ist mehr als hundert Jahre vor Christi Geburt geschlagen. Er hat in diesem Artickel verschiedene sidonische Münzen, wovon die mehresten schon vorhin bekant gemachet worden, abstechen lassen, und gezeiget, daß die beyden ersten Buchstaben auf der Exerge ein ש und ד seyn, und die Worte שנת צדן, deren Anfangsbuchstaben sie sind, d. i. das sidonische Jahr, zu erkennen geben. Die übrigen Buchstaben sind Zahlzeichen und drücken das Datum aus. Er bemerket auch, daß die Sidonier vor Alters sich zwoer Zeitrechnungen (æra) bedienet haben; der von Seleukus, und einer andern, welche den Einwohnern der Stadt Sidon eigen war, und beynahe mit dem 648 Jahre der Stadt Rom übereinstimmete, und daß das sidonische Jahr auf diesen Münzen eben diese Zeitrechnung sey. Herr Swinton hat in dieser Schrift eine Tabelle der phönizischen oder sidonischen Zahlzeichen, von 1 bis 1000, geliefert, welche eine beträchtliche Vermehrung derjenigen Samlung der Zahlzeichen verschiedener Nationen

ist,

ist, die neulich von dem gelehrten Bischof Beveridge gemacht worden.

Art. CX. Von der Unregelmäßigkeit der Bewegung eines Nebenplaneten, welche aus der sphäroidischen Figur seines Hauptplaneten entsteht.

Wenn der Hauptplanet eine vollkommene Kugel ist, so gehet die Kraft, wodurch der umlaufende Planet oder Trabant in seiner Laufbahn gehalten wird, nach den Mittelpunct des Planeten, und verändert sich in umgekehrten Verhältnisse mit den Quadrat der Entfernung von demselben: ist aber der Hauptplanet sphäroidisch, so hat weder die Kraft, welche auf den Trabanten wirket, dieselbe Richtung, noch verändert sie sich in derselben Proportion. Zwar ist die Unregelmäßigkeit der Bewegung des Monds, als eines Trabanten der Erde, nur klein, weil die Figur der Erde nur wenig von der kuglichten unterschieden ist, aber die Unregelmäßigkeiten der Trabanten des Jupiters sind beträchtlich, weil sie näher sind, wenn ihre Entfernung durch seine halben Diametern gemessen werden, und weil seine Figur von der kuglichten sehr weit verschieden ist. Die geometrischen Processe, wodurch die Gesetze dieser Verschiedenheit erwiesen werden, und ihr Grad bestimmet wird, lassen sich in keinen Auszug bringen, ja nicht einmal verständlich machen,

wenn

wenn man die Figuren, worauf sie sich beziehen nicht dabey hat.

Art. CXI. Anmerkungen zu den Vorfall des norfolkischen Knaben, welcher durch verschlungene Mahlerfarbe, von den Würmern curiret worden. Von Doctor Wall, von Worcester (*)

Doctor Wall glaubet, daß das Oel nicht allein verhindert habe, daß die grosse Menge Bleyweiß, welche der Knabe verschlungen, demselben nicht tödlich gewesen; sondern daß es auch die eigentliche Ursache des glücklichen Erfolgs gewesen. Das Oel, sagt er, sey allen Arten der Insecten verderblich, inmassen nicht allein diejenige welche, nachdem sie in Stücken geschnitten worden, lebendig bleiben, sondern auch die, welche nach ihrer Ersäuffung im Wasser, durch die Wärme wieder aufleben, ohne Hofnung sterben, wenn sie in Oel getauchet werden: Oel sey darum oft als ein Wurmvertreibendes Mittel vorgeschrieben worden, aber selten in solcher Quantität, daß es Wirkung thun können: da man noch immer zu den stark purgirenden Sachen seine Zuflucht nimt, welche aber allezeit gefährlich und zuweilen tödlich sind; als zu den Blättern und Safte des Helleboraster, der Rinde des indianischen Kohlbaums, der Koloquinte, Jalapharze, Spieß-

(*) Siehe Brem. Magaz. B. 4. S.

Spießglase; oder zu solchen Medicamenten, welche die Würme durch eine mechanische Eigenschaft tödten sollen, als dem rohen Queckſilber, und dessen mildere Zubereitungen, zur Aloe und andern bittern Dingen, Feilstaube von Zinn, Mittelsalzen, vitriolischen Säuren. Alle diese Dinge aber thun oft keine Wirkung. Doctor Wall entschloß sich derhalben die Kraft des Oels, in starken Quantitäten zu versuchen, zumal da man von demselben eine grosse Portion ohne den geringsten Schaden geben kan.

Seinen ersten Versuch machte er bey einem Kranken im Hospital zu Worceſter, welchem er folgendes verordnete:

℞. Ol. oliv. Lib. semis spir. Vol. aromat. drachma 2 Misce Copientur Cochl. III. mane & H. S.

Der spir. Vol. ist darunter gethan, um das Oel seifenartig zu machen, damit derselbe sich desto eher mit den Säften des Magens und den ersten Wegen vermische. Dieses Mittel trieb in wenig Tagen viele Würme ab.

Einem andern Kranken, welcher ein Knabe war, der von den Würmen so viele krampfichte Bewegungen bekommen hatte, daß er die Vernunft darüber verlohren, verordnete er eine Mixtur von Leinöl 7 Unz. Tinct. Sacr. 1 Unz. zu vier Löffelvoll, Morgens und Abends, worauf

nach

nach einer Woche ein runder Wurm von ihm ging. Wie er gegen die Tinct. Sacr. einen Eckel bekommen hatte, gab man ihm das Oel allein, worauf in 14 Tagen 60 Würmer von ihm giengen, und seine Vernunft mehrentheils wieder kam. Dieselbe Medicin hatte auch bey mehr andern Personen, besonders einer, welche von den Würmen die fallende Krankheit bekommen hatte, heilsame Wirkungen. Der Doctor ist der Meinung, daß von den trocknenden Oelen, als dem Nuß- und Leinsamenöle kräftigere Wirkungen als von andern zu erwarten seyen, und sagt daß eine Dame auf dem Lande, den armen Kindern ihrer Nachbarschaft, zweymal in der Woche ein Stück gerösteten Brodts, in Nußöl getuncket, mit ein wenig Wein, zu geben pflege, welches die besten Wirkungen hätte.

Art. CXII. Anmerkungen über die americanische See-Sonnen-Krone, einem Insecte, welchem dieser Name gegeben wird von Herr Peysonell.

Der Durchmesser dieses sogenanten Insects ist ungefähr drey Zoll, und es gehen aus dem Mittelpuncte gewisse Strahlen, als weisse Nerven auf einem feuchten gelbvioletfarbigen Fleische. Mit der Grundfläche oder Basis, welche platt und rund ist, hängt es fest an einem Felsen. Der Körper, sagt er, erhebet sich senkrecht bis

zur Höhe von drey Zoll: doch wenn dem also ist, so muß sein Durchmesser weit mehr als drey Zoll seyn; oder es muß eine Kraft besitzen seine Substanz auszudehnen und zusammenzuziehen. Er sagt, er wisse nicht, wie dieses Thier, welches er nun einen Fisch nennet, lebe, oder wie sein Bau beschaffen sey, weil er weder Mund, Eingeweide, noch ein Werkzeug, welches zu seiner Nahrung bestimmet wäre, daran entdecken können.

Art. CXIII. Nachricht von verschiedenen seltenen Gattungen der Barnacles.

Barnacle ist ein Schalenfisch, welchen man an den Böden und Seiten der Schiffe, zuweilen auch an den Finnen und Schwanze des Wallfisches, und sehr oft an den Schalen der Austern angeklebet findet. Die Seeleute nennen ihn Clam, d. i. Anklammer, und die Naturkündiger, Concha anatifera. Seine Arten sind der Balanus und die Pinna marina.

Der gemeine englische Barnacle hat 24 Klauen, wovon die 12 längste aufrecht auf seinem Rücken stehen: alle vereinigen sich paarweise am Leibe, und haben einen gemeinschaftlichen Fuß oder Basis. Sie sind klar, hornicht und aus Gliedern zusammengesetzet, ein jedes Glied ist an der hohlen Seite mit zwoen Reihen Haaren versehen, und das Thier ist stets beschäftiget seine Klauen auszustrecken und zurückzuziehen, und be-

die-

dienet sich derselben statt eines Netzes, seinen Raub zu fangen. Neben diesen stehen noch 12 kleinere Füsse, sechs an jeder Seite, welche auch in Paare eingetheilet sind, und bestimmet zu seyn scheinen, ihm statt der Hände zu dienen, indem sie beugsamer und haarigter sind. Es hat auch einen Rüssel, welcher aus der Mitte der Basis der grössern Klauen entsteht, und etwas länger als dieselbe ist. Er besteht aus Ringen, die nach und nach bis zum äussersten Ende kleiner werden, und dieses Ende ist von einem Zirkel von kleinen Bürsten umgeben, welche auch nach dem Willen des Thieres beweglich sind, aber mit den andern kleinen Haaren des Rüssels verschwinden, so bald es stirbt. Inwendig in dem durchscheinenden Rüssel siehet man die Zunge; der Mund gleichet einem zusammengeschnürten Beutel, und steht an der Stirn. In desselben Falten stehen 6 oder 8 hornichte Blätter oder Zähne aufrecht, deren jeder seine Sehne hat, welche seine Bewegung regieret. Unter dem Munde liegt der Magen, die Eingeweide und diejenige Sehne, wodurch das Thier an der Schale gebunden ist. Dies ist die allgemeine Schilderung der Thiere von der ganzen Art. Es sind zwar verschiedene ungemeine Gattungen in diesem Artickel beschrieben, allein man kan ihren Unterschied, ohne den angefügten Kupferstich, nicht wohl begreifen.

Art. CXIV. Fernere Nachricht von den giftigen Wirkungen der Oenantha aquatica, succo viroso crocante des Lobel, oder Schirling Dropwort (filipendula) von Doctor Watson.

Die vorhergehende Nachricht dieser Pflanze (siehe Gent. Mag. Vol. XVII. p. 321.) obwohl sie daselbst Oenanthe aquatica cicutæ facie des Lobel genant wird. Sie ist an angezogenen Orte besonders beschrieben, und mit einem Kupfer erläutert, in welchem auch die Zelleri und Petersilienblätter abgebildet werden, welche den Blättern der Oenanthe sehr ähnlich sind, deren Unterscheid man durch Vergleichung leicht einsehen kan. Es ist in demselben Band S. 566 auch eine Art zu heilen von Doctor Allen bekant gemacht, und Anweisung gegeben, wie man die von ihm erwähnte Arzneymittel zubereiten solle. S. 573.

Dieser Artickel in den philosophischen Transactionen enthält nur ein einziges Exempel tödlicher Wirkungen, welche aus dem Essen dieser schädlichen Wurzel entstehen und wobey die Zufälle eben dieselben mit jenen gewesen, wovon im B. 17. p. 321.

Art. CXV. Eine Nachricht von der Patella oder Muschelfisch in Bermuda.

Der Geschlechtscharacter dieses Muschelfisches ist, er sey ohne Blut mit einer einzigen Schale

un

ungewunden, und einem kurzen stumpfwinklichten Kegel ähnlich, ferner unbeweglich ohne Loch an der Spitze. Dieser Arrickel ist blos eine Beschreibung der beygefügten Kupferplatte, worin 2 dergleichen hieher von Bermuda geschickte Fische abgezeichnet sind.

Art. CXVI. Abhandlung von der Zimmet oder Caneelrinde.

Diese Staude wird nicht hoch, und wächst in Ceyland, Malabar, Java, Sumatra, und anderen Theilen Ostindiens. Ray hat sie unter dem Titel de arboribus pruniferis beschrieben. Die einzige hier abgehandelte Frage ist, ob der Zimmet von Ceylon mit dem von Malabar Sumatra und andern Orten einerley sey. Der Verfasser Taylor White schliesset aus hinlänglichen Beweisen, es sey einerley, und der von Schriftstellern bemerkte Unterscheid sey blos zufällig, der entweder aus dem Alter des Baumes, dem Theil an welchen die Blätter wachsen, oder aus der Art und Weise die Rinde zu trocknen, und aufzuheben, seinen Ursprung nehme.

II.

Gedanken über die Fortpflanzung, Erhaltung und Zerstörung im thierischen Reiche.

(Univers. Magaz. 1759. May. p. 232.)

Wenn wir die Werke des Schöpfers betrachten, so erwecket nichts mehr unsere Verwunderung, als die Zeugung der Thiere: vornehmlich verdienet desselben Anordnung, wodurch Er die Empfängniß und Geburt der Frucht nach ihrer Natur und Art zu leben eingerichtet hat, unsere Aufmerksamkeit.

Es ist keine Gattung Thiere, die denjenigen Brand der Liebe nicht empfinden solte, welcher in der Absicht in ihnen entzündet wird, damit der Befehl des Schöpfers: Seyd fruchtbar und mehret euch, erfüllet, und das Ey, worin die Grundlage des Thierleins ist, befruchtet werde. Denn ohne Befruchtung ist ein jedes Ey zur Hervorbringung der Brut ungeschickt.

Füchse und Wölfe heulen in den Wäldern herum wann sie diesen Brand fühlen; ein Schwarm Hun-

Hunde folget der Hündin; Stiere sehen fürchterlich und ganz anders als Ochsen, aus; Hirsche verwechseln jährlich ihr Geweihe, welches, sie in der Brunstzeit abwerfen, Vögel sehen schöner als gewöhnlich aus und zwitschern den ganzen Tag vor Liebe. Wir sehen daß kleine Vögel sich bemühen einander im Singen, und die Hähne einander im Krähen zu überwinden; die Pfauen sträuben sich mit ihren bunten und herrlichen Fächern; die Fische versamlen sich in Haufen und hüpfen im Wasser; die Heuschrecken schwirren und pfeifen im Grase; die Endten thun sich in kleine Völkerschaften zusammen, und begeben sich nach ihren Festungen. Ich übergehe viele andere Beyspiele dieser Art, damit ich nicht zu weitläuftig werde.

Das befruchtete Ey erfodert einen gewissen Verhältnißmäßigen Grad der Wärme zur Ausdehnung der Grundtheilchen der Frucht zur Erreichung dieser Absicht wirket die Natur auf verschiedene Weise, weswegen wir bey den verschiedenen Gattungen der Thiere, eine verschiedene Art ihre Frucht ans Licht zu stellen bemerken.

Die Weibchen der vierfüßigen Thiere sind mit einer Gebährmutter versehen, welche gemacht ist die Frucht bequemlich zu tragen, derselben eine gemäßigte und erquickende Wärme, wie auch eine

geschickte Nahrung zu geben; weil die mehresten derselben auf der Erde leben und sich nähren.

Vögel sind genöthiget, wie aus andern Ursachen, so besonders um ihren Unterhalt zu finden, sich oft und behende von einem Orte zum andern zu begeben. Das Tragen der Frucht würde ihnen deswegen zu beschwerlich seyn. Darum legen sie Eyer, welche mit einer harten Schale bedecket sind; über dieselbe setzen sie sich, kraft eines natürlichen Triebes, um sie zu wärmen bis der junge Vogel herausbricht.

Der Strauß und Casuarius sind, so viel man weiß, die einzige Art Vögel, welche sich an dieses Gesetz nicht binden. Denn sie legen ihre Eyer in den Sand, woselbst die strenge Sonnenhitze sie ausbrütet.

Die Fische wohnen im kalten Wasser, und haben gröstentheils ein kaltes Blut; weswegen es ihnen an derjenigen Wärme fehlet, die zur Ausbrütung der Jungen nöthig ist. Der höchstweise Schöpfer hat darum verordnet, daß die mehresten derselben ihre Eyer ans Ufer legen müssen, wo das Wasser, wegen der Sonnenstrahlen wärmer, mithin zu dieser Absicht geschickter ist; weil hier das Wasser nicht mit so vielem Salze geschwängert, folglich milder ist. Auch giebt es hier mehr Wasserinsecten, welche der jungen Brut zur Nahrung dienen.

Wenn der Lachs leichen will, führet ihn ein natürlicher Trieb einen Fluß hinauf, wo das Wasser süsser und reiner ist.

Der Schmetterlingfisch (butterfly fith) ist davon eine Ausnahme, weil er seine Jungen lebendig zur Welt bringt.

Auch sind die Fische des Weltmeeres, welche der grossen Entfernung wegen kein Ufer erreichen können, von diesem Gesetze befreyet. Der Uhrher der Natur hat dieser Gattung schwimmende Eyer gegeben, welche zwischen dem schwimmenden Seemoos, Sargazo genant, ausgebrütet werden.

Die Wallfischarten haben warm Blut; deswegen bringen sie ihre Jungen lebendig zur Welt, und säugen dieselbe mit ihren Brüsten.

Viele beidlebige Thiere, gebähren lebendige Junge, als die Viper, Kröte ꝛc. Die Arten aber welche Eyer legen, legen dieselbe an solche Oerter, wo die Sonnenhitze den Platz der Mutterwärme vertritt.

Eben so legen die Frösche und Eydexe ihre Eyer in warm Wasser; die gemeine Schlange in Misthaufen und dergleichen warme Oerter, wo sie dieselbe der Natur, als einer vorsichtigen Pflegemutter, zur ferneren Besorgung überlassen. Krokodille und Meerschildkröten gehen ans Ufer

ihre Eyer unter den Sand zu legen, wo die Hitze der Sonne dieselbe ausbecket.

Die mehresten Insectenarten bringen weder Junge, noch brüten sie Eyer aus, und dennoch sind sie die zahlreichsten Geschlechter von allen lebendigen Geschöpfen, dergestalt, daß wenn die Grösse ihrer Körper ihrer Menge ähnlich wäre, sie kaum für irgend eine andere Gattung Thiere Raum übrig lassen würden. Laßt uns sehen mit welcher Weisheit der Schöpfer die Fortpflanzung dieser kleinen Thiere eingerichtet hat. Wenn die Weiblein sich mit den Männlein gepaaret haben, legen sie ihre Eyer, doch nicht an allen Oertern ohne Unterscheid, sondern wissen alle miteinander solche Stellen zu wählen, wo die Brut im zarten Alter Nahrung, und alles was ihre natürliche Bedürfnisse erfodern, antrift. Denn die Mutter stirbt bald nachdem sie die Eyer geleget hat, und wenn sie auch im Leben bliebe, so würde sie doch nicht vermögend seyn für ihre Jungen zu sorgen.

Fast alle Eyer der Insecten müssen, nachdem sie geleget worden, nach einem wunderbaren Gesetze der Natur, durch verschiedene Verwandlungen gehen. Das Ey eines Schmetterlings, z. E. nachdem es auf ein Kohlblatt geleget worden, wird allererst zu einer Raupe, welche sich vom Kraute nähret, kriechet und 16 Füsse hat. Diese verwandelt sich darauf in eine Puppe, welche 16

Füsse

Füsse hat. Diese verwandelt sich darauf in eine Puppe, welche keine Füsse hat, glatt ist, und nichts genieſſet. Aus dieser bricht endlich ein Schmetterling hervor, welcher flieget, mancherley Farben hat, rauch ist, und sich vom Honig nähret. Was ist wunderbarer als daß ein und dasselbe Thier unter so vielen Gestalten, als ob es drey verschiedene Thiere wären, die Auftritte seines Lebens vollbringt?

Die Zeugungsgesetze des Gewürms sind noch sehr dunkel, indem wir sehen daß etliche durch Eyer, etliche durch Ableger, eben wie die Bäume, sich vermehren. Man hat mit der grössesten Verwunderung wahrgenommen, daß der Polyp oder Hydra Schößlinge und lebendige Zweige, vermittelst welcher er sich vermehret, ausschießt. Ja was mehr ist, wann man ihn in verschiedene Stücke zerschneidet, bildet sich ein jedes Stück, nachdem es ins Wasser geworfen zu einem vollständigen Thiere, so daß die abgerissene Stücke aus einem einzigen Stücke wieder zu ihrem Ursprunge hergestellet werden.

Die Vermehrung der Thiere ist nicht bey allen an einerley Regeln gebunden. Denn einige haben ein ungemeines Vermögen sich zu vermehren; andere sind in dieser Absicht enger eingeschränket: überhaupt läßt sich aber diese Ordnung der Natur anmerken, daß die kleinesten und nützlichsten Thiere, und die welche der grössesten Anzahl an-

de-

derer Thiere zur Nahrung dienen, mit einem grösserm Vermögen sich zu vermehren, als andere, begabet sind.

Auf die Zeugung folget die Erhaltung. Diese offenbaret sich vornehmlich in dem zarten Alter, da die Jungen noch nicht vermögend sind sich selbst zu unterhalten. Dann reget sich bey den Alten, wie grimmig sie auch sonst von Natur sind, eine bewundernswürdige Zärtlichkeit und Liebe gegen ihre Jungen, daß sie sich keine Mühe verdriessen lassen dieselbe zu versorgen, zu bewachen und zu bewahren; und das nicht durch ein gemachtes, sondern von dem HErrn der Natur selbst gegebenes Gesetz.

Vierfüßige Thiere säugen ihre Jungen, und nähren dieselbe mit einer Feuchtigkeit welche sich leicht verdäuen läßt, bis ihre Magen im Stande sind eine stärkere Speise zu verdäuen, und ihre Zähne Stärke genug haben dieselbe zu käuen. Ja ihre Liebe geht so weit, daß sie das äusserste ihrer Kräfte anwenden, alles was den Jungen Gefahr oder Verderben drohet, obzuwehren. Ein Schaaf welches zwey Lämmer zugleich geboren, läßt das eine nicht eher zu ihrer Brust bis das andere auch da ist, und mit saugen kan; damit nicht das eine verhungere, mitlerweile das andere fett würde.

Die Vögel bauen ihre Nester auf die künstlichste Art, und futtern es so weich aus als ihnen

nur

nur möglich ist, damit die Eyer nicht zu Schaden kommen. Auch nisten sie nicht ohne Unterscheid an allen Oertern, sondern nur an solchen, wo sie in Ruhe verstecket liegen können, und für alle Anfälle ihrer Feinde sicher sind.

Beidlebige Thiere, Fische und Insecten, welche sich dieser Vorsorge ihrer Alten nicht zu erfreuen haben, sind ihnen doch dafür verbunden, daß sie sie an solche Oerter gesetzet haben, wo sie ihre Nahrung leicht finden können, wie wir oben schon bemerket haben.

Sobald die Thiere zu ihrer Vollkommenheit gelanget sind, und der Vorsorge ihrer Alten nicht mehr bedürfen, sorgen sie, zufolge dem einer jeden Gattung vorgeschriebenen Gesetze, mit äusserster Bemühung und allem Fleisse, ihr Leben zu erhalten. Damit aber eine so grosse Menge derselben, die man allenthalben antrift, möge ernähret und eine gewisse feste Ordnung unter ihnen erhalten werden, so betrachte man die bewundernswürdige Einrichtung des Schöpfers, wodurch derselbe einer jeden Gattung eine besondere Nahrung angewiesen, und ihrer Freßbegierde dergestalt Grenzen gesetzet, daß einige von besondern Arten Pflanzen, welche nur in besondern Gegenden und auf gewissen Gründen gezeuget werden, andere von gewissen Thierlein, andere von Aesern, andere gar vom Schlamme und Miste leben. Aus dieser

ser Ursache hat die Vorsehung verordnet, daß einige in gewissen Gegenden des wässerichten Elements schwimmen, andre fliegen solten; einige solten den heissen, kalten oder gemäßigten Erdstrich bewohnen, andere in Wüsteneyen, Gebirgen, Wäldern, Seen oder Wiesen, wo sie diejenige Nahrung, welche ihrer Natur gemäß ist, in hinlänglicher Menge antreffen, sich aufhalten. Daher ist kein Erdstrich, kein Meer, kein Fluß, kein Land übrig geblieben, das nicht verschiedene Arten von Thieren beherberget und ernähret. Daher kan auch kein Thier von einer Gattung dem von einer andern seine Nahrung vor dem Munde wegnehmen, welches, wenn es geschähe, ihrem Leben oder ihrer Gesundheit schädlich seyn würde. So liefert also die Welt allezeit so vielen und grossen Einwohnern ihre Nahrung: da zugleich nichts von allem was sie hervorbringt unnütz oder überflüßig ist.

Man kan nicht ohne äusserste Verwunderung wahrnehmen wie weislich der Schöpfer für den Unterhalt derer Thiere gesorget hat, welche zu gewissen Zeiten des Jahres, durch die Kälte der Nothwendigkeit des Lebens beraubet werden. So kriecht im Herbste der Bär in den Moos, welchen er zusammengetragen hat, und bleibt darin den ganzen Winter liegen, ohne von etwas andern zu leben, als von dem Fette, welches während des Sommers sich in seinem zellichten Gewebe der

Haut

Haut gesamlet hat, und zweifels ohne mittlerweile er fastet, in seinen Gefässen umläuft und dadurch den Platz des Futters vertritt. Vielleicht kommt noch der fette Saft, welchen er unten aus seinen Pfoten sauget, dazu.

Das Stachelschwein, der Dachs und Maulwurf füllen auf dieselbe Weise ihre Winterquartiere mit Gewächsen, und schlaffen darin so lange der Frost währet. Die Fledermaus scheinet den Winter über kalt und ganz todt zu seyn. Die mehresten von den beidlebigen Thieren begeben sich in Grüffte oder nach den Grund der See und Sümpfen.

Wenn im Herbste die Kälte kommt und die Insecten verschwinden, suchen die Schwalben ihre Freystadt für die Heftigkeit der Kälte im Grunde der stehenden Seen, zwischen Rohr und Binsen, aus welchem sie nach einer wunderbaren Verordnung der Natur zu seiner Zeit wieder hervorgehen. Die wurmförmige Bewegung der Eingeweide höret bey diesen Thieren auf, mittlerweile sie genöthiget sind zu fasten, weswegen ihr Appetit abnimt, so daß sie wenig Hunger empfinden. Man füge hinzu was der berühmte Lister an diesen Thieren beobachtet hat, daß nämlich ihr Blut, wenn es in ein Becken gelassen worden, nicht, wie aller andern Thiere Blut, gerin-

net, und derhalben in jenem Zustande eben sowohl seinen Kreislauf fortsetzen kan, als vorhin.

Die Moorvögel machen sich Gänge so gar unter dem Schnee. Sie werfen im Sommer ihre Federn, so daß sie ungefähr im August nicht fliegen können und deswegen genöthiget sind in die Wälder zu laufen. Da aber zu der Zeit die Moorbeeren und Heidelbeeren reif sind, versehen dieselbe sie mit überflüßiger Nahrung. Da aber ihre Jungen im ersten Jahre ihre Federn nicht abwerfen, so können dieselbe, obwohl sie nicht so gut laufen können, durch Fliegen sich helfen.

Die übrigen Vögel, welche von Insecten leben, reisen jährlich nach fremden Ländern um ihre Nahrung in mildern Himmelsgegenden zu suchen, mittlerweile alle nördliche Länder, wo sie des Sommers sich wohl befinden, mit Schnee bedecket sind.

Die Insecten liegen überhaupt des Winters in ihren Gehäusen versteckt, in welchen sie von der sie umgebenden Feuchtigkeit, wie die Frucht anderer Thiere im Mutterleibe, genähret werden. Bey Annäherung des Frühlings erwachen sie, und fliegen zu jedermans Erstaunen heraus.

Indessen bequemen sich nicht alle diejenigen Thiere, welche im Winter verborgen liegen, zu diesem Gesetze des Fastens. Einige machen sich Vorrathshäuser im Sommer und Herbste, aus wel-

welchen sie die Nothdurft herausnehmen; als Mäuse, Heher, Eichhorne, Bienen ꝛc.

Wir haben oben angemerket, daß nicht alle Thiere von Gewächsen leben, sondern etliche mit gewissen Thierlein sich nähren: ja es giebt andere die bloß vom Raube leben, und täglich eine Menge der friedfertigen Thiere vertilgen.

Diese Vertilgung geschiehet aber doch so, daß gemeiniglich die schwächern von den stärkern in einer steten Reihe verfolget werden. So nähret die Blattlaus sich von Pflanzen; die Mücke, Musca aphidivora genannt, von der Blattlaus; die Horniß und Wespe von der Musca aphidivora; die Drachenfliege von der Horniß und Wespe; die Spinne von der Drachenfliege; die kleinen Vögel von der Spinne, und die Habichtsarten von den kleinen Vögeln.

Eben so unterhält der Monoculus sich von faulendem Wasser; die kleine Mücke frißt den Monoculus; der Frosch die Mücke; der Hecht den Frosch, und das Seekalb den Hecht.

Die Fledermaus und die Nachtrabe versuchen nur des Nachts ihre Streifereyen, um die kleinen Schmetterlinge, welche zu der Zeit in ungeheurer Menge herumfliegen, zu fangen.

Der Blauspecht hohlet die Insecten, welche in den Stämmen der Bäume verborgen liegen, heraus. Die Schwalbe macht auf die welche in

freyer Luft herumschwärmen, Jagd; der Maulwurf verfolget die Regenwürmer; der grosse Fisch frißt den kleinen; ja es wird sich kaum ein Thier finden, daß nicht mit einem Feinde zu streiten habe.

Unter den vierfüßigen Thieren sind die wilden Raubthiere den andern ungemein schädlich und gefährlich, so wie die Habichtsarten unter den Vögeln. Damit aber auch diese nicht durch allzuvieles Würgen ganze Arten ausrotten, sind ihnen gewisse Grenzen gesetzet. Zuforderst ist, in Ansehung der Grimmigsten von denselben anmerkenswürdig, daß derselben, in Vergleichung mit andern Thieren, nur wenig sind. Demnächst sind derselben nicht gleich viel in allen Ländern; wie denn England keine Wölfe, und die nordlichen Länder keine Tiger oder Löwen zeugen. Drittens, fallen diese grimmige Thiere zuweilen einander an, und tödten sich unter sich selbst. Der Wolf frißt den Fuchs; der Hund greift beyde Wolf und Fuchs an: ja Wölfe erkühnen sich wohl im Haufen einen Bären zu umringen. Der Tiger tödtet oft seine männliche Jungen; die Hunde werden zuweilen toll; da sie sich einander tödten, oder sie bekommen die Räude, woran sie von selbst sterben. Endlich werden die Raubthiere selten so alt, als andere, die nur von Gewächsen leben; denn ihre alcalinische Speisen ziehen ihnen mancher-

cherley Krankheiten zu, welche ihr Leben verkürzen.

Obschon aber alle und jede Thiere der Verfolgung ihrer besondern Feinde bloß gestellet sind; so können sie doch oft derselben Anfälle bald durch List, bald durch Gewalt zu nichte machen. So entwischt der Hase oft den Hunden durch seine Wendungen. Wenn der Bär Schaafe oder Hornvieh angreift, kuppeln sie sich zu einer gemeinschaftlichen Gegenwehr zusammen. Die Pferde halten die Köpfe zusammen um mit den Füssen zu streiten: die Ochsen stossen den Hintern an einander um mit den Hörnern zu kämpfen. Die Schweine sammlen sich in Heerden, und setzen sich auch dem stärkesten Angriffe mit solchem Muthe entgegen, daß sie nicht leicht können überwältiget werden: und es ist sehr merkwürdig daß sie alle ihre Ferken, als welche sich selbst nicht wehren können, in die Mitte stellen, um sie daselbst während des Gefechts in Sicherheit zu bringen. Die Vögel entwischen oft durch eine verschiedene Art des Fliegens dem Habicht. Wenn die Taube dieselbe Art zu fliegen hätte, als der Habicht, so würde sie seinen Klauen fast niemals entgehen.

Es ist nicht weniger anmerkungswerth, wie verschiedene Thiere des Nachts auf ihre Sicherheit bedacht sind. Wenn die Pferde im Walde schlaffen, so lassen sie es umgehen, daß allezeit

eins wacker bleibt, und gleichsam Schildwache steht. Wenn die Affen in Brasilien auf den Bäumen schlaffen, bleibet einer wachsam, um den übrigen ein Zeichen zu geben, wenn der Tiger sich nähert, und im Fall diese Schildwache schlaffend gefunden wird, reissen die übrigen ihn in Stücken. Daher ist es daß den Raubthieren ihre Jagd nicht allezeit gelinget, indem sie oft einen ganzen Tag vergeblich arbeiten. Aus der Ursache hat der Schöpfer ihre Natur so eingerichtet, daß sie eine lange Zeit fasten können. So liegt der Löwe oft viele Tage lang in seiner Höhle, ohne zu verhungern; und der Wolf, wann er sich recht voll gefressen hat, kan ohne Beschwerlichkeit ganze Wochen fasten.

Es giebt unter den Fliegen, welche lebendige Jungen gebären, etliche die 2000 Junge bringen. Diese würden in kurzer Zeit die Luft erfüllen, und als eine Wolke die Strahlen der Sonne abhalten, wenn sie nicht von Vögeln, Spinnen und vielen andern Thieren gefressen würden. Die Störche und Falken befreyen Egypten von den Fröschen, welche nach der Ueberschwemmung des Nils das ganze Land bedecken. Dieselbe Vögel reinigen Palästina von Mäusen.

Die ganze Erde würde mit Aesern und stinkenden Körpern bedecket werden, wenn nicht viele Thiere dieselbe so gerne fräßen. Wenn also ein

Thier

Thier stirbt, sind die Bären, Wölfe, Füchse, Raben und dergleichen alsobald dahinter her, um es zu verzehren. Fält aber, z. E. ein Pferd an der Heerstrasse um, so findet man nach wenig Tagen daß es geschwollen, erborsten und darauf mit unzählbaren Maden, oder fleischnagenden Fliegen angefüllet ist, wovon es ganz verzehret und aus dem Wege geräumet wird, damit es durch seinen giftigen Gestank den Reisenden nicht schädlich werde. Wenn die Aeser der Fische ans Ufer getrieben sind, versammlen die Raubfische, als die Roche, der Seehund, der Meeraal ꝛc. sich um dieselbe und fressen sie auf. Gleichwie aber die Fluth und Ebbe in kurzer Zeit eine Veränderung am Ufer machen, so bleiben jene selbst oft in Gruben und Löchern liegen, und werden den wilden Thieren, die sich am Ufer aufhalten, zum Raube. So wird nicht allein die Erde von faulenden Aesern gereiniget, sondern es werden auch durch die gute Wirthschaft der Natur die Nothwendigkeiten des Lebens für viele Thiere angeschaffet. Eben so giebt es viele Insecten, welche zugleich sich selbst und andern Thieren gutes thun. So legen die kleinen Mücken ihre Eyer in stillstehendes, faules und stinkendes Wasser, und die aus solchen Eyern entstehende Maden nehmen alle Fäulung hinweg. Dies kan man bald gewahr werden, wenn man nur den Versuch machen will zwey

Gefässe mit faulenden Wasser anzufüllen, so daß man in dem einen die Maden läßt, aus dem andern aber dieselbe alle herausnimt. Denn man wird bald finden, daß das Wasser, welches voller Maden geblieben, rein wird und den Gestank verlieret, mittlerweile das Wasser ohne Maden stinkend bleibt.

Die Läuse vermehren sich wunderbarer Weise auf den Köpfen der Kinder, welche räudicht sind: sie haben aber auch ihren Nutzen, weil sie die überflüßige Feuchtigkeit verzehren. Die Käferarten ziehen im Sommer aus dem Miste des Viehes alle feuchte und klebrichte Materie heraus, daß er wie Staub wird, und die Winde über die Erde ihn zerstreuen. Geschähe dieses nicht, so würden die unter dem Miste stehende Kräuter, nicht allein keinen Wachsthum davon bekommen, sondern so gar der ganze Fleck unfruchtbar werden. Da der Mist der Hunde so garstig und fressender Natur ist, daß kein Insect denselben berühret, weswegen derselbe durch obbemeldetes Mittel nicht kan zerstreuet werden; so hat die Natur gesorget, daß diese Thiere ihren Unflath auf Steine, Stämme der Bäume und andere erhabene Plätze legen, damit keine Kräuter dadurch verderbet werden. Katzen begraben ihren Koth. Nichts ist so gering, so klein, aus welchem die

bewundernswürdige Ordnung und weise Einrichtung der Natur nicht hervorleuchtet.

Endlich, so ist klar, daß alle diese Schätze der Natur, welche in ihren dreyen Reichen so künstlich eingerichtet sind, so wunderbarer Weise fortgepflanzet und so sorgfältig unterhalten werden, nach der Absicht des Schöpfers dem Menschen dienen müssen. Er kan ein jedes Ding, wo nicht unmittelbar, doch mittelbar, sich nutzbar machen, welches aber unvernünftige Thiere nicht zu thun vermögend sind. Vermittelst der Vernunft zähmet er die grimmigsten Thiere, verfolget und fänget die schnellesten, ja ist vermögend denen die im Grunde des Meeres verborgen liegen beyzukommen. Vermittelst der Vernunft vermehret er die Anzahl der Gewächse fast unendlich, und verrichtet durch Kunst, was die Natur, wenn sie sich selbst überlassen wird, kaum zum Stande bringen könte. Durch seine Scharfsinnigkeit erhält er von den Vegetabilien alles was ihm zur Speise, Trank, Kleidung, Arzeney, Schiffahrt und tausend andern Bequemlichkeiten dienlich, oder nothwendig ist.

Er hat Mittel gefunden sich in den Abgrund der Erde hinabzulassen, und fast ihre innersten Eingeweide zu untersuchen. Mit welcher Geschicklichkeit hat er nicht gelernet, Stücke von den felsichten Bergen zu brechen, die härtesten Steine

wie Wasser fliessend zu machen, die nützlichen Metalle von den unnützen Schlacken zu scheiden und den feinesten Sand brauchbar zu machen? Kurz, wenn wir die Reihe der erschaffenen Dinge durchgehen, und erwägen mit welcher Vorsicht eins um des andern Willen gemachet ist, so müssen wir den Schluß machen, daß alles um des Menschen willen gemacht sey: und dieses vornehmlich in der Absicht, damit derselbe unter der Bewunderung der Werke des Schöpfers beydes desselben Ruhm erheben und alles was seine Nothdurft fodert geniessen möchte um bequemlich und vergnügt zu leben. Gewißlich wenn wir uns angelegen seyn liessen, unsern Verstand, durch die Kenntniß dieser Dinge zu verbessern und auszuzieren, so würden wir, ausser den grossen Vortheilen, die daraus unser Wirthschaft zuwachsen, die noch bessere Haushaltung der Natur entdecken, und mit mehr Rührung bewundern.

How wond'rous is this scene! where all
is formd
With numba, weight, and measure! all
design'd
For some great End! where not alone
the plant
Of stately growth; the herb of glorious
hue

Or food-full ſubſtance; not the labouring ſteed,
The herd and flock thot feed us; not the mine
That yields us ſtores for elegance and uſe;
The ſea that loads our table, and conveys
The wanderer Man from clime to clime, with all
Thoſe rolling ſpheres that from on high ſhed down
Their kindly influence; not theſe alone,
Which ſtrike ev'n eyes incurious, but each moſs,
Each ſhell, each crawling inſect holds a rank
Important in the plan of him who fram'd
This ſcale of beings, holds a rank, which loſt
Would break the chain, and leave behind a gap
Which Natur's ſelf would rue. Almighty Being,
Cauſe and ſupport of all things, can i view
Theſe objects of my wonder; can i feel
Theſe fine ſenſations, and nos think of Thee?

Thou, who dost thro' th' eternal round
of time,
Dost thro' th' immensity of space exist,
Alone, shalt thou alone excluded be
From this thy universe? shall feeble man
Think it beneath his proud Philosophy,
To call for thy assistance, and pretend
To frame a world, who can not frame
a clod?
Not to know thee, is not to know our-
selves-
Is to know nothing nothing worth the
care
Of mans exalted spirit. All becomes,
Without thy ray divine, one dreary
gloom;
Where lurk the monsters of phantastic
brains,
Order bereft of thought, uncaus'd effects,
Fate freely acting, and unerring chance:
Where meanles matter to a Chaos sinks,
Or something lower still. For wit-
hout thee
It crumbles into atoms, void of force,
Void of resistance - it eludes our thought,
Where laws eternal tho the varying code
Of - self - love dwindle, interest, passion,
whim,

Take

Take place of right and wrong; the golden chain
Of beings melts awoy; and the mind's eye
Sees nothing but the present; all beyond
It visionary guess - is dream - is death.

Wundervoller Auftritt! wo alles nach Zahl, Gewicht und Maaß gebildet; alles zu einem grossen Endzweck gerichtet ist! wo nicht allein die prächtig stehende Pflanze; nicht allein das herrlich gefärbte nahrungsvolle Graß; das arbeitsame Roß; die Heerden von grossen und kleinen Vieh welche uns speisen; die Minen, welche uns reichen Vorrath zum Schmuck und zur Nothdurft ausliefern; das Meer, welches unsere Tafeln mit Ueberfluß besetzet, und den Reisenden von einem Weltstriche zum andern bringt; jene rollende Kugeln, welche ihre gütige Einflüsse von oben herab senden; wo, sage ich, nicht allein diese Dinge, die auch dem blödesten in die Augen fallen; sondern so gar ein jedes Moos, eine jede Muschelschale, ein jedes kriechendes Insect eine wichtige Stelle in dem Plane desjenigen, welcher diese Stufenfolge der Dinge bereitet hat, einnimt; eine Stelle durch wessen Tilgung die ganze Kette brechen, und

einen

einen der Natur gefährlichen Riß nachlassen würde. Allmächtiges Wesen! Ursache und Stütze aller Dinge! kan ich diese Gegenstände meiner Bewunderung beschauen; kan ich diese schöne Empfindungen fühlen, und nicht an dich denken! Solltest Du, der Du in einem ewigen Zirkel der Dauer, in der Unermeßlichkeit des Raums lebest, allein, solltest Du allein aus diesen deinem ganzen All verbannet seyn? Soll der schwache Mensch auf seine Philosophie so stolz seyn, daß er es sich zu geringe achtet, dich zu Hülfe zu nehmen; und derjenige sich vermessen, eine Welt zu bauen, der nicht einen Erdenklos hervorbringen kan? Dich nicht kennen, ist, sich selbst nicht kennen: ist nichts kennen: nichts das der Bemühung des erhabenen menschlichen Geistes würdig ist. Ohne deinem göttlichen Strahl wird alles schreckhafte Finsterniß, worinnen ungeheure Bruten verrückter Gehirne sich verstecken: alles wird eine Ordnung ohne Ueberlegung, eine Wirkung ohne Ursache, eine freyhandlende Nothwendigkeit, ein nie fehlendes Ungefähr; wo die hülflose Materie zu einem Chaos, ja noch was ärgers, werden muß. Ohne dich zerstäubt sie sich in Atomen ohne Kraft, ohne Widerstand. Sie entwischt unsern Gedan-

danken. Wenn ewige Gesetze von dem wankelhaften Richter der Selbstliebe vereitelt werden; so treten Eigennutz, Leidenschaften, Grillen an die Stelle von Recht und Unrecht: die güldne Kette der Dinge schmelzt hinweg, und das Auge der Seele siehet nichts mehr als das Gegenwärtige: alle Zukunft ist ihm eine alberne Muthmassung, ein Traum, ein Tod.

* *

III.

Beobachtungen über die Abweichungen der Magnetnadel; nebst einem Vorschlag die Länge des Meeres zu entdecken und leicht zu wissen.

(Univers. Magaz. 1759. Octob. p. 173.)

Wenn man den Gebrauch, welchen man von der Richtung der Magnetnadel nach den Polen gemacht hat, in Erwägung zieht; muß man nothwendig den Schluß machen, daß diese wunderbare Eigenschaft dem Magnet in der Absicht gegeben sey, um den Seefahrenden

zum

zum Wegweiser zu dienen. Gleichwie nun diese Eigenschaft schon itzo, da wir nur erst eine so unvollkommene Kenntniß davon haben, so grosse Dienste leistet, so ist höchstwahrscheinlich daß eine vollständigere Bekantschaft mit demselben, noch grössere Vortheile verschaffen würde.

Die algemeine Richtung der Nadel nach dem Pole lehret uns wie man den Lauf auf der See richten müsse: allein die Abweichungen derselben von dieser Richtung, welche Zweifels ohne sich nach einem bisher unbekanten Gesetz richtet, wird muthmaßlich neue, von der Natur bisher verhelete, Methoden an die Hand geben, wodurch Seefahrende können in den Stand gesetzet werden, den Ort, an welchem sie auf der Erdkugel sind, ausfündig zu machen.

Vor einigen Jahren schickte der König von Großbrittannien den Herrn Halley (*) mit einem Schiffe aus, um die Wissenschaft der Seefahrt zu erweitern. Nachdem dieser grosse Sternseher beyde Halbkugeln durchkreutzet hatte, zeichnete er auf der Erdkugel eine Linie, auf welcher alle Magnetnadeln gerade nach Norden weisen, und ihre Abweichung, nach Verhältniß ihrer Entfernung von dieser Linie, zunehmen solte. Wenn eine solche

(*) Diese Reise wird umständlicher beschrieben in dem Leben dieses grossen Mannes, Brem. Magaz. B. IV. S. 104. folg.

che Linie, ihre völlige Richtigkeit hätte, würde sie uns dasjenige, was uns noch an der Wissenschaft der Meereslänge fehlet, grossen Theils an die Hand geben. Denn aus Beobachtung der Abweichung der Nadel an einem gegebenen Orte, würde man leicht bestimmen können, wie weit derselbe von einer gegebenen Mittagslinie nach Osten oder Westen liege.

Einige andere Erdbeschreiber sind der Meinung gewesen, daß des Herrn Halley Linie nicht die einzige auf der Erdkugel sey, und daß verschiedene andere dieselbe Vortheile haben.

Da die Abweichung des Magneten an einem und demselben Orte sich verändert; so können diese Linien, worauf keine Abweichung Platz findet, nicht allezeit in derselben Lage bleiben. Wenn aber, wie höchstwahrscheinlich ist, ihre Bewegung regelmäßig wäre, und man davon eine gewisse Kenntniß erlangen könte, so würden sie noch immer denselben Nutzen verschaffen. Man muß gestehen, daß, was Herr Halley sagt, nicht die Kraft eines völligen Erweises habe; war es aber zu vermuthen, daß so grosse Unternehmungen gleich bey dem ersten Versuche zur Volkommenheit gelangen konten? Oder kan man wol zu viele Mühe anwenden eine so wichtige Entdeckung vollständig zu machen?

Es kan darum den Seefahrenden nie eifrig genug eingeschärfet werden, allenthalben, wo es sich nur thun läßt, die allergenauesten Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel anzustellen. Da diese Beobachtungen ihnen itzo zur Richtung ihres Laufes nothwendig sind, so werden sie deshalben auch nicht gänzlich versäumet: allein sie werden nicht mit genugsamer Sorgfalt angestellet.

Die verschiedene Neigungen der Magnetnadel an verschiedenen Oertern haben einige geschickte Meerbeschreiber auf die Gedanken gebracht, daß daraus eine neue Methode, die eigentliche Stelle eines Schiffes zu bestimmen, könte erfunden werden. Diese Beobachtungen sind noch schwerer zu machen, als die Beobachtungen der Abweichung. Sie lassen sich kaum mit der gehörigen Genauigkeit zur See machen: allein es kan zu Lande in allen verschiedenen Gegenden geschehen. Denn es ist eine andere Sache Beobachtungen anzustellen um eine Theorie auszufinden, und eine andere, Beobachtungen zu machen, um eine schon bekante Theorie anzuwenden.

Man hat schon längst wahrgenommen, daß die Magnetnadel nicht allezeit auf der Mittagslinie bleibe, sondern von derselben 9 Grad nach Osten sich wende; aber nicht allenthalben dieselbe Stellung behaupte, sondern an verschiedenen Oertern ver-

verschiedene Abweichungen habe. Das Unbestimmte in dieser Sache scheinet nach folgender Ordnung sich zu richten: Je weiter man nach Osten kommt, je weiter wird die Nadel von der Mittagslinie sich nach Osten wenden; und je weiter man nach Westen geht, je stärker wird die Richtung der Nadel nach Westen seyn. Man will für ganz gewiß behaupten, daß die Magnetnadel auf einer der azorischen Inseln auf der Mittagslinie ruhe; und die welche nach Westindien gefahren sind, haben oft bemerket, daß die Nadel sich nach Westen wende. Verhält dieses in der That sich also, wie es sehr wahrscheinlich ist, so läßt die Meereslänge sich leicht erkennen. Denn wenn man einen Kompaß von ungewöhnlicher Grösse, dessen Durchmesser etwa zehn Schuh wäre, machte, dessen Grade und Minuten in kleinere Untertheile abgezeichnet wären; und wenn man in der Schiffahrt unter dem Aequator, die vornehmsten Bewegungen und Abweichungen der Magnetnadel bemerkete, und nach dem Verhältnisse der Reise einrichtete, so würde sich die Länge, im Abstande von den azorischen Inseln, und daher sowohl mitten in der Nacht als im grössesten Sturme beyder Breite und Länge leicht finden lassen. Es ist daher falsch was einige vorgeben, daß die Magnetnadel darum von der Mittagslinie abweiche, weil sie sich zum Po-

larsterne vom Schwanze des Bären neiget, angesehen die Neigung der Nadel 9 Grad abweichet, die Polarneigung aber nicht so viel beträgt.

Die hier angegebene Methode scheinet leicht zur Ausübung zu seyn, und könte das was man so lange vergeblich gesucht hat, erleichtern, wo nicht gar zum Stande bringen.

Die Herren Irwin und Malone haben neulich einen glücklichen Versuch zur Beförderung dieser grossen Entdeckung gemacht; indem sie eine Maschine, welchen sie einen Seestuhl nennen, ersonnen haben, vermittelst dessen man eine Beobachtung über die Trabanten des Jupiters, fast so genau als auf dem Lande, machen kan; welche, nach Lords Howe Urtheil, keiner grössern Abweichung (Error) als dreyer Minuten Zeit fähig ist.

Die Erscheinungen der Trabanten des Jupiters werden gemeiniglich den Erscheinungen des Monds, zur Ausfindung der Länge, vorgezogen, weil sie nicht so sehr den Parallaxen unterworfen sind, und bey einer jeden Stellung dieses Planeten über dem Horizonte sich sehr bequemlich beobachten lassen. Ihre Bewegung ist sehr schnell, und muß alle Stunden berechnet werden. Will man durch dieselbe, vermittelst eines guten Seherohrs die Länge ausfindig machen; so bemerke man eine Conjunction zweyer Trabanten, oder eines derselben mit dem Jupiter, oder eine andere

dere dergleichen Erscheinung: man bemerke dabey zugleich die Stunde und Minute von der Meridianhöhe eines Sterns: man durchsehe die Tabellen der Trabanten und beobachte die Stunde und Minute worin solche Erscheinung sich zuträgt in dem Meridian desjenigen Ortes, auf welchen die Tabellen ausgerechnet sind: so giebt die Differenz der Zeit die Länge.

Alle Methoden, welche sich auf die Erscheinungen des Himmels gründen, haben diesen einzigen Fehler, daß man dieselbe nicht zu aller Zeit anstellen kan, und zudem auf dem Meere sich nicht ohne Beschwerlichkeit anwenden lassen, wegen der Bewegung des Schiffes. Unsre Methode, welche vermittelst eines ungemein grossen Kompasses geschiehet, wird deswegen die brauchbarste seyn, und wenn man sie versuchen wolte, wahrscheinlicher massen, die Wirkung haben, welche man mit Grunde davon hoffen kan.

IV.

Beschreibung der Stadt Palmyra,

und Auszug aus dem vortreflichen Buche The Ruins of Palmyra or Tedmor in the Desart.

(Gentl. Magaz. 1754. Horn. S. 78.)

Dieses Werk ist die Frucht einer Tagreise nach den merkwürdigsten Plätzen des Alterthums an den Küsten des mittelländischen Meeres, welche zween reiche englische Herren Bourerie und Dawkins, in Gesellschaft mit dem Herausgeber dieses prächtigen Werks Robert Wood, und einem Italiäner, der ein Bauverständiger und Mahler war, ohne Absicht einigen Vortheils, unternommen haben.

Sie gingen zu Neapol im Frühling A. 1751. an Bort eines Schiffs, welches sie zu London ausgerüstet, und mit allen Nothwendigkeiten, wie auch mit griechischen und römischen Historienschreibern und Poeten, einigen Büchern, die von den Alterthümern handeln, und mit den besten mathematischen Instrumenten versehen hatten.

Sie

Sie besuchten die meisten Inseln des Archipelagus, einen Theil Griechenlands in Europa, die asiatischen und europeischen Küsten des Hellesponts, Propontis, und Bosphorus, bis an das schwarze Meer, und die meisten inländischen Gegenden von Kleinasien, Syrien, Phoenizien, Palästina und Egypten. Allenthalben wo sie besondere Fusstapfen, oder des Landes Gegenden so fanden, daß sie einen alten Schriftsteller erklären konten, liessen sie solche durch ihren Mahler abzeichnen, und den Plan davon entwerfen. Sie wandten vierzehen Tage an, um eine Charte von den ebenen Feldern an dem Flusse Scamander, mit dem Homer in ihren Händen zu verfertigen. Sie schrieben Aufschriften ab, brachten auch verschiedene Marmorsteine zu Schiffe und kauften allerhand Handschriften und Bücher. Sie fanden manche schätzbare Ueberbleibsel von Gebäuden in Lydien, Jonien, und Carien. Sie hatten sich mit Werkzeugen zum Graben versorget, und gebrauchten auch oft die Bauren des Landes dabey, um dergleichen Alterthümern nachzugraben.

Diese Nachricht von den Ueberbleibseln der Stadt Palmyra ist als eine Probe ihrer Bemühung gedruckt worden, deren Abgang das Schicksal der übrigen bestimmen wird.

Palmyra lieget am Fusse eines unfruchtbaren Hügels gegen Westen, und ist an den andern Seiten gegen die Wüste frey und offen. Sie ist von Aleppo 48 Meilen, (Leagues) auch eben so weit von Damascus, 20 Meilen westwärts von dem Euphrat, im 34 Grad nördlicher Breite entfernet.

Sie scheint ursprünglich von Salomo gebauet zu seyn, denn man liefet, daß er eine Stadt in der Wüsten, Tadmor genant, gebauet habe, 1 Kön. 9, 18. und 2 Chron. 8, 4. Daß diese eben dieselbe mit der, welche die Griechen und Römer nachher Palmyra genannt, sey, lernen wir aus dem Josephus Jud. Antiq. L. I. Sie heißt bey den Arabern, den Einwohnern des Landes auch noch Tedmor.

Es sind aber manche Umstände, ausser der Bauart, welche wahrscheinlich machen, daß die gegenwärtige Ruinen nicht die Ruinen der Stadt seyn, welche Salomo ehedem gebauet, obgleich weder ein Historienschreiber noch eine andere Ueberlieferung das Geringste erwähnet, daß ein anderer diese Stadt gebauet habe.

Die römischen Geschichtschreiber melden von ihr zuerst, als einen Ort, den Marcus Antonius zu plündern versuchte, unter dem Vorwand, daß sie keine genaue Unpartheyligkeit zwischen den Römern und Parthern beobachtet. Plinius gibt

von

von ihr Nachricht, daß sie auf einen fruchtbaren Boden zwischen angenehmen Flüssen gelegen, und von den übrigen Theilen der Welt durch eine grosse sandichte Wüsteney abgesondert sey, die aber ihre Unabhänglichkeit zwischen Parthien und Rom alzeit behalten. Doch ist nahe bey der Stadt noch ein beträchtlicher Flecken fruchtbaren Grundes, auf den Hügeln und selbsten in der Wüsteney findet man Palm- und Feigenbäume, davon einige bis ans Ende des 17ten Jahrhunderts geblieben sind, obgleich man nun keine mehr findet.

Zur Zeit des Kayfers Caracalla war es eine römische Colonie, und die Palmirener, die dem Kayser Alexander Severus wider die Parther beystunden, waren auch berühmt unter der Regierung des Gallienus. Damals ging das römische Reich im Morgenlande zu Ende, und Odenath ein Palmirener, der wechselsweise es bald mit den Perser, und bald mit den Römern hielt, so wie es seinem Vortheil am besten war, fiel endlich auf die Seite des Gallienus, und schlug Sapor den König in Persien, für welchen und andere Dienste Gallienus ihn Theil an der Regierung und den Eroberungen mitnehmen ließ.

Odenath wurde in einem Feldzug wider die Gothen, um klein Asien zu befreyen, von seinem Enkel getödtet, und weil ein Sohn von der ersten

Ehe zugleich mit ums Leben gebracht wurde, so folgte ihm seine Gemahlin die Königin Zenobia in der Regierung, und regierte zugleich mit Gallienus. Weil sie aber gleich nachher seine Mitregentenschaft nicht länger leiden konte, so trennete sie die Verbindung, und machte sich selbst zur einzigen Beherscherin Syriens und Mesopotamiens, sie breitete so gar ihre Eroberungen so weit aus, bis sie Egypten gegen Süden mit einschlossen, und gegen Norden bis an den Bosphorus und das schwarze Meer reicheten.

Zenobia ward aber bald nachher von Aurelian wieder nach ihrer Hauptstadt zurück getrieben, wo sie eine lange Belagerung aushielt, bis sie endlich in die römische Gefangenschaft gerieth, da sie eben im Begrif war, auf einem Drometar nach Persien zu reisen und daselbst um Hülfsvölker anzuhalten.

Die Stadt ging bald über, und unter anderen, die angeklaget wurden, daß sie die Königin überredet, ihr Bündniß mit Rom zu brechen, und die ihre Widersetzung unterstützet hatten, war ihr Secretair Longinus, welcher getödtet wurde. Sie wurde weggeführet, um den Triumph des Siegers desto ansehnlicher zu machen, und als die Stadt während ihrer Abwesenheit einen Aufruhr erregete, kehrete Aurelian zurück, zerstörete die

Stadt,

Stadt, und tödtete die meisten Einwohner ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts.

Seit der Zeit Mahomets ist von den Umständen der Stadt Palmyra wenig bekant, ausgenommen, daß es für eine feste Stadt gehalten wurde, und im 12ten Jahrhundert 2000 Juden darinnen wohneten.

Was die Ruinen betrift, so scheinen sie von 2 unterschiedenen Perioden zu seyn; die ältesten sind so schadhaft geworden, daß sie keine Ausmessung mehr zulassen, und sind vermuthlich durch die Länge der Zeit in diesen Zustand gesetzet; die anderen scheinen mit Gewalt in Stücken gebrochen zu seyn.

Von den Inschriften sind keine, die vor Christi Geburt, und keine die nach der Zerstörung dieser Stadt durch Aurelian, verfertiget, eine einzige, welche vom Diocletian Meldung thut, ausgenommen.

Es ist eben so schwer, eine Nachricht von der Lage dieser Stadt, als von ihrer Pracht zu geben. Die wahrscheinlichste Meynung ist, daß, so bald als diejenigen die Quellen von Palmyra entdecket, welche zuerst durch diese Wüste, worinnen sie gelegen ist, reiseten, sich einige daselbst niedergelassen, weil hiesige Gegend bequem wäre, um die Handlung nach Indien zu führen, und die Correspondenz zwischen dem mittelländischen und ro-

then Meere zu unterhalten. Diese Handlung, welche lange vor der christlichen Zeitrechnung hier blühete, erkläret uns so wohl die Lage von Palmyra, als auch deren Reichthum und Macht. Weil sie nun zwischen Egypten, Persien und Griechenland lag, so ist es natürlich, daß man etwas von den Sitten, und Wissenschaften dieser Nationen auch unter den Palmyrenern gefunden. Denn sie scheinen in ihren Todtengebräuchen den Egyptiern, in ihrer Schwelgerey den Persern, in ihrer Baukunst den Griechen nachgeahmet zu haben. Die Gebäude also, welche nun alle in Schut liegen, sind vermuthlich keine Werke des Salomo, noch der Seleuciden, noch, sehr wenige ausgenommen, einiger von den römischen Kayfern, sondern allein der Palmyrener selbst.

Woher sie die Steine geholet, kan man so leicht durch Muthmassung nicht errathen, noch wie eine solche Menge Einwohner ihren Unterhalt in derselben Stadt haben finden können, da nur so wenig fruchtbares Land daselbst gefunden wird.

Herr Wood ist der Meynung, die Gestalt des Landes, welche Palmyra umgibt, sey alzeit dieselbe gewesen. Allein obgleich von Palmyra gesagt wird, daß es in einer Wüsteney liege, so folget doch nicht, daß diese Wüste sich alzeit so weit erstrecket habe.

Es

Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß, als Palmyra zuerst gebauet wurde, der reiche Boden, dessen Plinius gedenket, sich viel weiter erstrecket habe. Denn was die erstern Anbauer auch immer für Ursachen mögen gehabt haben, um sich daselbst nieder zu lassen, so kan man doch niemals glauben, daß Palmyra eine grössere Menge Volks eingeladen hätte, als es ernähren konte. Die Palm- und Feigenbäume, die ehedem daselbst auf den Hügeln und an den Grenzen der Wüsten gefunden worden, woselbst nun alles unfruchtbar ist, bestätigen diese Meynung. Herr Wood bemerket, daß als er daselbst gewesen, ein Wirbelwind entstanden, welcher eine solche Menge Sandes mit aufgezogen, daß der Himmel dadurch verfinstert worden. Dieser Sand hat auf den fruchtbaren Boden und Gegenden von Palmyra vermuthlich algemach zugenommen und die Zahl der Einwohner ist dadurch verringert worden, so wie ihr Unterhalt von den Feldern abnahm, bis etliche wenige unglückliche Familien nur daselbst geblieben, denen es schwer fiel, Lebensmittel für Herr Wood und seine Gesellschaft anzuschaffen, obgleich sie nur 14 Tage sich bey diesen Leuten aufhielten. Aus der Geschichte erhellet ebenfals, daß, was sich an diesem Orte zugetragen haben sol, sich ebenfals an andern Oertern zugetragen, wo

der-

dergleichen Zufal gar nicht wahrscheinlich zu vermuthen war.

An der Seeküste (*) in der Nachbarschaft St. Paul de Leon in Niederbretagne ist ein ziemlicher Strich Landes, das vor A. 1666 bewohnt war, er ist aber durch den vielen Sand unbrauchbar geworden, welcher noch alle Jahr zunimt, und schon über 20 Fuß hoch auf dem Lande lieget. Im Jahr 1718 hat sich dieser Sand mehr als 6 Meilen ausgebreitet, und reichet auf eine Meile bis nach St. Paul, daß man schon befürchtet, diese Stadt müsse aus Noth verlassen werden.

Dieser Sand wird durch den Ost- oder Nordostwind in die Höhe gehoben, und mit grosser Geschwindigkeit, in ungeheurer Menge bis in die Wolken geführet. Ein Schifscapitain, mit allen seinen Leuten welche mit ihm im Schiffe waren, hat bezeuget, daß A. 1719 in dem atlantischen Meere im 15ten Grad Norderbreite, da er mehr als 8 Meilen allenthalben vom Lande entfernet war, ein Sandschauer niedergefallen, von welchem sie etwas mitgenommen, und der Academie zu Paris übergeben (**).

Allein was für ein Unglückfall ehedem Palmyra zugestossen seyn mag, so haben wir eine Nachricht von ihren gegenwärtigen Zustande, welche

(*) S. *Memoires de l' Acad. Franc.* A. 1718.

(**) *Hist. de l' Academ.* A. 1722.

che den Mangel alter Geschichtschreiber, und die Ungewißheit worin diese uns in Absicht ihres Ursprungs, Aufnahme und Untergangs gelassen, einiger maassen ersetzet.

Die Herren, welche diese Reise anstelleten, verliessen ihr Schif zu Bient, an der Küste Syriens, und begaben sich quer über den Berg Libanon nach Damascus und von dannen nach Haßia, einen Flecken der auf der grossen Heerstrasse nach Aleppo, deren die Caravanen sich bedienen, ungefehr 32 Meilen Nordwerts gelegen ist. Dieser Ort war die Residenz eines Aga, dessen Gebiet sich bis nach Palmyra erstrecket.

Der Aga empfing diese Herren mit grosser Gastfreyheit, nachdem er von ihrem Vorhaben war unterrichtet worden, gab er ihnen eine Begleitung von seinen besten Reutern mit, welche mit Schießgewehr und langen Picken bewafnet waren.

Unter der Bedeckung dieser Reuterey gingen sie etwas Ostwerts über eine unfruchtbare Ebene, welche doch nichts destoweniger den Antilopen (wilden Ziegen) die sich in grosser Menge sehen liessen, etwas Grünes darreichte. Nach ungefehr 4 Stunden erreichten sie Sudad, einen kleinen Ort von maronitischen Christen bewohnet, deren Hütten aus an der Sonne gedörreten Leim bestehen, und welche so viel Acker um den Flecken bauen, daß er ihnen ihren Unterhalt,

und

und zugleich etwas guten rothen Wein darreichet.

Von Sudad gingen sie den Tag weiter, und fast in derselben Richtung nach Howareen. Es ist ein türkisches Dorf, das so verächtlich als arm ist, wo man aber aus einigen Ruinen sehen kan, daß es ehedem ein beträchtlicher Ort müsse gewesen seyn. Es sind hier ein Thurn, und zwo in Schut liegende Kirchen, welche über 400 Jahr alt, und aus noch viel ältern Baumaterialien aufgeführet zu seyn, scheinen. Denn man findet in den Mauren einige Capitille von corinthischen Säulen, und grosse attische Vasen von weissen Marmor.

Drey Stunden nachher begaben sie sich von hier weg, und langten zu Carjetien an, ein Dorf welches von denen die sie schon wieder verlassen hatten, blos darin unterschieden war, daß es etwas grösser war. Hier fanden sich auch einige Stücke Marmor, von alten Gebäuden, als die Schafte der Säulen, einige corinthische Capitille, eine dorische Basis, und zwo unvolkommene griechische Aufschriften.

Der übrige Theil ihrer Reise, obgleich er in nicht weniger als 24 Stunden zurück zu legen war, konte nicht in Stationen eingetheilet werden, denn er führte über einen Theil der Wüsteney, wo man kein Wasser hatte.

Hier

Hier wurde ihre Begleitung verstärket, und so ermüdend der Rest ihrer Reise war, so gefährlich war er auch. Ihre Caravan bestund aus ungefehr 200 Personen, und eben so viel Thieren, nemlich Camelen, Pferden, Mauleseln, und Eseln.

Von Carietien nach Palmyra war ihre Reise ein wenig Osten zum Norden, sie kamen ungefehr in 9 Stunden zu einen ruinirten Thurn, an verschiedenen Orten desselben entdeckten sie ein Malteser Kreutz, und nahe dabey die Ruinen eines sehr kostbaren Gebäudes, wie solches aus den weissen marmornen Thürpfosten erhellet, die noch nicht mit Sand bedecket waren. Daß der übrige Theil dieser Ruinen mit Sand bedecket ist, welches man aus obigen schliessen solte, ist ein Umstand, welcher die Meynung bekräftiget, daß die Wüsteney algemach ihre alte Gränzen erweitert.

Endlich erreichten sie das Ende dieser Ebene, wo eine Reihe unfruchtbarer Hügel, wodurch sie zu beyden Seiten getheilet wurde, wieder zusammen zu stossen schien. Zwischen denselben war ein Thal, durch welches ehedem eine Wasserleitung nach Palmyra das Wasser führete. An jeder Seite dieses Thales bemerkten sie verschiedene Gräber der alten Palmyrener. Kaum waren sie durch dieses Thal gekommen, so eröfneten sich die Hügel auf einmal, sie entdeckten solche Haufen Ruinen, als sie niemals gesehen hatten,

die-

diese waren alle von weissem Marmor, und jenseits derselben gegen den Euphrat war ein weites ebenes Feld, welches sich weiter erstreckte, als das Auge reichen konte, es war ganz wüst, ohne Abwechselung und ohne Gränzen.

Nachdem sie eine Zeitlang diesen Prospect, welcher unser Erwarten und Hofnung weit übertraf, begierig in Augenschein genommen hatten; so wurden sie zu einer Hütten der Araber geführet, deren in dem Hofe des grossen Tempels ungefehr dreyßig an der Zahl waren. Die Einwohner beyderley Geschlechts waren wohl gestaltet, und die obgleich schwarzbraunen Weiber hatten gute Gesichtsbildungen. Sie hatten das Gesicht bedeckt, sie verbargen aber dasselbe so sorgfältig nicht, wie die morgenländischen Weiber insgemein thun. Die Spitzen ihrer Finger malen sie roth, ihre Lippen blau, und ihre Augenbraunen und Augenlieder schwarz. Sie hatten grosse Ringe von Gold oder Kupfer in ihren Ohren und Naselöchern, und scheinen gesund und stark zu seyn.

Die Mauren der Stadt sind mit viereckigten Thürnen eingeschlossen, worinnen von Alters her einige Grabmähler aufgerichtet sind; die Mauren selbst aber sind an den meisten Orten dem Boden gleich, und können hin und wieder nicht ausgespühret werden. Doch kan man aus ihrer alge-

mei-

meinen Richtung schliessen, sie haben den grossen Tempel mit eingeschlossen, und drey Meilen im Umfang gehabt. Die Araber zeigten einen Strich Landes, welcher bey nahe zehn Meilen im Umfang hatte, dessen Boden etwas höher war als die Wüsteney, diesen gaben sie für die ganze Grösse der alten Stadt aus, und sagten, daß allenthalben alhier im Graben Ruinen davon entdecket würden.

Die Ruinen dieser ehedem mächtigen Stadt, werden in 57 fein gestochenen Kupferplatten von 16 und 12 Zoll, auf Imperial Papier gedruckt, vorgestellet, deren Zeichnung genau und meisterlich verfertiget ist. Die palmyrenischen und griechischen Aufschriften auf den Grabmählern und anderen Gebäuden sind abgeschrieben, und ausser der Bildhauerarbeit der Ruinen sind aus verschiedenen Stellungen die Abrisse auf geometrische Art verfertiget, und die verschiedenen Theile der Säulen, Thüren, Fenster, Boden, Tafelwerke und Basreliefs ebenfals mit einem Maaßstabe, dadurch man sie abmessen und vergleichen kan, abgezeichnet.

Der prächtigste (*) und herrlichste Bogen (den der Kupferstecher aus Versehen den Eingang zum Tempel der Sonne nennet) welcher der vor-

(*) Gentl. Magaz. 1754. Merz. S. 108.

vornehmste Theil des Prospects ist, ist mit einer grossen Mannichfaltigkeit von Bildhauerkunst reichlich ausgezieret. Seine Höhe bis zur Spitze des Zierraths oben drüber ist ungefehr 70 Fuß, bis zum Anfang des Bogens 50 Fuß, und die ganze Breite von der äussern Seite bis zur andern äussern Seite der Nebenbogen 90 Fuß.

Dieser Bogen führet in einen Gang der aus 2 Reihen Säulen bestehet, und sich auf vier grosse Fußgestelle, in der Entfernung von ungefehr 2000 Fuß endet. Diese Säulen sind 2 Fuß und 6 Zoll im Durchschnitt, mit einer zwischen Säulen Reihe von 7 Fuß und 3 Zoll. Es ist daselbst ein grosses Grabmahl 50 Fuß ins Gevierte, und ein Tempel 55 Fuß lang, 36 breit, 40 hoch, von bewundernswürdiger Baukunst.

Herr Wood bemerket, daß, ungeachtet der Pracht dieser Ruinen, man eine grössere Uebereinstimmung in der Baukunst von Palmyra finde, als zu Rom, Athen, und in andern grossen Städten, deren Ruinen ganz deutlich verschiedene Zeiten anzeigen, nachdem ihre Sitten so wohl als die verschiedenen Auftritte ihrer Abnahme sich verändert haben. Die ganze Baukunst zu Palmyra ist ausser vier jonischen halben Säulen in dem Tempel der Sonne, und 2 in einem der Mausoleen, ganz Corinthisch, mit einigen gewis rühren-

renden Schönheiten reichlich gezieret, darunter auch einige sichtbare Fehler anzutreffen sind.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Nachricht
von einer
Tagreise nach Palmyra,
aus den philosophischen Transactionen
no. 217 und 218.

(Gentlem. Mag. 1754. Merz. S. 103.)

Im Jahr 1678 reiseten einige englische Kaufleute von Aleppo nach Palmyra oder Tadmor, mit vierzig Bedienten und Mauleseltreibern. Nachdem sie am zweyten Tage einen Theil der Wüste quer durchgereiset, kamen sie zu einer Quelle Churraick genant, deren Wasser eine purgirende Kraft hatte. Nicht weit von hier begegneten ihnen zween Araber, welche 2 Esel hatten, der eine trug Wasser und etwas Brod, auf dem andern ritten sie wechselsweise. Ihre Bemühung ging dahin, eine Art Rehe zu schiessen, welche Gazel heissen, sie waren in dieser Kunst wohl erfahren, obgleich ihr Schießgewehr grob gemacht, schwer, und mit bunten Rädern versehen war, die Kugel hatten sie von rund geschliffenen und mit Bley umgebenen Steinen gemacht. Die dritte Tags

reise war ihnen sehr beschwerlich, wegen der vielen Löcher, wie der Caninichen ihre, welche unter dem Sande von den Ratzen gemacht werden, weilen ihre Pferde und Maulesel beständig dahin eintraten, und oft in Gefahr waren, zu stürzen. An dem fünften Tage, da sie ungefehr 3 Stunden über eine weite Ebene gegangen waren, sahen sie von ferne einen Araber auf einem Camele sitzen, der in aller Eile auf sie zukam. Sie vermutheten augenblicklich, daß, indem er sie von ferne entdecket, er abgeschicket worden, ihre Anzahl, und wer sie wären auszuforschen. Als er nahe herbey kam, sagte er ihnen, daß er von Tadmor käme, daß Emir Melkam, sein Fürst an diesem Tage einen Bund mit Hamet Shideed, einem andern Fürsten aufgerichtet und daß sie 400 Mann bey sich hätten. Er ritte mit den Kaufleuten beynahe zwo Stunden in Gesellschaft, er ergrif die Gelegenheit sich nach ihren Mauleseltreibern zu erkundigen, ob sie nicht verkapte Türken wären; denn er hatte bemerket, daß sie mit einem Fähnlein reiseten, auf welchem ein Hanjar oder türkischer Dolch, und ein halber Mond zu sehen wäre, er konte ferner sich nicht überzeugen, daß sie Franken wären, weil sie als Franken keine Bewegursache haben würden, durch die Wüste zu reisen, ihrer Neugier aber zu wilfahren, wäre seiner Meynung nach mit der Beschwerlichkeit und

Ge-

Gefahr die sie auszustehen hätten, nicht zu vergleichen.

Als diese Gesellschaft Tadmor nahe kam, und sie die Ruinen schon im Gesicht hatten, setzte der Araber voran und ritte auf einmal in aller Eile vorwerts. Der Geleitsman berichtete den Kaufleuten, daß er hingegangen, um seiner Bande, die ihn abgeschicket hätte, die Nachricht zu überbringen, und daß sie seiner Meynung nach in Gefahr eines Anfalls wären, weswegen es nöthig sey, sich augenblicklich dazu vorzubereiten.

Es wurden also zwanzig von den Bedienten sogleich beordert, abzusteigen, ein jeder war mit einem Schießgewehr, und einer Pistol in seinem Gürtel bewafnet. Diese zogen in gerader Linie auf, und die Kaufleute folgten zu Pferde in kleiner Entfernung nach, sie waren auch mit Carabinern und Pistolen bewafnet. Auf solche Art gingen sie fort und eileten, um eine Anhöhe zu erlangen. Obgleich sie nun beydes Sonne und Wind gerade ins Gesicht hatten, welches nicht wenig hinderlich war, so fanden doch die Araber es nicht für rathsam, sie anzugreifen, weilen sie dieselben in gutem Vertheidigungsstande zu seyn, bemerkten. Nachdem sie auf den Hügel angelanget, und einige Erquickung zu sich genommen hatten, schlugen sie einen engen Weg ein, und stiegen zu Fuß vom Berge herab, worauf ein Ca-

steel stund, das seit langer Zeit unbewohnt zu seyn schien. Hier kamen zween bewafnete Araber mit Lanzen auf sie zu, die Kaufleute schickten zween von ihrer Gesellschaft ihnen entgegen. Die Araber deren einer ein Officier des Emirs war, sagte auf eine kühne morgenländische Art, dieses ganze Land gehöre ihnen, und sein Herr sey ihr Freund.

Die Kaufleute sandten mit diesen Friedensboten ihren Janitscharen und einen Bedienten ab, um den Prinzen in seinem Gezelt, welches mitten im Garten aufgeschlagen war, zu begrüssen, inzwischen stiegen sie bey einer Tränke, mitten unter den Ruinen, ab, die Bagage aber liessen sie noch auf ihren Thieren liegen, bis der Janitschar und der Bediente wieder zurück kamen, und des Emirs Tresharr, eine Schrift, welche ihnen seinen Schutz versprach, mit sich brachten, dergleichen Versicherung die Araber niemals zu verletzen pflegen. Mit diesen Boten kam auch einer der zu dem Sheck der Stadt gehörete, an welchen die Kaufleute von Useffe Aga dem Emir von Aleppo Briefe mitgebracht hatten. Dieser Mann gab ihnen den Rath, zu ihrer grössern Sicherheit, ihre Zelten an den Mauren der Stadt, unter den Ruinen eines grossen Pallastes aufzuschlagen, denn da die Stadt selbst nur klein war, so wären die Häuser nicht besser als Schweinställe. Sie

schlugen folglich ihre Zelten hier in einem tiefen und von unleidlicher Hitze verdorreten Sande auf. Nachdem sie des Shecks Briefe seinen Boten übergeben, warteten sie einige Stunden, ohne zu essen, sie hoffeten, er würde ihnen einige Erfrischungen zum Geschenke schicken, wie es bey den Türken an ihren Freunden gebräuchlich ist, und die Antwort von dem Aga, dessen Abfertigung sie zurück brachten.

Diese Höflichkeiten wurden aber jetzunder bey Seite gesetzet, und sie bemerkten aus ihren algemeinen Betragen und Geberden des Volks, wie sie nicht geneigt wären, sie mit Höflichkeit und Gastfreyheit zu behandeln. Diesen ungünstigen Anschein schrieb man zween von der Compagnie zu, daß sie mit derjenigen Person, welche sie verordnet hatten, dem Emir bey ihrer Ankunft aufzuwarten, nicht auch ein Geschenk zugleich mit an ihm geschickt, sie beschlossen also diese Verabsäumung wieder gut zu machen, indem sie ihr Geschenk eigenhändig überlieferten. Sie nahmen also den Janitscharen und einen Bedienten mit sich, um 2 Stücke rothen Tuchs, vier grünen, und viele andere Sachen dahin zu bringen. Als sie an das Gezelt des Emirs kamen, empfing er sie selbst vor dem Eingange desselben, und führete sie hinein, und setzte den einen zu seiner rechten, den andern zur linken Hand. Shideed der andere

Prinz, ein Herr von ungefehr 40 Jahr, war nicht im Zelt, sondern saß unter einem Palmbaum nahe bey. Melkam, der nicht älter als 25 Jahr war, bewirthete seine Gäste mit Caffee, Camelfleisch, und Datteln, und frug, während der Mahlzeit, woher sie kämen, und in was für einer Absicht sie die Reise unternommen hätten. Sie erwiederten, ihre Absicht gehe nur blos dahin, um ihrer Neugier zu wilfahren, und die Ruinen, unter welchen er lebte, zu beschauen, wie auch eine solche Nachricht von der Stadt, wozu sie gehöreten, nach der gemeinen Sage derer, die an diesem Orte lebten, zu erlangen. Was die Stadt betrift, sagte er, so ist sie ursprünglich von einem Volke gebauet worden, die in diesem Lande nicht gebohren waren, und zwar auf den Ruinen einer andern Stadt, welche Salomo Ibn el Doud gebauet hat. Was aber die Absicht ihrer Reise beträfe, so glaubte er, daß sie Schätze aufsuchen wolten, indem sie die Aufschriften auf den Pfeilern, welche er nicht verstund, läsen, indem er selbst vor ungefehr sechs Monat einen Topf mit Corra Crusses gefunden, von welchen ohn Zweifel noch mehr vorhanden seyn müsten. Gleich nach dieser Erklärung, welche die Kaufleute für kein gutes Vorzeichen hielten, ging der Emir aus dem Zelt, und verließ sie, beym Tobackrauchen, er sagte dem Janitschar, es wären niemals vor-

her

her an diesem Orte Franken gewesen, nun aber hätten sie den Weg durch die Wüsten gefunden, er vermuthe, daß sie den Türken eine solche Nachricht davon geben würden, die sie antreiben würde, diesen Ort, zum gänzlichen Untergang seiner selbst und seiner Bundesgenossen, in Besitz zu nehmen, aus dieser Ursache erfordere es wahrscheinlicher weise sein Nutzen, sie alle umbringen zu lassen. Weil er aber sie als Freunde aufgenommen, so wolle er sie auch in Sicherheit wieder abreisen lassen, wenn sie ihm vier tausend Thaler geben würden, schlügen sie dieses aber ab, so solten die beyden in seinem Zelt alsobald aufgehangen, und die übrigen mit seiner ganzen Macht angegriffen werden, da er denn nicht zweifle, daß er sie überwältigen und in Stücken zerhauen würde. Diesen Endschluß muste der Janitschar alsobald den zween unglücklichen Herren im Zelt kund thun, welche noch ihren Toback rauchten und mit Angst auf des Emirs Zurückkunft warteten. Es kam derselbe auch herein, und frug um ihre Antwort, ehe sie von dem Schrecken und der Bestürzung, worein sie durch seine Botschaft gerathen waren, sich wieder erhohlt hatten. Sie antworteten, sie wären, was ihre Person beträfe, ganz und gar in seiner Gewalt, und könten nicht sagen, ob ihre Freunde sich vereinigen würden, um sie mit einer so grossen Summe los zu kaufen, da sie vermuth-

lich die Hofnung haben möchten, sich zu vertheidigen. Wenn er ihnen aber erlauben wolte, daß sie hingehen, und der anderen Wilfahrung sich ausbitten könten, so hoften sie einen glücklichen Ausgang, davon sie ihm den Inhalt überbringen würden. Melkam sah alsobald, daß dieser Vorschlag nur allein dahin ging, um sich eine Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen, er drohete sie folglich in der aufsteigenden Wuth augenblicklich tödten zu lassen. Doch wurde er endlich durch ihre heftige Bitte erweichet, und erlaubte, daß der Janitschar einen Brief zu ihren Reisegefährten brächte, darinnen ihnen ihr Zustand berichtet wurde. Die Kaufleute brachten in der äussersten Unruhe und Schrecken ihr ganzes Vermögen zusammen, welches doch in baarem Gelde und Gütern nicht mehr als 1500 Thaler betrug. Sie schickten also dieses hin, und der Emir ließ gegen Abend die zween Freunde wieder zurück gehen. Sie reiseten also insgesamt so bald als möglich von hier weg, indem sie sich fürchteten, auf die Gnade eines gesetzlosen, eigensinnigen und barbarischen Räubers sich länger alhier aufzuhalten.

V.

V.

Nachricht von den Druſen,

einem beſondern Volke, das in Obergalilea im gelobten Lande wohnet.

(New. Univ. Mag. 1759. Brachm. S. 209.)

Die Druſen ſind ein Volk, welches ſeinen Namen vermuthlich von einem Durzi genant, bekommen. Dieſer Mann kam ums Jahr 1020, zur Zeit der Regierung Hakem des dritten Chaliphen aus Perſien in Egypten, alwo er nach ſeiner Lehre das Volk zu überreden ſich bemühete, dieſer Hakem ſey GOtt. Das Volk aber war ſo weit entfernet, ſolches zu glauben, daß es nicht lange nachher ihn, in der Hitze ihrer Wuth, tödtete, und ſeinen Körper mit der ſchimpflichſten Grauſamkeit behandelte.

Es war doch nicht lange nachher, als er einen glücklichern Nachfolger an dem Hanza bekam, welcher eigentlich für den Stifter der Druſen gehalten wird. Andere wollen im Gegentheil die Druſen für Ueberbleibſel oder Abkömmlinge der Franzoſen halten, von welchen ein beträchliches

Corps

Corps, unter Anführung des Grafen von Dreux, nachdem die Christen von den Saracenen mit starken Verlust aus dem heiligen Lande waren vertrieben worden, über den Jordan gegangen, und sich in die Wüsteneyen Arabiens zurück gezogen, alwo sie sich eine lange Zeit vornehmlich durch Streifereyen und Beraubung ihrer Feinde unterhalten; aber nachher sich an den Ufern des Jordans in Obergalilea an dem Fuß und Anhöhen des Berges Libanon niedergelassen haben.

Diese, weil sie Christen waren, sollen die Reinigkeit ihrer Religion, so lange ihre Priester lebten, beybehalten haben; nach deren Absterben aber, da sie sich mit den Weibern des Landes verheiratheten, nahm das Christenthum ab, und diese Christen verfielen algemach in ihren gegenwärtigen beklagenswürdigen Stand der Unwissenheit.

Zur selbigen Zeit vermehrten sie sich so stark, daß sie sich aller in der Nähe gelegenen Berge bemächtigten und sich von dem Libanon bis ans rothe Meer ausbreiteten. Solchergestalt ist ihre Anzahl heute zu Tage selbst in Egypten noch sehr groß. Nicht weit von Cairo, auf einer Höhe, die bis an den Nil reicht, ist ein grosses Gebäude, welches insgemein unter dem Namen Druſenhauß bekant ist. Es sind auch einige derselben hin und wieder in Sirien zerstreuet, vornehmlich wohnen viele in einem grossen Dorfe nahe bey

Alep-

Aleppo, nahe an dem Wege, der von Tripot nach Antiochien führet.

Dieser Flecken heist Kestain, davon die Einwohner grösstentheils Drusen sind. Doch haben die meisten derselben ihre Wohnung zwischen den Gebürgen Libanon und Kesroan, und längst den Grenzen Siriens. Sie besitzen auch den Hafen Baruth, alwo sie einen grossen Handel mit Seide führen.

Man kan diese Leute an der Gestalt ihrer Köpfe erkennen. Denn so bald ein Kind gebohren ist, drucken sie dessen Kopf oben zusammen, wodurch derselbe breiter wird, als bey andern Leuten.

So wie sie von Jugend auf zu harter Arbeit gewöhnet werden, so haben sie auch eine muntere Leibesbeschaffenheit, und sind vieleicht die gesundesten Menschen in der Welt, sie erreichen auch bey beständig fester Gesundheit, ein hohes Alter. Sie leben auch dabey sehr mäßig, und sind mitten unter ihrer harten Arbeit sehr enthaltsam.

Ihre Waffen sind eine Flinte und Säbel, mit welchen beyden sie sehr geschickt umgehen können, es fehlet ihnen dabey auch nicht an Muth.

Ihre ersten Waffen empfingen sie von den Europäern, jetzund aber machen sie solche selbst, eben sowohl, wie das Schießpulver, welches, wie das unsrige, aus Kolen, Salpeter und Schwefel zusammen gesetzet wird, obgleich es nicht gleiche

Kraft

Kraft und Stärke mit unſerm europäiſchen hat. Dem ungeachtet leiſtet es ihnen doch gute Dienſte, da ſie wohl wiſſen, daß unſer Schießpulver beſſer ſey.

Es ſind recht gute Leute, um mit ihnen in Frieden zu leben; aber ſehr gefährliche Feinde, die das ihnen angethane Unrecht niemals vergeben, noch ihren Feinden, die in ihre Hände zu fallen, das Unglück haben, ſelten das Leben ſchenken. In Betracht ihrer Weiber ſind ſie in einem ſolchen Grad eiferſüchtig, daß ſie ſich ſelbſten für berechtigt halten, dieſelben umzubringen, wenn nur jemand von ihnen zärtlich redet, oder den geringſten Anſchein einer Mishandlung gibt. Die meiſten ihrer Weiber ſprechen, leſen, und ſchreiben Arabiſch, die Gelehrſamkeit wird von den Männern verachtet, als welche ſich nur allein für das weibliche Geſchlecht ſchicket, indem die Männer ſich ganz und gar auf den Krieg und den Ackerbau legen.

Die Franzoſen führen einen groſſen Handel mit den Druſen, und kaufen vornehmlich ihnen all ihre Seide ab. Sie ſind aufrichtig und redlich in der Handlung, und haben für alle unerlaubte Mittel eines Vortheils einen ſolchen Abſcheu, daß ſie das Geld, welches ſie von den Türken empfangen, und die ſie für nichts beſſer als Straſſenräuber halten, beſonders hinlegen, damit es nicht bey

das Geld, welches ſie von Chriſten gewonnen, komme, und alzeit zuerſt das türkiſche Geld, ſo viel ſie deſſen haben, ausgeben, aus Furcht, es möchte den Fluch über das übrige bringen. Einige treiben dieſen Abſcheu ſo weit, daß, wenn ein Chriſt ihnen etwas Geld in einem türkiſchen Beutel darreichet, ſie es von ſich weiſen, und wann ſie während ihrer Handlung einem Türken etwas zu trinken geben, alſobald nachher das Gefäß zerbrechen.

Dieſes Volk hat unter einem Oberhaupt, oder Prinzen, mit dem Titel eines Emirs geſtanden, der in der Stadt Dair-alcanor genannt, ſeine Reſidenz hat. Dieſer Emir ſetzet einen Befehlshaber über die maronitiſchen Chriſten, welche als Einwohner der Gebürge Libanons ihm unterthänig ſind, ſo wie er ſelbſt dem Großtürken ſeit dem Jahr 1584. gehorchen muß. Seit ungefehr 1500. Jahr wurde Emir Facardin, oder Fechredin durch ſeine Tapferkeit im Kriege ſehr berühmt, indem er den gröſſeſten Theil Syriens einnahm; weil er aber endlich geſchlagen wurde, ſo floh er nach Europa, und hielte ſich einige Zeit in Florenz auf, von wannen er wieder zurück kehrte, um die Regierung ſeiner Länder wieder anzutreten. Weil er aber den groſſen Verſprechungen des türkiſchen Kayſers Gehör gab, ſo reiſete er nach Conſtantinopel, alwo er enthauptet wurde.

Die

Die Religion dieses Volks ist den Fremden lange Zeit ein Geheimniß gewesen. Man hat aber endlich Mittel und Wege gefunden, einiger von ihren Schriften habhaft zu werden, obgleich es ebenfalls sehr schwer hielt, gewisse Entdeckungen daraus machen zu können.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

VI.

Ausserordentliches
Unternehmen
des Herrn Davel eines Majors bey der Landmiliz in der Schweitz.

(New Univers. Magaz. 1759. Jenn. S. 1.)

Als die Obrigkeiten in der Schweitz einen Widerwillen wider gewisse Lehrsätze, welche die Professoren zu Saumur, in Betracht der allgemeinen Gnade lehrten, bekommen hatten, liessen sie an ihre Gottesgelehrten den Befehl ergehen, ein Formular oder Glaubensbekenntniß, unter dem Namen einer Uebereinstimmung (Consensus) aufzusetzen, welcher alle Prediger und Studiosen der Gottesgelahrheit unterschreiben solten, ehe sie zu Lausanne die Einsegnung mit Auflegung der Hände empfingen.

Diese

Diese neue Unterschrift, obgleich sie Genf billigte, war doch den übrigen Theilen der reformirten Gemeinen sehr zuwider. Einige widersetzten sich mit vielen Eifer, andere waren zufrieden in Geheim darüber sich zu beklagen.

Zu den ersten gehörete Herr Davel, einer von den vier Majors, welche die Landmilitz in den Pays de Vaud exerciren musten. Er war von Cully, einer kleinen Stadt zwischen Lausanne und Vevay gebürtig. Er versammlete mit grossen Eifer die Truppen seines Districts am Mitwochen den 31. März 1723. und wählete daraus zwischen 500, 600 zu Fuß, funfzig Grenadiers, und zwölf wohl berittene Dragoner. Er selbst stellte sich an ihre Spitze, und, indem er geheime Befehle zu haben vorgab, führete er sie an demselben Tage nach Lausanne, alwo er um 3 Uhr Nachmittags anlangte. Er marschirte in die Stadt mit Trommelschlag, es wuste kein Mensch das geringste von seinem Anmarsch. Seine Ausrüstung war schön, und seine Soldaten waren alle junge Leute, die wohl gestaltet und gekleidet waren.

Als ein Theil der Obrigkeit damals auf dem Rathhause versammelt war, so schickten sie zwey von ihren Rathsgliedern hin, den Major Davel zu fragen, warum er von seinem Marsch ihnen keine Nachricht gegeben, und was für Ordre er

darzu hätte. Der Major empfing diese Herren sehr höflich, und verlangte von ihnen, seine Leute einzuquartiren, mit dem Zusatz, wie er augenblicklich aufs Rathhaus kommen, und sie von seinem Vorhaben unterrichten wolte. Er setzte nachher seinen Einmarsch weiter fort, und stelte seine Leute auf dem Platze bey der grossen Kirche, von wannen er den grösten Theil der Stadt in Gehorsam erhalten konte.

Der Rath versammelte sich gleich darauf. Major Davel begab sich aufs Rathhaus, seine vornehmsten Officiers begleiteten ihn, er verlangte eine Unterredung mit dem Präsidenten Herrn Milot und dem Controlleur de Crousatz, einem der vier Majors der Militz, anzustellen. Als dieses zugestanden, erklärete er ihnen, wie er Willens wäre, das Pais de Vaud, (den französischen Theil des Cantons Bern) von der Herrschaft Bern zu befreyen, er käme also die Stadt Lausanne einzuladen, sich mit ihm zu vereinigen, der glückliche Fortgang seines Entwurfs wäre nicht dem geringsten Zweifel ausgestellet. Er langte ein von ihm aufgesetztes Manifest hervor, worinnen er seine Ursachen anführte, warum er die Strafen ergriffen hätte.

Diese zween Magistratspersonen erstaunten über einen solchen Vorschlag, doch bezeigten sie eine solche Gegenwart des Geistes, daß sie ihre

Be-

Bestürzung nicht äusserten. Ihre Antwort war, daß sie dem ganzen Rath Bericht davon abstatten wolten, welcher ebenfals darüber nicht wenig erschrack. Man hielte es für gefügt, den Major Davel selbsten zu vernehmen, und ihn zu befragen, durch welche Mittel er einen so kühnen Versuch ausführen wolte. Er erschien vor der ganzen Rathsversammlung, und war so vergnügt, als wenn sein ganzes Vorhaben ein glückliches Ende schon erreichet hätte. Er bat die Herren von Lausanne, sein Unternehmen zu begünstigen, er verlangte von ihnen das Commando über ihre Truppen und versicherte sie eines glücklichen Ausganges in seinem Vorhaben. Nachher las er ihnen sein Manifest vor, in welchem er unter andern Beschwerungen, auf die Unterschreibung des Consensus, und auf den Eyd der Verbündniß (Association) und was bey dieser Gelegenheit sich sonsten zugetragen, inständig anhielt. Er gab darauf einen Unterricht von den Mitteln, deren er sich zur Ausführung seines Vorhabens bedienen wolte. Die Versammlung schien seinen Entwurf zu billigen, und der Präsident ersuchte ihn in ein anderes Zimmer zu gehen, damit der Rath diese Sache mit desto grösserer Freyheit abhandeln möchte. Während dieser Berathschlagung, welche über 2 Stunden daurete, leisteten ihm einige Herren Gesellschaft.

Die Obrigkeit von Lausanne bezeigte in diesem Umstand grosse Klugheit, und grosse Treue gegen ihre hohe Obrigkeit in Bern, und der Entwurf wurde von der ganzen Versammlung mit Abscheu verworfen. Denn die Stadt hatte damals keine Besatzung und war der Gnade der Soldaten blos gestellet, weil man glaubte daß sie mit ihrem Oberhaupt gleiche Absicht hegten. Man beschloß also vorzugeben, daß sie dieses Vorhaben billigten, in der That wolten sie nichts unversuchet lassen, dasselbe zu zernichten.

Als der Major wieder herein gerufen war, sagte man ihm, seine Truppen solten einquartiret, dabeneben er und seine Capitains von der Stadt gespeiset werden. Vier Glieder der Versammlung, nämlich die Herren de Botens, de Vinci, Milot und Seigneux, wären verordnet ihm Gesellschaft zu leisten, und mit ihm die bequemsten Maaßregeln zu verabreden. Ferner, daß am folgenden Tage der Major Crousaz alle Truppen der Stadt Lausanne und der umliegenden Gegend in Augenschein nehmen solte, um etliche kleine Corps aus denselben zu ziehen, und damit weiter zu gehen.

Bey diesen scheinbaren Schlüssen ging der Major Davel in Begleitung einiger dieser Herren, wieder nach seinen Leuten zurück, und die Billets zu ihrer Einquartirung wurden ausgetheilet.

let. Der Rath sorgte dafür, daß alle Unterofficiers des Majors in den Vorstädten einquartiret, daß die Thore zugeschlossen, und mit Schildwachten besetzet wurden, damit jene im Fall eines Aufruhrs nicht in die Stadt kommen könten.

Zu gleicher Zeit wurde der Rath Herr de Severi in Geheim nach Bern abgeschicket, um dem hohen Rath daselbst, von dem was sich zugetragen, Nachricht zu ertheilen. Darauf wurde befohlen, in den benachbarten kleinen Städten so viel geübte Truppen zu versammlen, als nur immer möglich wäre; diese solten des Nachts mit ihren Waffen und Kriegsnothwendigkeiten der Stadtthore sich bemächtigen. Alles dieses ward mit grossem Fleiß ausgeführet; und selbst diejenigen, welche diese Völker zusammen brachten, wusten die Ursache nicht, warum es geschah. Die Thoren wurden geschlossen, und von der Bürgerschaft besetzet.

Diejenigen Herren, welche mit dem Major Davel und seinen vornehmsten Officieren speiseten, luden solche ein, daß sie das Quartier in ihren Häusern nehmen möchten, alwo sie bessere Aufwartung als in einer Herberge haben würden. Major Davel ging ohne Mißtrauen in Major Crousaz Haus.

Des Morgens um 4 Uhr kamen ungefehr funfzehn hundert Mann von der Militz vor den

Stadtthoren, sie waren bestürzt, daß sie ohne die Ursache zu wissen, aufgeboten worden. Die Einwohner der Stadt waren nicht weniger unruhig, denn sie sahen die Obrigkeit mit verdrießlichen Gesichte beständig in Bewegung, und hatten einigen Grund zu glauben, es würde zum Handgemenge kommen.

Zween von den Räthen, welche mit Major Davel des Abends vorher gespeiset hatten, kamen des Morgens frühzeitig wieder zu ihm, um ihm Geselschaft zu leisten. Sie redeten von ihrem Vorhaben, ihn aufzuhalten, während daß Major de Crousatz seine Befehle in der Stadt austheilete, darauf endlich die Thoren geöfnet wurden. Die Militz zog wohl bewafnet ein, und stellete ihre Posten an verschiedenen Orten der Stadt aus. Die Truppen des Majors Davel, welche nichts böses vermutheten, begaben sich wieder zu ihren Posten, wo sie des Tages vorher gestanden hatten, ohne daß sie das geringste mehr als andere wusten.

Major Davel war in Begrif sich zu Pferde zu setzen, um sich zu seinen Leuten wieder zu begeben, da Capitain des Combes an der Spitze einer Menge Musquetiers zu ihm kam, und ihm ankündigte, daß er sein Gefangener wäre. Der Major meinete anfänglich, daß er in seiner Person irrete; allein da er sah, daß es kein Irthum

wäre

wäre, übergab er seinen Degen, und als er ins Casteel gebracht wurde, sagte er, „Ich sehe, daß „ich das Opfer in dieser Sache seyn werde, allein „es ist nichts daran gelegen, es wird doch meinem „Vaterlande einiger Nutzen daraus zuwachsen.„

Er begab sich auf das Casteel ohne die geringste Betrübniß zu zeigen, und wurde in Banden geleget. Man fand keine andere Schriften bey ihm, als die Anrede, welche er an den Rath gehalten hatte, benebst seinem Manifest, und seinem Entwurf mit drey Briefen, deren einer an den Magistrat zu Freiburg, der andere an die Obrigkeit zu Genev, und der dritte als ein Circular-Schreiben an alle Städte des Pais de Vaud, gerichtet war. Als er gefänglich eingezogen worden, hatte er eben einen Brief an den Major von Moudon geschrieben, worin er ihn einlud, die Miliz seines Districts aufzufordern, und sich mit ihm zu vereinigen. Dieser Major wurde darüber ins Gefängniß gesetzet, allein es erhellete nachher, daß er von dem ganzen Entwurf nichts gewust hatte.

Was die Officiers des Davels betrift, so wurden sie nur als Gefangene in der Stadt eingeschlossen. Als seine Soldaten die ganze Sache erfuhren, versicherten sie alle, daß ein solches Vorhaben ihnen ganz unbekant wäre; und wurden also wieder nach Hause geschicket. Zu bemerken

ist es, daß sie weder Pulver noch Bley mitgebracht, indem ihr Major dergleichen mitzunehmen, ihnen ausdrücklich verboten hatte, welches ganz ausserordentlich schien. Das Landvogteigericht kam zusammen, den Gefangenen zu verhören. Er antwortete, er hätte keine Mitgehülfen, seine Officiers und Soldaten hätten von seinem Vorhaben nicht die geringste Kundschaft; er wäre nicht Willens gewesen, jemand der Gefahr, der er sich selbst aussetzte, blos zu stellen, wenn die Herren von Lausanne seine Einladung anzunehmen sich wegern würden; im Fall aber sie sich mit ihm vereinigten, würde es an einem guten Ausschlag nicht fehlen.

Der Rathsherr, welcher nach Bern abgeschicket war, fand die zwey hundert eben beschäftiget, um Landvögte zu wählen. Der Herr de Wattenville, General über die Truppen des Pays de Vaud wurde mit Volmacht dahin gesendet, die Rebellion, wie er es für gut befinden würde, zu unterdrücken, und kam den 2ten April mit einigen Officiers zu Lausanne an.

Die Unterofficiers des Majors Davel wurden an demselben Tage nach Hause geschickt, nicht aber die Capitains.

Major Davel wurde in Gegenwart des Herrn von Wattenville befraget, er antwortete, wie er vorher gethan hatte. Er bemühete sich sein Un-

ter-

ternehmen zu rechtfertigen, er stellete alle seine Gedanken mit grosser Freiheit vor, und wiederhohlete dieselben Sachen, welche in seinem Manifest enthalten waren. Er zeigte nicht die geringste Reue, und bestätigte immer, daß er sein Vorhaben niemanden mitgetheilet hätte. Er sagte, daß er dasjenige, was er gethan, als die gesetzmäßigste und rühmlichste Handlung in seinem Leben ansehe. Er hatte guten Appetit, und schlief wohl, er scherzte, und unterhielt diejenigen, die ihn besuchten, mit angenehmen Unterredungen, er empfing sie in seinem Gefängniß so artig, als wenn er in seinem eigenen Hause gewesen wäre.

Bisher hatte der Major nur geredet, als ein Mann, der für die Wohlfahrt des Vaterlandes eiferte. Aber am 5ten April entdeckte er den Gerichtsherren seinen wahren Character und erwies sich als einen Schwärmer. Er berichtete sie von vielen und grossen Zeichen, die ihm erschienen wären. Er hätte Offenbahrungen gehabt. Eine unbekannte Prophetin hätte ihm manche Dinge vorhergesaget, welche nachher erfüllet worden. Er selbst hätte Wunder gethan, Kranke durch sein Gebet geheilet, und Dinge vorher geweissaget, welche erfüllet worden. GOtt hätte seinetwegen verschiedene Wunderwerke gethan. Aus allen diesen Dingen schloß er, die Vorsehung hätte ihn ausserordentlich ersehen, sein Vaterland

zu befreyen, er hätte also, seinem Ruf gefolget. Als er nun hierauf so viele eitele Fantasien entdeckte, sahen jene ihn an, als einen der im Gehirn verrücket wäre. Wann er von seinen Gesichtern zu reden unterließ, sprach er sehr vernünftig. Alle welche zu ihm kamen, erstaunten über diese Vermischung der Klugheit und Thorheit. Er war ein Mann von starker Einbildungskraft. Einige wusten nicht, was sie von ihm denken solten.

Man glaubete, daß er durch Erzählung aller dieser Erscheinungen nur seine Richter zu betrügen die Absicht hätte; und daß es nichts als Mährgen wären, und daß er seinen eigenen Erfindungen einem ausserordentlichen Ruf zuschreibe. Sie verlangten von dem, was er bekräftigte, einen Beweis von ihm. Meine Herrn, sagte er, mein Entwurf ist hinlänglich euch zu überzeugen, indem er allen Regeln der Kriegeskunst zuwider ist. Ich war nicht besorget, um eine grosse Anzahl Soldaten zu haben, indem ich so viele wieder zurück gehen ließ, weilen sie mir zu diesem Geschäfte nicht geschickt genug zu seyn schienen. Ich verbot meinen Leuten, ehe ich ausmarschirte, keine Kriegsbedürfnisse mit zu nehmen: ja, ich warf etwas Pulver auf die Erde, welches einige derselben mitgebracht hatten, ich ließ auch einen Soldaten seine Flinte los schiessen. Ich erklä-

rete den Herren zu Lausanne, kein Blut würde vergossen, noch keine Flinte losgeschossen werden. Ich habe mich ganz auf sie verlassen, und ihnen die Einrichtung der Quartiere meiner Truppen überlassen. Wäre aber dieses mein eigener Entwurf gewesen, so würde ich einen andern Weg eingeschlägen haben. Ich hätte so viel Volk mitgebracht, als ich nur immer hätte aufbringen können. Ich würde sie mit allen Kriegsbedürfnissen versehen; ich würde mich in Besitz des Schlosses gesetzet; wo ich Geld, und manche andere Sachen, meine Soldaten aufzumuntern möchte gefunden haben. Die Stadt hätte ich an verschiedenen Orten mit Schildwachten besetzet, und mich aller Stadtthore bemächtiget. Kurz, ich würde den Regeln des Krieges genau gefolget seyn. Allein ich durfte in dem Entwurf, welchen GOtt mir selbst eingegeben, nicht die geringste Aenderung machen. Seine Vorsehung, welche Licht aus der Finsterniß hervorbringet, wird dieses auch zu dem Endzweck gereichen lassen, wozu er es bestimmet hat. Ich habe in dem Unternehmen nichts anders gesehen als grosse Vortheile, und einen herlichen Nutzen, welcher ihro Excellenzen und deren Unterthanen daraus zuwachsen wird.

Den Major Davel hatte man bisher als einen vernünftigen Mann angesehen, da man in den

den ersten Tagen seiner Gefangennehmung nicht das geringste unordentliche, weder in seinem Verstande, noch in seinen Verantwortungen vor der Rathsversammlung, noch in seinem Manifest, oder in seinem Anschlag, welchen er den Herren von Lausanne übergeben, verspüret hatte. Man sahe derhalben alles, was er in Betracht seines Berufs vorbrachte, für nichts anders an, als für eine List, seine Richter zu hintergehen, und frey zu kommen. Seine Antworten waren allzeit gefügt, und vernünftig, seine Fantasterey beyseite gesetzet. Alles dieses zusammen genommen, so verrieth er einen ganz sonderbaren Menschen.

Jetzt fügen wir noch hinzu, was ihn völlig überzeuget, daß er blos nach einer göttlichen Eingebung gehandelt habe. Ich entzog mich seit einiger Zeit, sagte er, der Welt, doch ohne äusserlichen Schein. Ich fastete, ich wachete, ich betete beständig und mit grosser Andacht. Ich rief GOtt demüthig mit meinem Gebet an, welches ich ausdrücklich dazu verfertigte, er möchte mich doch vor Verblendung bewahren, und mich von diesem Versuch abhalten, wenn es nicht zur Wohlfahrt meines Vaterlandes gereichen könte, und mich auf solche Art regieren, damit ich nichts thäte, was seinem Willen zuwider wäre. Allein weit gefehlet, daß ich die geringste Aenderung, in mir nach meinem Gebet und Fasten verspüren solte, ich

fand mich noch immer mehr und mehr fortgeriſſen, und gleichſam durch eine höhere Macht dazu gezwungen. GOtt iſt zu gütig, als daß er mir mein Verlangen nicht hätte zugelaſſen, wenn ich in einem Irthum geweſen wäre. Ich bin derohalben meinem Ruf gefolget, und will es übrigens auch mit meinem Blut verſiegeln.

Seine Nichten, die bey ihm gewohnet hatten, ſeine Pächter und Bedienten erzählten vielen, daß ſie ihn öfters in ſeiner Einſamkeit weinen geſehen. Er ſagte aber, ſeine Thränen wären Freudenthränen geweſen, es hätte in ſeiner Macht nicht geſtanden, ſeine Entzückung zu mäßigen, wenn er an die ihm erwieſene göttliche Gunſt gedächte, daß GOtt ihn erwählet, um ihn auf eine ſo beſondere Art zu verherrlichen.

An demſelben Tage, (5. April,) als er ſeine Geſichte auszukramen anfieng, brachten ſie ihn auf die Peinbank, um Daumſchrauben anzuſetzen. Man hatte befohlen, ihn ſo lange zu foltern, bis er ſchreien würde. Und obgleich er nun ſchon ſehr gemartert worden, ſo konte die Tortur doch nicht einige Klage von ihm auspreſſen, noch ſelbſt die Ruhe ſeines Gemüths im geringſten ſtöhren. Als ihn einer von ſeinen Verhörern frug, ob er nicht Schmerzen empfinde, antwortete er, ja mein Herr, gewis groſſe Schmerzen: und ſo fuhr er fort mit kaltem Blut zu reden, und

auf

auf das, warum er gefraget wurde, zu antworten. Seine Richter wurden so sehr gerühret, daß sie nicht das Herz hatten, ihn mehr zu martern.

Des folgenden Tages dankte Herr de Wattenville in Begleitung einiger Herrrn von Bern auf Befehl seiner hohen Obrigkeit dem Rath zu Lausanne für ihren bey dieser Gelegenheit erwiesenen treuen Eifer.

Des folgenden Tages wurde Major Davel auf die ordentliche Tortur gebracht, nämlich mit einem Strick ohne Gewicht, und zwey Fuß von dem Boden, in die Höhe gezogen. Er ertrug dieses mit einer erstaunenswürdigen Beständigkeit, er rechtfertigte immersort seine Capitains und den Major von Moudon, und bestand darauf, daß er gar keine Mitgenossen des Verbrechens hätte.

Auf diese Tortur folgte bald eine ausserordentliche, denn an dem folgenden Tage des Morgens, es war der 8te April, bunden sie an seinen Füssen ein Gewicht von 25 Pfund, er wurde damit zweymal gemartert, und jedesmal an die drey Fuß in die Höhe gezogen. Es half aber dieses alles nichts. Er behauptete immer hin, er hätte keine Mitgesellen, und fügte hinzu, daß er sich glücklich schätzte, GOtt durch Bekenntniß der Wahrheit zu verherrlichen. Dieses ist wahrlich

lich sehr schmerzhaft, sagte er, allein ich bin überzeuget, daß ihr eben so viel Qual habet, als ich. Sie reichten ihm einige Herzstärkung dar, aber er schlug sie ab.

Der hohen Obrigkeit von Bern gefiel es, ihm durch die ordentliche Richter im Lausanne das Urtheil sprechen zu lassen. Diejenigen Bürger dieser Stadt, welche in einer Strasse, Rue de Bourg genant, Häuser haben, und bewohnen, sind die einzigen Richter in Criminalsachen, und der Rath bereitet nur alles zum Verhör. Er erschien also vor diesen, mit seiner gewöhnlichen Gemüthsruhe, er grüßte sie mit Anständigkeit, und setzte sich mit erstaunender Gelassenheit und Gegenwart des Geistes auf einen Stuhl nieder. Nachdem die Acten durchgesehen, ward er durch die Mehrheit der Stimmen verurtheilet, daß er nach abgehauener einer Hand enthauptet werden solte.

Dieser Spruch wurde aber von der hohen Obrigkeit zu Bern dahin gemildert, daß er nur enthauptet, sein Kopf auf dem Pfahl geschlagen, und der Körper darunter begraben werden solte.

Den Tag vor der Hinrichtung kamen zween Geistliche zu ihm, und kündigten ihm an, daß er sich zum Tode bereiten solte. Er empfing diese Nachricht mit Freuden, und stattete ihnen dafür Dank ab. Sie waren beynahe eine halbe Stunde

schon

schon bey ihm, ehe sie ihm sagten, was für eine Gattung Strafe er leiden solte. Der Gefangene bezeigte kein Verlangen, dieselbe zu wissen. Es sagte also einer von den Geistlichen, er würde nicht viel ausstehen, weil er nur enthauptet werden solte. Es ist ein sehr gelinder Tod, erwiederte der Major; ich habe Ursache, GOtt dafür zu danken. Seine Gespräche waren darauf auf dieselbe Art eingerichtet, als wenn er für eine gute Sache hätte sterben müssen. Er bewies bis aufs letzte eine grosse Andacht. Auf seinen Gesichtern folgte eine lebendige Empfindung von Demuth, Glauben, Reue für seine Sünden, welche er in seinem Leben möchte begangen haben, und endlich auch eine gänzliche Uebergebung und Vertrauen auf die Barmherzigkeit GOttes.

Er wolte nicht als ein Held, sondern wie ein Christi sterben, und nahm es übel, daß man dasjenige, was er für eine Wirkung der göttlichen Gnade hielt, eine Grösse der Seele und Großmuth nennen wolte; Redet zu mir nicht von dem Heldenmuth sagte er, ich bin kein Heyde. Wache. Die Nacht brachte er, wie seine Wache aussagte, sehr ruhig zu. Am folgenden Tage, den 24. April, welches der Tag seiner Hinrichtung war, besuchten ihn einige Geistliche und andere Personen. Er unterredete sich mit denselben mit

solcher

solcher Gemüthsruhe und Frölichkeit, als wenn er zur Hochzeit gehen solte.

Sie baten ihn inständigst um seiner Seelen Heil, und in dem Namen GOttes, vor welchem er nun bald erscheinen würde, seine Gesichter nicht so hartnäckigt zu behaupten, wenn er den geringsten Argwohn eines Irthums in sich empfände. Er antwortete, daß er von dem ersten Tage seiner Gefangennehmung an, sich über dieses Stück sorgfältig untersuchet; und wolte es auch nicht verhehlen, wenn er den geringsten Zweifel deshalb hätte; er wolte vielmehr seine geheimste Gedanken, in den Umständen worin er nun wäre, entdecken.

Gegen Mittag wurde er vor seine Richter geführet und indem er sich auf einen Stul hinsetzte, hörete er, wie sein Todesurtheil ihm vorgelesen wurde. Er hörete es mit Aufmerksamkeit, ohne Bestürzung an. Er seufzte niemals, noch weniger äusserte er die geringste Furcht. Er erklärete, daß er mit Ehrfurcht das Urtheil annehme, welches die hohe Obrigkeit über ihm auszusprechen, beliebet hätte, er unterwerfe sich demselben, als einem Schluß von GOtt selbst, er wäre auch bereit für die Ehre seines Schöpfers zu sterben.

Er hatte zween Geistliche, nämlich die Herrn de Pont, und de Bionens verlanget, ihn bis nach dem Gerichtsplatz zu begleiten. Gegen den letz-

tern hatte er grosse Neigung, weilen derselbe sich beständig gewegert hatte, den Eid der Verbindung abzulegen, und dem *Consensus* zu unterschreiben. Diese beyden Prediger nebst einigen andern Freunden, besuchten ihn oft im Gefängniß, und schrieben alles auf, was er sagte, besonders in den letzten Stunden seines Lebens. Diese gegenwärtige Erzählung ist auch aus allen den verschiedenen Aufsätzen zusammen gesetzet. Die beyden Prediger fanden ihn auch, da er in den Händen des Scharfrichters war, ruhiger und standhafter, als sie ihn jemals angetroffen hatten. Er ging durch die Stadt mit derselben Munterkeit des Geistes, als wenn er zum Gastmal gehen solte. Ihr sehet, sagte er auf dem Wege, den Triumph eines Christen. Er bat zu verschiedenen malen die Geistlichen, die ihn begleiteten, in ihren Reden ein wenig aufzuhören, damit er Sinnen sammlen, und seine Seele zu GOtt erheben könte. Während des Hingangs verordnete er verschiedenes, womit er die Gegenwart seines Geistes und sein ruhiges Gemüth anzeigte. Als er ausser der Stadt gekommen war, und der Staub ihm beschwerlich fiel, sagte er, es ist besser, ein wenig zur rechten Hand sich zu wenden, und auf dem Grase zu gehen. Gleich nachher wurde ein grosser Staub von einigen die zu Pferde ritten, und zu nahe zu ihm kamen

kamen, erreget, er bat sie voraus zu reiten oder hinter ihm zu bleiben. Er bat auch einige Soldaten, die das Volk mit Gewalt zurück trieben, keinem Leid zu thun.

Sobald als er auf den Gerichtsplatz gekommen war, bat ihm der Amtmann inständigst, er möchte doch nun vor den Augen GOttes, dem er seine Seele bald übergeben würde, aufrichtig bekennen, ob er einige Mitgenossen seiner That gehabt hätte. Er antwortete, daß er nichts von seinem ganzen Entwurf verheelet, er wäre allein der einzige Urheber dieser Sache. Dieser obrigkeitlichen Person, welche ihm ihr Mitleiden über sein Schicksal bezeugte, erwiederte er; *Mein Schicksal ist recht glücklich, ich empfinde in mir eine grosse Beruhigung.*

Nachher erstieg er das Schavot in Begleitung der Geistlichen, und sagte zu denselben, daß, weil er jetzund GOtte das Opfer seines Lebens bringen müste, er dieses mit aller Sorgfalt, und grosser Aufmerksamkeit zu thun hätte. Alsdann trat er an die Ecke des Blutgerüstes damit ihn das Volk desto besser hören konte, und redete auf folgende Art.

„Dieses ist der schönste Tag meines Lebens, ein „glückseliger Tag, an welchem ich meine Gedan„ken euch ganz frey entdecken darf, indem ich „keine Marter mehr zu befürchten habe, und

„nun in Bereitschaft stehe, meine Seele in die „Hände meines Schöpfers zu überliefern, und „dieselbe zum Opfer seiner Herrlichkeit zu ma„chen! Dieses wird meiner hohen Obrigkeit vor„theilhaft, und ihren Unterthanen dienlich seyn.„

Ich bitte euch alle sehr sorgfältig, die Processe zu vermeiden, welche dem Wesen des Christenthums so sehr zuwider sind. Dieses Land ist damit mehr, als viele andere angesteckt, die Schuld liegt an denen, die solche abwenden musten, die aber, anstatt sie solche zu unterdrücken sich bemühen solten, solche vielmehr ihres Privatnutzens halber unterhalten. Man kan ferner die Schuld gewissen Advocaten und Anwaldten zuschreiben, welche die Uneinigkeit aufblasen, und das Volk zu Processen anreizen, alle Vergleichungen hindern, und tausend andere Nebenpuncten um den Proceß zu verwirren, aufsuchen, auch sogar wohl das Recht ihrer Clienten verkaufen. Auf solche Weise ist das Vermögen von manchen Privatpersonen durchgebracht, und selbst von manchen Gemeinden, welche zur Unterhaltung der Armuth oder zur Erziehung der Kinder mancher armen Familien besser hätten angewendet können.

Das Elend des Landes ist durch die Processe verursacht, daher sind die Bauern in grosse Armuth gerathen. Sie sind dadurch gezwungen worden, sich in Schulden zu setzen, und ihre Gläu-

Gläubiger nehmen ihnen sogar ohne Barmherzigkeit selbst die Nothwendigkeiten des Lebens. Gleich nach der Erndte sind sie schon wieder der Früchte ihrer Arbeit beraubet, und nachdem sie sich etliche Monate mit Pflügen und Säen es haben sauer werden lassen, so werden die Korngarben, welche sie eingesammelt, aus ihren Scheuren wieder heraus geholet. Ja, sie werden ihnen öfters von dem Felde schon weggenommen, und sie bemächtigen sich ebenfals des Futters fürs Vieh. Ja, es werden, wenn sie zu Bette liegen, ihre Häuser aufgebrochen, und ihnen ihre Kleider, Leinwand und Bettücher herausgeholet. Ich habe Exempel davon gesehen; solche Vergewaltigungen sind seit kurzen im Lande eingeführet und zu leicht nachgesehen worden. Die Landleute haben bey diesem nagenden Gram kaum ein stückgen Brod zu essen. Sie haben nicht einen freudigen Augenblick, noch die geringste Ruhe, und geniessen im ganzen Jahre nicht eine gute Mahlzeit, da unterdessen die Urheber ihres Elends auf jener Kosten im Ueberfluß und Wolluſt leben, und prächtige Gastgebote anstellen. Diese armen Leute haben kein ander Merkmal des Christenthums, als nur die Taufe. Im übrigen werden sie wie das unvernünftige Vieh in allen Stücken gehalten.

Was ist die Ursach, Freunde, welche alles dasjenige Uebel hervorgebracht, das nun im Lande herrschet, und eine so grosse Verwüstung ausrichtet. Es ist zum Theil die geringe Empfindung von Religion, die ihr selbst auch bey solchen Gelegenheiten, da ihr euch am eifrigsten für dieselbe erweisen soltet, äussert? wie wenig erinnert ihr euch der Predigten? Ihr höret sie nur blos aus Gewonheit an. Die meisten wissen nicht einmal, wann sie aus der Kirche kommen, den Text, welcher abgehandelt worden, noch das geringste was der Prediger gesaget hat.

Vieleicht aber entstehet diese Nachläßigkeit auch von Seiten der Prediger, daß sie sich nicht sonderlich bekümmern, um gute Predigten zu verfertigen. Sie unterweisen das Volk und besonders die Jugend nicht so, wie es ihre Pflicht erfordert, welche auf solche Weise in der gröbsten Unwissenheit stecken bleibet. Diese Herrn sind überhaupt damit zufrieden, ihre Pfründe einzunehmen, ohne sich um rechtschaffene Ausübung ihrer Pflicht zu bekümmern, wie ihnen doch obliget. Und wie könten sie dieses thun, da die meisten derselben in Unwissenheit stecken, und mehr Zeit mit Schwelgen zubringen, als sie anwenden gelehrter zu werden, und sich bequemer zum Lehren und Unterweisen zu machen.

Ihre bösen Beyspiele sind Ursache, daß ihre

Reden

Reden ohne Wirkung seyn, und sie selbst tragen sehr viel zur Ruchlosigkeit, bey. Ich nehme etliche wenige aus, die ein algemeines Lob verdienen, aber sie allein sind nicht im Stande, allem Uebel abzuhelfen. Es hat sogar das Volk nicht einmahl Zeit, die Predigten anzuhören, der vielen Processe wegen, womit sie ungerechter Weise beladen werden, oder worinnen sie sich durch die unglückliche Neigung zum Streit selbst einflechten. Einer der einen Proceß hat, denkt an nichts anders, und kan sich um die Religion nicht bekümmern. Und diese gehen doch zum heiligen Abendmal, obgleich sie von aller Frömmigkeit und Liebe zu ihren Nächsten entfernet sind.

Aus diesem Grundsatz entstehet auch die Unordnung und Verwirrung, welche in dem Gottesdienste herrschet, denn wenn das Herz keinen Theil daran hat, so muß solches sich nothwendig auch äusserlich zeigen, was das Lob GOttes betrift, wie wird das abgesungen? Ist wohl eine Regel, eine Musik, oder das Geringste was die Andacht zuwege zu bringen, oder zu unterhalten vermag, ob es gleich eines von den beträchtigsten Stücken des Gottesdienstes ist, und wodurch man die Erhebung des Herzens zu GOtt am besten offenbaret? mit was für unanständigen Geberden wird solches nicht verrichtet, und doch bekümmert sich die Obrigkeit nicht, dieses zu verbessern. Da

dieser Theil des christlichen Gottesdienstes so wichtig ist, so kan ich nicht umhin, euch ernstlich zu ermahnen, um daran mit Eyfer zu denken, und euch in dieser Absicht selbst zu verbessern.

Unsere souveraine Obrigkeit hat den Städten und den Gemeinen Kirchenland gegeben, um die Gotteshäuser auszubessern, die Schulen und auch die Armen zu unterhalten, deren manche aus Mangel der Unterweisung verlohren gehen. Anstat aber dieser lobenswürdigen und frommen Absicht Folge zu leisten; anstat die Kirchen auszubessern, wie es die Würde des Orts erforderte; lassen diese Städte und Gemeinen zu, daß ihre Kirchen einstürzen, und verknüpfen diese Kirchenländer mit ihren eignen Gütern. Die Vorsteher theilen den grössesten Theil derselben unter sich, und vermehren aus dem, was überbleibet, die jährliche Besoldungen solcher, die Bedienungen haben, welches sie oft nicht verdienen, weil sie ehrliche Leute darben lassen. Sie sind nicht zufrieden, daß sie das Vermögen der Kirchen an sich ziehen, sie unterdrücken noch dazu das Volk, indem sie zulassen, daß sie wegen geringer Fehler zu grossen Geldstrafen verdammet werden. Wann sie diese Strafe nicht gleich bezahlen, so werden geizige, grausame und unbarmherzige Gerichtsdiener wider sie ausgeschickt, welche ihnen ihre Güter und Herden Viehes wegnehmen, und

ste in ein kläglicheres und traurigers Elend, als den Tod selbst versetzen.

Ihr Herrn Studenten der Gottesgelahrheit, ihr strebet nach dem heiligen Amte. Allein wie bereiten sich viele von euch zu einem so wichtigen Amte, welches ein so heiliges Leben und Wandel erfordert? Euer ausgelassenes und ärgerliches Leben ist es, welches beweiset, daß ihr keinen Beruf dazu habet. Ihr schicket euch nicht früh genug an, zu diesem heiligen Dienst. Ihr versäumet eure Studien, und ergebet euch der Ausschweifung. Ihr sorget nicht die Musik zu lernen, welche doch so nützlich ist das Lob GOttes abzusingen. Die heiligen Gesänge sind ein wesentliches Stück des Gottesdienstes, sie sind sehr nützlich, unsere Seele zu GOtt zu erheben. Ich bitte und ermahne euch derohalben, daß ihr mit allem möglichen Eifer euch zum heiligen Dienst zubereitet, damit ihr bey Zeiten im Stande seyd, euch mit gutem Fortgange den verdorbenen Sitten zu widersetzen.

Ihr alle, die ihr mich höret, bemühet euch, ein jeder nach seinen Stande, eure Pflicht besser auszurichten, und euch zu bestreben, daß ihr durch christliches Leben und Wandel die Gnade eures Schöpfers verdienen möget, damit, wann die Stunde des Todes herannahen wird, darinnen ich jetzunder bin, euer Gewissen nicht eure Sün-

den euch vorhalte, und ihr von der Furcht frey seyn möget.

Was nun mein bisheriges Gefängniß, und das viele Leiden, das ich bis jetzt erduldet, und meinen herannahenden Tod, betrift; so beklage ich mich über keinen. Ich trage keinen Zorn, in Betracht dieses alles gegen die Herren von Lausanne. Sie haben dem Licht ihres eigenen Gewissens gefolget, so wie ich dem göttlichen Ruf gefolget bin. Ich versichere euch, ich bin mit meinem Schicksal ausserordentlich wohl zufrieden, ich schätze mich auch für sehr glücklich, daß ich die Gelegenheit habe, durch ein freywilliges Opfer meines Lebens GOtt zu verherrlichen. Mein Herz ist von Freude überströmet, weil es GOtt gefallen, daß ich ein erwähltes Werkzeug, das zu den Absichten seiner Vorsehung dienete, in seinen Händen seyn solte. Ich zweifle nicht, daß mein Tod wird eine vortrefliche Wirkung hervorbringen, beydes zum Nutzen des Volks, als auch der hohen Obrigkeit, welcher die Treue ihrer Unterthanen dadurch entdecket hat. Endlich hoffe und glaube ich, daß diese Misbräuche, welche ich vor eurem Angesichte euch vorgeworfen habe, werden abgestellet werden.

Dieser Tag ist der vortreflichste und herrlichste Tag in meinem Leben. Es ist ein Tag eines Triumphs, welcher die glücklichsten Umstände, die

mir

mir jemals wiederfahren, krönet, und übertrift. Ich gebe dafür etwas geringes, um eine so grosse Glückseligkeit zu erlangen: einige wenige Jahre, die ich vieleicht noch länger hätte leben mögen, können mit der Glückseligkeit, die ich nun bald geniessen soll, nicht in Vergleichung gesetzet werden. Ich fühle inwendig in mir die Liebe Gottes, und seinen Beystand, welcher mich in diesen letzten Augenblicken stärket, nachdem er in meinem ganzen Leben mich regieret und beschützet hat. Ich bitte GOtt, daß mein Tod euch nützlich seyn möge, um nicht allen alle Misbräuche, deren ich so eben erwähnet, sondern auch diejenigen, welche ich den Predigern vorgestellet, und die sie, euch wiederum vorzutragen, nicht unterlassen werden, zu verbessern.

Dieses war die letzte Rede des Majors Davel. Jedermann hörete sie mit grosser Aufmerksamkeit an. Obgleich er weder von Natur ein Redner war, und weder aufgeschrieben, noch überleget hatte, was er sagen wolte, so rührete er doch eine grosse Anzahl Volks.

Nachdem Davel seine Rede geendiget, so hielt Hr. de Saussure, einer der ersten Prediger der Kirche zu Lausanne auch nach Gewonheit, eine Ermahnung an das Volk. Er stellete demselben die Abscheulichkeit des Lasters der Rebellion, vor, und dabey auch die gelinde Regierung der hohen

Obrig-

Obrigkeit. Er bedauerte die Blindheit des Majors, welcher, ausser diesem Verbrechen, bey allen Gelegenheiten sich als einen würdigen Mann erwiesen. Auf die Ermahnung folgte ein Gebet. Darauf bat Major Davel das Volk seine Ermahnungen sich zu Nutze zu machen, und wünschte demselben Wohlergehen.

Nachher entkleidete er sich mit eben der Gemüthsruhe, als ob er zu Bette gehen wolte. Er setzte sich freudig auf den Stuhl, der für ihn hingestellet war. Die Prediger, welche ihn begleitet hatten, nahmen von ihm Abschied. Und in dem Augenblick da der Scharfrichter seine Augen mit einer Mütze bedecket hatte, gab er ihm den tödtlichen Hieb.

Kein Kriegsmann starb jemals auf der Blutbühne unerschrockener und mit mehr Ernsthaftigkeit. Er war ein eben so vollkommener Stoiker, als der Ritter Thomas Morus.

Es erhellet aus allen angeblichen Gesichtern des Majors, daß er in seinem Verstande verwiret gewesen. Es folgen hier einige merkwürdige Beweise davon. Er machte sich ein Gewissen, sein Gebet ungekleidet zu verrichten. Er war gewohnt, sich selbst anzukleiden, auch sogar seine Paruque aufzusetzen, und seinen Degen anzustekken, ehe er zum Gebet nieder kniete. Er tadelte frey, was er des Tadels weyrt achtete. Er hat

einige

einige Zeit ein sehr eingezogenes Leben geführet, und schien beständig melancholisch und voller Gedanken zu seyn. Er lebte sehr mäßig. Er hat lange Jahre gedienet ohne Laster auf sich zu laden. Er bezeigte sich beständig als einen guten Officier, dabeneben unverzagt, tapfer und eifrig für seine hohe Obern, welchen er diente. Er that sich auf eine sonderliche Art hervor, als der Krieg in der Schweitz im Jahr 1712 entstund, und wurde von seinen Souverainen auch treflich belohnet. So manche gute Eigenschaften erwarben ihm die Hochachtung aller, die ihn kannten. Man betrachtete ihn als einen Mann, der das geringste Böse zu thun nicht im Stande war, wie man solches daraus abnehmen kan, da seine Truppen ihm so willig nach Lausanne folgten, da sie doch von seinem Vorhaben nichts wusten. Der Leser, sagt der Verfasser dieses Aufsatzes, wird in dieser Erzählung verschiedene Stellen finden, die ihm etwas unwahrscheinlich vorkommen werden; wir haben aber doch nichts gesaget, als was durch eine unzählige Menge Augenzeugen ist bestätiget worden.

VII.

VII.

Nachricht von der Schweißkrankheit, von Dr. Freind.

(New. Univ. Mag. 1759. Jenn. S. 10).

Diese Schweißkrankheit nam bey dem Kriegsheer Henrichs 7. im Jahr 1483, da er zu Milfordhafen landete, ihren Anfang, und breitete sich in London von den 21 Herbstmonate bis zu Ende des Weinmonats aus. Sie hat sich nachher fünfmal, und alzeit im Sommer hier wieder eingestellet: zuerst 1485, darauf 1506 hernach 1517, da sie so heftig war, daß sie in Zeit von drey Stunden tödtete. Es sturben viele vom Adel, und von dem Volke in manchen Städten oft die Hälfte der Einwohner. Zum vierten mal kam sie 1528, und war in Zeit von 6 Stunden tödlich, es sturben damals manche von den Hofbedienten, und selbst Henrich 8 war nicht ausser Gefahr. Im Jahr 1529 verwüstete diese Krankheit nur die Niederlande, und Deutschland. Im letzteren vornehmlich entstund dadurch groß Unheil, und wurden viele hingerissen, besonders ver-

verursachte sie, daß die Unterredung zwischen Luther und Zwinglius wegen des heil. Abendmals zu Marburg dadurch unterbrochen wurde.

Das lezte mal, da sie in England sich wieder äusserte, war 1551 und sie riß in einem Tage zu Westmünster 120 Menschen weg. Besonders brach sie zu Shrewsburg, wo der gelehrte Dr. Cajus wohnete, auf eine wütende Art, aus. Die Beschreibung, die er davon gibt, ist schrecklich- und der Seuche zu Athen gleich. Er nennet diese Krankheit eigentlich eine pestilentialsches an, steckendes Fieber, das nur einen Tag dauret, den Schweis selbst hält er nur blos für ein Symptom oder Crisis dieses Fiebers. Die Art und Weise wie es sich äusserte, war folgende: anfänglich ergrif es einige besondere Theile, es wurde mit innerlicher Hitze und Brennen, mit unauslöschlichen Durst, Schlaflosigkeit, Krankheit an Herz und Magen, (das Erbrechen kam nur selten) Kopfschmerzen, Raserey, darauf mit Mattigkeit und ausnehmender Trägheit begleitet. Der Puls war geschwind und heftig, der Othem kurz und schwehr. Kinder, arme und alte Leute waren derselben weniger unterworfen. Von andern blieb kaum einer von dem Angrif befreyet, und die meisten sturben. In der Stadt, wo sie sieben Monat aushielt, kamen beynahe tausend ums Leben. Sogar, wenn sie auch nach Frankreich

oder

oder Flandern reiseten, entrunnen sie nicht. Die Schotländer, welches am meisten zu bewundern ist, waren frey davon, und die Engländer wurden ausserhalb Landes und kein fremder in England davon ergriffen. Keiner genaß unter 24 Stunden. Die Aerzte waren anfänglich ganz verwirrt, wie sie diese Krankheit behandeln solten. Die einzige Cur war, den Schweis zu befördern, der lange dauern muste, denn wenn derselbe aufhörte, war sie gefährlich oder tödtlich. Man muste also ganz geduldig seyn, stil liegen, und sich für Erkältung hüten. Wenn die Natur nicht stark genug war, den Schweiß hervorzubringen, so musten sie denselben durch Kleider, Arzneien, Wein ꝛc. befördern. Die gröste Heftigkeit derselben war in 15 Stunden vorbey, man war aber nicht eher als nach Verlauf 24 Stunden sicher. Bey etlichen war es nothwendig, den Schweiß zu wiederholen, bey starken Körpern sogar zwölfmal. Es war sehr gefährlich, aus dem Bette zu kommen; einige die nicht genug geschwitzet hatten, verfielen in sehr böse Fieber. Die ganze Zeit über durfte man kein Fleisch essen und in den ersten fünf Stunden gar nicht trinken. Die Krankheit nahm bis in die siebende Stunde zu, und um die neunte entstand die Raserey. Der Schlaf muste auf alle Weise vermieden werden. Man lernte aus der Erfahrung,

rung, daß diese Krankheit vielmehr ein Ueberfall (Surprise) der Natur wär, als daß sie den Mitteln heftig widerstehen solte, wenn sie zu rechter Zeit wohl behandelt würde. Denn wenn man gehörige Sorgfalt anwandte, wurde der Kranke insgemein wieder gesund.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

VIII.

Vermischte kleine Nachrichten und Merkwürdigkeiten.

I.

Ein kühlendes Getränk, dessen man sich in Jamaika und andern warmen Ländern mit Nutzen bedienet.

Nim eine Unze pulverisirten Cremor Tartari, schütte denselben in 5 Nösel kochendes Wasser, thue 2 Unzen Zucker hinzu, und fasse es, nachdem es kalt geworden, ins Bouteillen. Ein Stück Citronenschalen giebt ihnen einen angenehmen Geruch und Geschmack. Einige schütten auch etwas Madera Wein hinzu.

(Gentl. Mag. 1758. Dec. p. 593.)

2.

Neu erfundenes Mittel wodurch seefahrende Leute sich bey plötzlichen Fallen ins Wasser retten können.

Dieses ist eine Art eines doppelten Gürtels etwa wie der Sack einer Sackpfeife gemacht, an dessen einem Ende eine nach den Mund gehende Röhre sitzet, durch welche man im Nothfall den Gürtel leichtlich vollblasen kan. Dieser wird unter den Achselgruben um die Brust zugeschnallet, und wird den ins Wasser gefallenen Menschen treibend halten.

(Ebendas. S. 608.)

3.

Ausserordentliche Lufterscheinung.

An. 1758 den 3 Christmonat sahe man ein merkwürdiges Meteor kegelförmiger Gestalt mit grosser Geschwindigkeit über Edenburg hinwegfahren. Es war so erstaunend licht, daß die Einwohner 5 bis 6 Secunden lang auch die allerkleineste Gegenstände auf den Gassen sehen konten. Ungefähr um dieselbe Zeit sahe man ähnliche Meteore zu Newcastle, Dublin in der Nachbarschaft von Liverpool und in Chelsea-Fielde, wel-

welche aber, weil sie unterschiedene Richtungen hatten, nicht dieselbe mit jenem seyn können.

(Ebendas.)

4.

An. 1758 den 25 Christmonat starb Herr Harvey, Prediger zu Weston Favel, der berühmte Verfasser der beliebten Betrachtung über die Gräber, Blumengärten ꝛc. alt 45 Jahr. Ein Mann der an Gelehrsamkeit und Genie wenig, an Menschenliebe und Frömmigkeit aber niemand über sich gehabt.

(Ebendas. S. 612.)

5.

Einen guten Gescht, oder Sauerteig zu machen.

Rühre feines Mehl in 2 Nösel Wasser, bis es ungefähr so dick wird als der gewöhnliche Haberschleim. Koche es eine halbe Stunde, und versüsse es hernach mit etwa einem halben Pfunde braunen Zucker. Wenn es beinahe kalt ist schütte es in einem grossen irdnen Krug auf vier Löffel voll Gescht. Schüttele es wohl um und laß es denn unbedeckt einen ganzen Tag bey dem Feuer stehen, damit es zur Gährung komme. Die Gährung wird eine dünne Feuchtigkeit bis

zum Rande des Kruges aufstossen, welche muß abgegossen werden. Schüttele das übrige herum, und setze das Geschirr mit einem Stöpsel verschlossen weg bis du es braucheſt. Anderthalb Gill (etwa $\frac{1}{16}$ einer Maaß) sind hinlänglich ein Peckloaf (ein Brodt von $\frac{1}{4}$ Scheffel) zu säuren. Vier Löffel voll dieses künstlichen Geschts, machen wiederum dieselbe Quantität, und so immerfort.

(London Mag. 1758. Dec. p. 625.

6.

„Da es hier zu Lande ein gemeines Sprichwort „ist: um Neujahr hat der Tag schon „einen Hahnentritt gewonnen; so erhellet „aus folgender Anmerkung sowohl, welches der „wahre Ursprung desselben sey; als auch daß „dasselbe von unsern Vorfahren den alten Sach„sen mit nach Brittannien übergebracht worden.

* * *

Es ist, wie ich glaube, ein allgemeines Sprichwort in ganz England:

At new yeor's tide
The days are lenghten'd a Cocks stride.

Um Neujahr ist der Tag schon einen Hahnenschrit länger.

Je-

Jedermann verstehet die Meynung dieses Sprichworts, als welches zu erkennen giebt, daß der Tag schon einem kleinen aber doch merkbaren Grad länger geworden: ich vermuthe aber daß sehr wenig den Grund und rechten Ursprung desselben wissen; worüber man sich um so viel weniger verwundern darf, weil es etwas ungewöhnliches, und unfügliches zu seyn scheinet, die Zeit nach Zöllen und Schuhen messen zu wollen. Allein der Landmann weiß wohl was er sagt, und hat meines Erachtens seinen Begrif auf folgende Art bekommen. Zur Zeit des Winter-Sonnenstillstandes bemerket er wo der Schatte der obern Thürschwelle am Mittage hinfällt, und macht daselbst ein Zeichen. Am Neujahrstage, da die Sonne im Mittagszirkel schon höher steht, siehet er daß der Schatte 4 bis 5 Zoll näher an die Thüre gerücket ist: dis nennet er des Reimes wegen einen Hahnenschritt und drücket damit die merkbare Verlängerung des Tages aus. Man muß sich dabey erinnern daß vor Veränderung des Kalenderstyls, als welche erst lange nach jenem Sprichworte aufgekommen ist, die Zeit zwischen dem Sonnenstillstande und Neuenjahre eilf Tage länger als itzo, mithin der Unterschied der Sonnenhöhe, oder Tageslänge zwischen beyden Zeitpuncten, damals nach merkbarer, als itzo, gewesen.

P. Gemsege.

7.

Ein angesehener Herr hat dem verstorbenen Könige Theodor von Corsika, auf St. Annen Kirchhof, in Westmünster, ein marmornes Grabmahl mit folgender Aufschrift aufrichten lassen:

Neben diesem Steine ist beerdiget
Theodor, König von Corsika.
Welcher den 11 Christmonat 1756 in diesem
Kirchspiel starb
Kurz nachdem er
Das Gefängniß des königlichen Gerichts verlassen
Kraft der neulichen Parlamentsacte
Zum Vortheil unvermögender Schuldner
Welcher Zufolge
Er sein Königreich Corsika
Seinen Gläubigern zur Bezahlung anwies.

The grave, great teacher, to a level brings
Heroes and beggars, galley-Slaves and Kings.
That Theodore this moral learn'd eer dead,
Fate pourd ibs lessons on his living head,
Bestowd a Kingdom, and deny'd him bread.

„Das Grab, der grosse Lehrer, macht Helden „und Bettler, Galeerensclaven und Könige „gleich. Damit Theodor, noch ehe er dasselbe „beträte, diese Lehre begreifen möchte, ließ das

Schick-

„Schicksal ihm dieselbe schon bey seinem Leben er„fahren: Es schenkte ihm ein Königreich, und „versagte ihm Brodt.„

(New-Univers. Magaz. 1759. May. p. 200.)

8.

Ein Viehhirte, als er im Heumonat 1759, zu Warrington, bey Banbory, eine Heerde Hornvieh auf grünen Klee getrieben, und dieselbe unvorsichtiger weise zu lange darauf gelassen hatte, fand er eilf Kühe und einen Stier todt auf der Stelle liegen: verschiedene andere waren sehr krank, sind aber durch gehörige Sorgfalt wieder zu rechte gekommen. Ueber 20 Schaafe, welche Herrn Smith, einem Pächter zu Upton, bey Warminster gehöreten, haben den Zufall, welchen die Pächter blasting nennen, bekommen, weil sie auf ein frisches Kleefeld getrieben worden, und sind eine halbe Stunde, nachdem sie aufgetrieben waren, gestorben.

(New-Royal and Univ. Mag. 1759. July. p. 46.)

9.

Der Sammelplatz der Schwalben bey ihrer Hin und Herreise nach England, wird nirgends so stark wahrgenommen als auf der Küste von Suffolk, zwischen Orfordneß und

Yarmouth. Ungefähr im Anfange des Weinmonats siehet man oft einen ausserordentlichen Schwarm auf dem Kirchendache sitzen und die Gipfel der umstehenden Häuser bedecken. Die Ursache welche man von einer so erstaunlichen Versammlung angiebt, ist, daß in solchem Monate die Jahrszeit gekommen, da die Schwalben, weil sie keine Nahrung mehr finden, sich fertig halten uns zu verlassen, und nach dem Lande woher sie gekommen sind, wo dasselbe auch liegen mag, zurückzukehren. Denn da diese Küste dem gegen überliegenden Lande am nächsten ist, der Wind aber ihnen entgegen war, so warteten sie, wie aufgehaltene Schiffe, auf guten Wind. Dieser Grund ist sehr wahrscheinlich; denn die Einwohner versichern, daß, wenn der Wind ihnen bey ihrer Ankunft entgegen ist, derselbe sich aber nachher des Nachts nach Nordwesten wendet, des Morgens keine einzige Schwalbe mehr zu sehen ist. Gewiß ist es, daß die Schwalben weder um des warmen Wetters willen uns besuchen; noch bloß der Kälte wegen wieder wegziehen. Sie gehen wie die Geschwader Fische nur auf den Raub aus, und fressen unter dem Fliegen, da sie gefräßige Thiere sind. Ihre Nahrung besteht aus den Insecten, wovon in unsern Sommerabenden, an feuchten und dumpfigen Oertern die Luft voll ist: wenn nun das kalte Wetter kommt und die

In-

Insecten tödtet, werden sie genöthiget uns zu verlassen, und ihre Nahrung in einem andern Himmelsstrich zu suchen. Diese Hin- und Herreise der Schwalben wird nicht weiter gegen Norden bemerket, weil, wie man glaubt, der Uebergang über die See von Flamborough Vorgebürge und der Küste von Holdernesse in Yorkshire, ihnen zu breit ist.

(Univers. Mag. 1759. Febr. p. 58.)

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

IX.

Fortsetzung von dem Ursprunge und Fortgange des gegenwärtigen Krieges.

(London Mag. 1760. May S. 230.)

Das neue Parlament kam am 12ten des Wintermonats (1747.) zu Westmünster zusammen: und am 5ten des Christmonats gab das Unterhaus zu folgendem Vorschlage, welcher von der Commißion so von ihnen niedergesetzet war, die Mittel und Wege zu Fortsetzung des Krieges ausfindig zu machen, gethan worden war, seine Zustimmung:

Daß, um die Subsidien so seiner Majestät zugestanden worden, zu vergüten, eine Summe von 6,300,000 Pfund Sterlings auf Annicitäten, welche man an ander überlassen könte, zu 4 von Hundert jährlicher Zinsen solte aufgenommen werden: und daß derjenige so 100 Pfund vorschiessen würde eine Belohnung von 10 Pfund geniessen solte welches auf die Art einer Lotterie, deren Einlage 10 Pfund zu jedem Billet, beschaffen seyn solle, wovon jährlich 4 von Hundert gehoben würden. Die Zinsen der Leibrenten sowohl, als der Lotterie, solten von Michael 1748 ihren Anfang nehmen. Jeder Unterzeichner aber solte an, oder vor dem 12ten des Christmonats 10 Pfund von jedem Hundert durch Bankzettul anweisen. Ueberdem solte jeder Unterzeichner, der die ganze Summe oder einen Theil derselben, zu, oder vor der, oder denen Zeiten, welche zu der Bezahlung würden angesetzet werden, erlegen wolte, ein Interesse von 5 von Hundert, von dem Tage an zu rechnen, da er die Bezahlung würklich gethan, bis künftigen Michael zu geniessen haben. Die obenbemeldete Bankeinlage und alle andere welche der Bank kraft dieser Billets würden bezahlet werden, solten von dem Bankauffsehern dem Schatzmeister ihrer Majestät übergeben und nur zu solchen Ausgaben angewendet werden, wozu das Unterhaus während dieser Sitzung seine Zustim-

stimmung geben würde und zu keiner andern Absicht angewendet werden (*).

Von dem darauf folgenden 19ten des Christmonats genehmigte das Unterhaus auch folgenden Vorschlag der obbemeldeten Commißion.

Daß die Termine, worinn die, Zufolge der den 5ten dieses genehmigten Bill auszuzahlende 6,300,000 Pfund über dem darinn gemeldeten Vorschuß, bezahlet werden müsten, seyn solten.

10 von 100 an oder vor dem 28ten Januar
——————— 27ten Hornung
——————— 24ten März
——————— 22ten April
——————— 24ten May
——————— 21ten Brachmonat
——————— 21ten Heumonat
——————— 23ten August und
——————— 20ten September.

Am 25ten Jenner 1747 wie das Haus den Vorschlag der Commißion eine neue Auflage zu verfügen gebilliget und dieserhalb eine Bill aufzusetzen befohlen hatte, wurden eben angeführte beyde Gutachten von neuen verlesen und das Haus verordnete, daß in der Bill solche Einrichtungen, die sich auf diese beyde Gutachten bezögen, solten gemacht werden.

Diese

(*) S. London. Mag. 1760 Brachmonat S. 300.

Diese Bill wurde demnach vorgeleget, von beyden Häusern genehmiget und von Könige unterm 18ten des Hornungs bestätiget, und es war demnach durch eine Acte des Parlaments die Subscription gebilliget.

Allein ehe ich weiter gehe, muß ich bemerken, daß man zween Wege habe dem Staate durch ein Darlehn Geld zu verschaffen. Der eine ist, daß die Schatzkammer mit einigen die die Sache übernehmen dahin sich verabredet, daß sie unter gewissen Bedingen die ganze Summe, der man benöthiget ist, vorschiessen. Dieses ist der sicherste Weg das Geld zu rechter Zeit zu bekommen. Allein es sind zwo Schwierigkeiten mit demselben verbunden. Einmal sind diejenigen so den Vorschuß übernehmen überaus reiche Leute und deshalb gemeiniglich überaus geitzig, daher treiben sie ihre Fodrung sehr hoch: es ist demnach diese Art das Geld zum öffentlichen Dienste zu heben, allzeit die allerkostbarste. Wenn nun zweytens diese Gelder bey kleinen Posten in Changes Allei durch diese Unternehmer oder deren Untergebene ausbezahlet werden, so werden sie allzeit zu einem sehr hohen Preise oder Premium verkauft, woraus bey dem Volke Unwillen und Gemurmel erreget wird und der Verdacht entstehet, als ob unsere Minister ihren eigenen Nutzen bey solchen Unternehmungen nicht vergessen hätten.

Der

Der andre Weg dem Staate Geld durch Anleihen zu verschaffen ist eine freywillige Subscription. Und dieses besteht darinn, daß an einem öffentlichen Orte die Subscription eröfnet wird und es einem jeden freygestellet wird, sich daselbst für so viel als er will bevor die verlangte Summe vollständig ist, oder der dazu bestimmte Tag oder Stunde zu Ende läuft zu unterzeichnen, und dieses zwar nach dem Verhältniße der Summe die er so gleich als einen Vorschuß erlegen kan. Wenn aber mehr als begehret, gezeichnet worden, so bekommt ein jeder nach dem Verhältniß der Summe die er gezeichnet, einen gewissen Antheil.

Dieses ist der leichteste und wohlfeileste Weg zum Dienste des Staates Geld angeliehen zu bekommen allein er geht auch mit zwo Schwierigkeiten gepaart. Einmal wenn es das erste Anlehn ist, welches nach einigen Jahren genommen wird, so ist es sehr ungewis ob die nöthige Summe gänzlich werde eingezeichnet werden. Wenn es aber nicht das erste ist, und das vorige mit Abzuge bezahlet worden ist, so ist gewis, daß die begehrte Summe nicht werde eingezeichnet werden, ob auch gleich die Bedinge vortheilhafterer als damals eingerichtet sind. Wenn aber Zweytens das vorhergegangene Anlehn von Anfang an gut verkauffet worden und bis jetzt noch mit Vortheil

theil verkauft wird, so ist kein Zweifel man werde die benöthigte Summe durch Unterzeichnung bekommen, wenn auch die Bedinge nicht so vortheilhaft sind; allein alsdenn wird man auch die Gefahr laufen, daß viele eine größre Summe einzeichnen werden, als sie aller Wahrscheinlichkeit nach zu liefern im Stande sind. In diesem Fall wird ein jeder der einiges Geld, den Vorschuß zu thun, stehen hat oder aufbringen kan, vor eine solche grosse Summe, für welche dieser Vorschuß gilt, sich unterzeichnen. Z. E. Wenn jemand 100 Pfund stehen hat, so wird er, wann der Vorschuß 10 von Hundert beträgt, auf seinen Namen 1000 Pfund einzeichnen lassen, und so weiter im Verhältnisse einer grössern oder geringern Summe die er besitzt. Ja dieses wird er thun wenn er auch gleich weis, daß er die zwote Bezahlung, auch wohl gar die erste Bezahlung nach dem Vorschusse zu leisten nicht im Stande ist. Dann mit der Hofnung wird er sich schmeicheln, daß ehe die Zeit der Bezahlung herankömmt, er seinen Unterzeichnungsschein mit einem Vortheil von ein oder vielleicht 2 von Hundert, werde verkaufen können, und also in Zeit von 1 oder 2 Monaten auf jeden 100 Pfund daß er zum Vorschuß erleget, einen Gewinn von 10 oder 20 Pfund erhalten. Wenn es sich aber nun zuträgt, daß viele dergleichen Art Leute gezeichnet

hät-

hätten, so wird der Erfolg dieser seyn, daß die Subscriptionsscheine bald mit Verlust verkauft werden, und so bald dieses sich ereignet, so werden die Capitalisten, in Hofnung daß dieser Verlust täglich höher steigen werde mit dem Kaufe innehalten, damit sie dadurch, daß sie solche Scheine noch nicht einkaufen, sich einen grössern Vortheil verschaffen mögen. Und hieraus wird demnach folgen daß unser Ministerium, seine Hofnung auf einen grossen Theil der Summe, so ihnen durch die Unterzeichnung war versprochen worden, fehl schlagen sehen wird.

Da ich nun die beyden Wege wodurch dem Staate Geld durch Anlehne verschaft werden kan mit samt ihren Schwierigkeiten betrachtet habe, so muß ich jetzt anführen daß unser Ministerium auf Anrathen einer verehrenswürdigen Magistratsperson von London sich im Jahre 1746 und 1747. entschlossen, damit das Murren und der Verdacht möchte vermieden werden womit sonst die Privatcontracte wegen publike Darlehn pflegen angesehen zu werden, durch eine freye Unterschreibung die erforderliche Summe zu heben. Diesem Entschluß zufolge wurde am 12ten des Christmonates eine Unterschreibung auf vier Millionen Pfund Sterlings eröfnet. Ob nun gleich in den nächsten abgelaufenem zwölf Monaten der publike Credit sehr geschwächt worden,

den, so wurden doch in vier Stunden nach eröfneter Subscription 6 Millionen unterschrieben und schon am 24ten von jedem Subscribenten 10 von Hundert abbezahlet. Man verkief zu der Zeit diese Subscriptionszettuln mit Vortheil, noch bis zum Anfang der letzten Parlamentssitzung. Und dieser gute Fortgang machte, daß das Ministerium den Entschluß faßte die benöthigten 6 Millionen und 300000 Pfund auf eben die Art zu heben. Allein sie sahen wahrscheinlicher weise die Schwierigkeit nicht vorher, welche daraus entsteht, wenn viele vor eine größre Summe als sie allem Vermuthen nach liefern können, unterzeichnen. Dann wenn sie dieses vorher gesehen hätten, so würden sie gewis zum ersten Abtrag 25 Pfund von Hundert gefodert haben, denn dieses ist der einzige Weg diese Schwierigkeit zu heben. Es ist zwar wahr, ein solcher hoher Abtrag würde verursacht haben, daß die Subscription nicht so balde vollzählig geworden wäre. Allein wenn man nur bedenkt, wie glücklich wir in dem vorigen Sommer zur See gewesen, und den Muth und Eifer womit unsre Nation damals beseelet war, so wird man eingestehen, daß ohnerachtet des hohen Abtrags dennoch diese Subscription in wenig Tagen würde zu Stande gekommen seyn. Ja wenn man die erste Zahlung nach dem Vorschuß nicht auf zween Monate nachher gesetzet hätte, so würde

würde man dadurch wahrscheinlich verhütet haben, daß die Unterzeichner in Verlegenheit gekommen und ihre Subscriptionszettuln unter Preis verkauft hätten.

Es ist mir aber unbewust, ob unser Ministerium diese Schwierigkeit nicht vorhergesehen, oder ob es sich gefürchtet habe, daß bey einem so hohen Abtrag die Subscription nicht möchte vollzählig werden. Allein dieses ist gewis, daß am 14ten des Wintermonats im Jahr 1747 die Subscriptionsbücher vor 6 Millionen 300000 Pfund Sterling geöfnet worden. Man machte bekant, daß diese Subscription auf den nehmlichen Bedingen, wie die beyden vorhergehenden, eröfnet wäre. Da diese Bedinge gut waren, so wurde dadurch und durch den glücklichen Erfolg, so solche gehabt, eine so grosse Unterzeichnungssucht unter dem Volke zuwege gebracht, daß in wenig Stunden weit mehr als nöthig war, sich unterzeichnet fand. Und ich bin der Meynung, daß gewis die mehresten unter denen so unterzeichneten, vor eine so grosse Summe als der erste Beytrag erfoderte, sich verschrieben, ohne darauf zu achten, wie sie die künftige Bezahlung entrichten möchten. Diesem allen aber ohnerachtet wurden die Unterzeichnungsscheine mit einem oder einem halben von Hundert Vortheil verkauft. Dieses daurete bis beynahe zu dem ersten Termin der Bezahlung nach dem

ersten Beytrag; denn damals wurden sie ohne Nutzen verkauft und vom 25ten Jenner an gar mit einem Viertel von Hundert Verlust. Und von dieser Zeit an fielen sie noch immer, so daß am 23ten März als am Tage vor dem dritten Zahltermin sie schon vor 83 Pfund und also mit einem Verlust von 17 Pfund verkauft wurden: ob gleich viele der Interessenten, damit sie den dritten Termin nur möchten auszahlen können dazu Geld zu hohen Zinsen aufgenommen hatten:

Es war überhaupt die Verlegenheit unter den Subscribenten sehr groß, so daß das Haus der Gemeinen selbst sich am 31sten März entschloß, einige Frist denen Interessenten zu verschaffen, und am folgenden Tage wurde von demselben auch beschlossen: daß die Termine zu Bezahlung der unterschriebenen 6 Millionen und 300000 Pfund solten weiter hinausgesetzt werden und daß demnach die Bezahlung, so am oder vor den 22ten April erfolgen muste bis auf den 22ten des Weinmonats solte verschoben seyn und der Termin vom 22ten May bis auf den 24ten des Wintermonats hinausgesetzt werden. 2) Wolte man vier von Hundert geben von dem was nach künftigem Michael würde eingeliefert werden, von dem Tage des Empfangs an bis zu dem ordentlichen Zahlungstage: und solten diese Zinsen von denen, die sie von vorigen Bezahlungen schuldig wären abge-

zogen werden. Darauf wurde beschlossen daß eine oder mehrere Bedinge die dieser Entschliessung gemäs waren, solten in die Bill gesetzt werden, wodurch die freye Ausfuhr des Thees nach Irrland verstattet worden, welches auch nachher geschah, und da diese Bill nachher zu einem Gesetze wurde, so stehen diese beyden Bedinge noch jezt darin, als ein Andenken der Noth, worinn damals die Unterzeichner verfallen waren. Dieses war eine Erleichterung vor diejenige, welche in der grösten Verlegenheit würden gewesen seyn, wenn die beyden Bezahlungen zu gesetzten Terminen hätten vor sich gehen sollen und keine Veränderung in den europäischen Sachen vorgefallen wäre. Allein es stiegen dennoch die Subscriptionsscheine nicht eher in Preise als bis denenjenigen, welche um die geheimen Affairen wusten, bekant war, daß die Friedenspräliminarien mit ersten zu Aaken würden gezeichnet werden. Denn damals stiegen die Subscriptionsscheine, so wie alle unsre öffentliche Fonds, sehr geschwind. Dann am 21ten des Heumonats, als die nächste Bezahlung der Unterzeichner geschehen muste, konten diejenige, welche nicht im Stande waren, diesen Termin abzuführen, ihre Scheine mit einem kleinen Verlust von 3 bis 4 von Hundert verkaufen. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß, wenn kein Friede erfolget wäre, viele der Unterzeichner ihre

Scheine nicht einst hätten zu einem mäßigen Preise verkaufen können, oder die künftige Termine entrichten, einfolglich würde unser Ministerium um ein grosses Theil, was sie aus der Subscription erwarteten, zu kurze geschossen seyn. Und wenn man aus den Fallissement hätte Vortheil ziehen wollen, so würde solches manche ihrer Freunde betroffen haben.

Es konte also unser Ministerium aus dem Schicksal, das diese Unterzeichnung hatte, leicht schliessen, daß wir den Krieg zu Lande in Europa nicht mit eben den Unkosten würden fortsetzen können, als wir bisher aufgewand. Wenn wir aber dieses nicht thun könten, noch uns mit den Holländern die Friedensvorschläge, so damals Frankreich that, gefallen liessen, so würden diese so gut als wie sie konten, vor sich alleine, Friede gemacht und dennoch ihre Truppen von der alliirten Armee abgezogen haben. Das Haus Oesterreich und der König von Sardinien würden auch in kurzer Zeit diesem Beyspiel haben folgen müssen. Und die französische unter dem Befehl des Marschalls Grafens von Sachsen stehende Armee würde geradesweges ins Hannöverische marschiret seyn, welches Churfürstenthum zu vertheidigen, wir keine Hülfe von einigen Potentaten gehabt haben würden. Niemand aber wird entweder auf den wunderbaren Einfall kommen als wenn

Eng-

England durch seine Macht allein im Stande gewesen wäre, es gegen eine so grosse Armee zu beschützen, oder so ungerecht seyn zu behaupten, daß wir nicht nach den Pflichten der Ehre verbunden gewesen, es nicht zu vertheidigen, wenigstens in dem Fall, wenn England Ursache ist daß es angetastet wird; wenn es nur einigermassen in unsern Kräften ist.

Man muß eingestehen, daß es ein Unglück für uns gewesen, daß wir durch den Akener Friedensschluß nicht im Stande gewesen, Frankreich dahin zu bringen, daß es fest setzte, was durch die alten Gränzen von Neuschottland verstanden werden solte; noch daß es die Forts welche es auf unserer indianischen Bundsgenossen oder unterwürfigen Gebiete in Amerika hatte anlegen lassen, schleiffen möchte. Ferner ist das auch ein unglücklicher Umstand vor England gewesen, daß es die Spanier nicht dazu zwingen konte auf das feierlichste ihren Fodrungen zu entsagen, welche darinn bestehen, daß sie das Recht zu haben meynen, alle englische Schiffe in den amerikanischen Gewässern zu durchsuchen, ja sie gar wegzunehmen und zu confisciren, wenn sie darauf einiges spanisches Geld oder Güter welche sie Contrebande zu nennen belieben, antreffen. Weil wir aber nicht mit dem nemlichen Aufwand den Krieg fortsetzen konten, wie dieses aus dem obenangeführten

Schicksal der Subscription erhellet und uns 2) die Holländer drohten daß sie uns verlassen und vor sich einen besondern Frieden schliessen wolten, welches damals allgemein auch von solchen die darum wusten behauptet wurde, so war das englische Ministerium in die Nothwendigkeit versetzet, die Vorschläge, so wie sie auch waren, anzunehmen und die Nationalstreitigkeiten zwischen Frankreich und England einer künftigen Negotiation zu überlassen. Es lehrete aber das nachherige Betragen des französischen Hofes gar bald, daß nichts gutes von solchen Unterhandlungen zu hoffen seyn würde.

Dieser listige Hof gab, man muß es gestehen, bald darauf zu einer Negotiation seine Zustimmung und es wurden von beyden Seiten Commissarien ernannt, welche zu Paris zusammen kommen und auf eine freundschaftliche Art alle Zwistigkeiten der beyden Nationen in Amerika schlichten solten. Er sandte aber zu gleicher Zeit seinen Befehlshabern in dem Welttheil solche Befehle, die sie kühner machten: so daß sie freyer als in den vorigen Zeiten, selbst in Friedenszeiten geschehen, um sich griffen. Sobald als England den Franzosen Cap Breton wiedergegeben, so munterte nicht allein der französische Befehlshaber dieser Insel die Indianer in Neuschottland auf, die neuangelegte Colonie Halifax anzufallen, und diejenigen

Eng-

Engländer, welche sich in einer Entfertung von der Besatzung herumschweifen sehen würden, zu ermorden oder gefangen zu nehmen: sondern sie liessen ihnen auch Waffen und Kriegsgeräthschaften ja gar französische Einwohner zukommen, welche sie regieren und anführen solten. Der Gouverneur that dieses aber doch, wie man nicht leugnen kan, heimlich und auf eine verdeckte Weise. Dann es hatte der französische Hof niemals eine Foderung auf den Chebukto Meerbusen, woran doch die Stadt Halifax belegen, gemacht, weilen sie nicht innerhalb den alten Gränzen von Neuschottland belegen. Wie sich also dieserhalb der englische Befehlshaber von Neuschottland beschwerete, so gab der französische dahin die Antwort: daß er den Einwohnern der Insel Cap Breton nicht verhindern könte ihre Waaren denjenigen, welche sie verlangten, zu verkaufen, was aber die Indianer anbeträfe, so stünden die gar nicht unter seiner Botmäßigkeit: würden sich aber einige Franzosen darunter befinden, so wären solches Abtrünnige, welche ihre Wohnung in Neuschottland oder Cap Breton aus der Ursache verlassen hätten, weil es ihnen besser gefiel unter den Indianern von Räubereyen zu leben, solche aber würden weder ihm noch jemand anders gehorchen. Dieses waren die Entschuldigungen ob man gleich wuste, daß sie alle gleich falsch wären; dann so

wohl die Franzosen als die Indianer so in Neuschottland wohnen, haben sich allzeit vor französische Unterthanen geschätzet, und sind in einen solchen Verständniß mit dem französischen Oberbefehlshaber zu Cap Breton gewesen daß sie niemals ohne seine Nachsicht unsre Leute würden beunruhiget haben. Und was die Insel Cap Breton selbst betrift, so hatte man ihm darüber so viel Macht anvertrauet, daß er jedem Indianer hätte verwehren konnen daselbst ans Land zu treten, oder jedem Einwohner verwehren einen Briefwechsel mit denen Indianern, so mit uns im Kriege stünden, zu unterhalten. Allein er war so weit von dergleichen freundschaftlichen Verfahren gegen uns entfernet, daß er selbst mit diesen Indianern einen Handel anfing, die Gefangenen so sie von uns bekamen, erhandelte, und den Indianern davor Waffen und Kriegsbedürfnisse gab. Und diese Gefangene behielt er so lange bis wir ihm dasjenige wiedergaben, was er daver zum Lösegeld bezahlet zu haben, vorgab. Dieses war ihm wahrscheinlicher Weise ein sehr einträglicher Handel, allein dennoch gab er vor, daß er denselben aus blosser Menschenliebe unternommen hätte: dann wenn die Indianer nichts hätten vor ihre Gefangene bekommen können, so würden sie alle diejenige welche sie von den Engländern gefangen genommen, ermordet haben: Waffen aber und

Kriegs-

Kriegsgeräthschaft hätte er ihnen geben müssen, weil sie nichts anders davor zum Lösegeld hätten annehmen wollen. Und auf die Art wird ein Franzose leicht eine Beschönigungsursache ausfindig machen wenn er jemand die Kehle abschneidet.

Ob aber gleich dieses Betragen ganz und gar nicht freundschaftlich gegen die Engländer war, so war es doch kein öffentlicher Friedensbruch oder Uebertretung von Verträgen, so zwischen den beyden Nationen bestunden, und konte also abseiten der Engländer zu keinem Kriege mit den Franzosen Anlaß geben. Aber bald darauf gaben diese ihnen dazu eine gute und gerechte Ursache. Dann im Jahr 1749 sandte der Befehlshaber von Canada, den Herrn de la Corne an der Spitze eines grossen Corps regulirter Truppen und Canadier nach der Chignecto Bay um daselbst an dem Auslauf des kleinen Flusses desselben Namens, Post zu fassen, und ein kleines Fort zu errichten. Nun aber war zu der Zeit, wie man von beyden Seiten die Commissarien ernannte, ausdrücklich beliebet worden, daß während ihrer Unterhandlung, keine von beyden Partheyen einige neue Etablissements oder Fort in einem solchen Theile von America, worüber zwischen beyden Theilen gestritten würde, errichten solte. Allein, um diesen öffentlichen Bruch, einer so kürzlich beliebten Verabredung bekümmerten wir, so

viel ich habe finden können, uns im geringsten nicht, allein wir musten uns bald um dessen Folgen bekümmern. Denn so bald der Herr de la Corne Besitz genommen und an der nördlichen Seite des Chignecto Flusses ein Fort errichtet hatte, so empörten sich die Franzosen, welche an der südlichen Seite dieses Flusses ein grosses Dorf hatten und deren Anzahl sehr ansehnlich war, öffentlich wider uns: ob gleich sie vorher sich mit einem Eide der grosbrittannischen Krone verbindlich gemacht.

Um diese französische Rebellen zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten, wurde der Major Lawrence im April des 1756ten Jahrs mit einem kleinen Corps englischer Truppen hingesandt, allein er hat weder die Order noch eine hinlängliche Anzahl Truppen, um das Fort welches die Franzosen an der andern Seite des Flusses errichtet hatten, anzugreifen und zu schleifen. Sobald die Franzosen seine Ankunft vernahmen, zündeten sie ihr Dorf an, und begaben sich mit allen ihren Haabseligkeiten an die andre Seite des Flusses, wo der Herr de la Corne sie aufnahm und ihnen seinen Schutz versprach, und die einzige Ursache welche er von diesem seinen unhöflichen Betragen gab, war; daß er seinen Posten vertheidigen wolle, daß sich also der Herr Lawrence genöthiget sahe, ohne weitern Unternehmung zurückzukehren. Bald darauf erfuhren die Engländer, daß sobald ihre

Truppen sich entfernet gehabt, nicht allein die rebellischen Franzosen wieder zurückgekommen, sondern daß sie auch ihre Hütten oder Häuser von neuem erbauet, und also ihr voriges Etablissement wieder eingenommen hätten. Sie sandten also den Major Lawrence wieder mit 1000 Mann zur See dahin, um die Franzosen entweder gänzlich aus der Gegend zu vertreiben, oder sie zu zwingen, daß sie sich den Engländern wieder unterwürfen. Allein die Franzosen hatten, anstatt auf die Unterwerfung zu denken, sich an der Mündung der Chignecto-Bay von der süderseite des Flusses so stark verschanzet, daß der Major Lawrence genöthiget wurde, seine Truppen etwas höher in die Bay hinauf ans Land zu setzen. Von hier aus setzte er seinen Marsch zu Lande fort, und grif der Franzosen ihre Verschanzungen an. Nun ist zwar wahr, daß die französischen Truppen, welche an jener Seite des Flusses in Ordnung standen, den Rebellen keinen Beystand thaten: aber sie nahmen doch dieselben auf, wie sie aus ihren Verschanzungen gejaget waren. Der Major aber hatte, wie der Erfolg gewiesen, wohl keine Order, die Flüchtlinge bis über den Fluß zu verfolgen, oder diejenigen anzugreifen, welche sich es unterstunden, sie in Schutz zu nehmen. Er begnügte sich also damit, daß er an der Mündung der Bay an der Südseite des Flusses Chignecto ein Fort

errichtete, welches nach seinem Namen das Fort St. Lawrence (St. Lorenz) genennet wurde.

Dieses aber war an unsrer Seite ein Zeichen, wodurch wir zugestunden, daß das ganze feste Land von Neuschottland an der nördlichen Seite des Chignecto Flusses und der Funday Bay, Frankreich zukäme; welches auch nachher solches sich würklich anmassete. Dann bald darauf errichteten sie, ausser dem Fort, welches sie an der Mündung des Flusses hatten, und das sie Beausejour nannten, ein andres, auf der östlichen Seite der Erdenge an der Ecke einer Bay, welchem sie den Namen Baye Verte grüne Bay gaben. Hiedurch waren sie völlig Meister von der Erdenge, so die Halbinsel mit dem festen Lande von Neuschottland verbindet. Die Indianer aber, welche sie heimlich anreitzten von dem festen Lande auf unsre Colonie, welche wir auf der Halbinsel hatten, Streifereyen zu versuchen, liessen sie frey hin und her über die Erdenge ziehen. Und damit sie von dem ihrer Meynung nach ihnen zugestandenen Recht desto bessern Gebrauch machen möchten, so fingen sie ohngefehr um dieselbe Zeit an der Mündung des St. Johannesflusses, an, ein neues Fort anzulegen. Hiedurch eröfneten sie sich eine freye Gemeinschaft und Wasserfuhr von der Funday Bay an bis zum St. Lorenzfluß, fast bis an Quebeck.

Die-

Dieses Betragen der Franzosen an der Seite von Neuschottland gab uns zwar eine rechtmäßige Ursache an die Hand, unsre Commissairs von Paris zurück zu berufen und einen Krieg anzufangen, allein sie blieben daselbst und wir bequemten uns die Negotiationen fortzusetzen. Nach aller Wahrscheinlichkeit aber wurden die Franzosen dadurch auf die Meynung gebracht, daß jetzt der so lang gewünschte Zeitpunct da sey, daß sie sich des Ohioflusses bemächtigen könten, um dadurch eine leichte und kurze Gemeinschaft zu Wasser von dem Auslauf des Mißisippifluß bis ganz zum St. Lorenzfluß sich zu verschaffen. Dieserhalb baueten sie an der Süderseite der Erriessee an einem schiffbaren Flusse, der Beef heisset und ein Arm des Ohio ist, ein Fort und 15 Meilen davon, etwas mehr südlich, ein anderes. Durch diese beyden Forten sowohl als durch das welches sie zu Niagara hatten, welches sie überdem sehr verbessert, und einem vierten dem Zusammenflusse des Ohio und Wabache neuerrichtetem Forte, hatten sie ihr Absichten völlig erreicht. Dann sie konten jetzt Handlung von Quebeck nach Orleans treiben und Güter zu Wasser sowohl hinauf als hinunter schiffen, ohne daß sie solche einige wenige Stellen ausgenommen, über Land zu führen nöthig hatten. Dieses muste nur um den grossen Wasserfall zu Niagara zu vermeiden,

etwa

etwa 10 oder 15 Meilen von diesem Orte geschehen, wie auch 15 Meilen von dem Fort, welches sie an der südlichen Seite des Erriessee erbauet, von wannen sie die Waaren bis zu dem Fort an dem Beefflusse zu Lande führen musten, und um die Wasserfälle oder Strudel in dem Ohio und St. Lorenzfluß zu vermeiden noch an 2 oder 3 Orten, wo sie die Waaren nur einige wenige Schritt zu Lande forttragen musten.

Es war also die Einrichtung einer solchen gemächlichen Handlungsvereinigung eine Sache von gröster Wichtigkeit, allein die Franzosen begnügten sich damit noch nicht. Dann sie nahmen sich zugleich vor, allein allen Handel in der Gegend und nach der westlichen Seite derselben sowohl als alle daselbst befindliche Etablissements sich zuzueignen; und uns gänzlich davon auszuschliessen. Nun aber hatten wir damals, ja lange Jahre vorher schon Etablissements in dem Lande gehabt: Und das Land selbst hörte ganz den Irokesen oder solchen indianischen Nationen zu, welche zu der Zeit wie der utrechtische Friede geschlossen wurde, unsre Freunde waren. Es durften demnach die Franzosen in dem Lande nicht einst ein Fort erbauen, vielweniger es sich anmassen uns auch nur von einem Theile desselben auszuschliessen. Allein sie sandten schon im Jahr 1749 gleich nach dem Akener Frieden 2000 regulirte Soldaten nach der

Ge-

Gegend des Mißisippiflusses, und den Herrn Celeron mit 500 Mann nach dem Ohio um sich dieser beyden Flüsse zu versichern und die Engländer aus dem Lande zu vertreiben. Nun aber hätte das Eigenthum des einen dieser Flüsse können, ja nothwendig müssen von uns bestritten werden und der andre gehörte uns ohnstreitig zu: weil wir ihn zuerst entdecket hatten und er in dem Besitz derjenigen Indianer war, welche sich selbst vor Unterthanen von Grosbrittannien erkläret hatten.

Von der Zeit an, bemächtigten die Franzosen beständig unsrer indianischen Kaufleute welche sie in der Gegend antrafen: und beraubten sie nicht allein ihrer Güter, sondern sandten sie auch gefangen nach Canada; wo sie so lange bewahret wurden, bis sie sich entweder losgekauft oder durchgebrochen und entflohen waren. Ja sie sandten gar drey von diesen Kaufleuten als Gefangne nach Bourdeaux, wo man sie sehr scharf bewahrte: sie fanden aber Mittel sich an den Graf von Albemarle, unsren damaligen Minister an dem französischen Hof, zu wenden, der ihnen zwar die Freyheit verschafte, aber ihnen niemals einige Schadloshaltung, noch einige Genugthuung vor dem seiner Krone angethanen Schimpf zuwege bringen konte.

Dieses ist eine kurze Nachricht von dem Betragen der Franzosen auf dem festen Lande von Amerika, so wie es gleich von der Unterzeichnung des Akener Friedens an, gewesen: allein ihre Aufführung in Betracht der westindischen Inseln war noch unrechtmäßiger. Sie sandten nemlich bald darauf einige aus ihrem Lande aus, um sich auf den neutralen Inseln, vornehmlich auf Tabago niederzulassen und solche anzupflanzen. Sobald aber als wir in England davon Nachricht bekamen, gaben wir gleich unserm Gesandten zu Paris den Befehl, Vorstellungen dagegen zu thun: Und er that es auch auf eine so nachdrückliche Art, daß der französische Hof es vor gefügt achtete dem Herrn Caylus als den Oberbefehlshaber ihrer caribischen Inseln den Befehl zu geben, alle Franzosen von diesen Inseln wegzuschaffen. Und der französische Hof war so höflich, daß er unserm Bothschafter, von diesem Befehl eine Abschrift zustellen ließ, welche wir durch die Kriegsschalupe Jamaica nach Barbados sandten. Sobald diese daselbst ankam, seegelte der Herr Holbourne, welcher damals über unsre Flotte daselbst Oberbefehlshaber war, nach Martinike und verlangte daß dieser Befehl möchte ins Werk gestellet werden. Allein Herr Caylus entschuldigte sich damit, daß er zu dieser Räumung noch keinen Befehl von seinem Hofe erhalten. Und wie ein

Schiff

Schiff von unsrer Flotte der Tavistock, in der Rückreise St. Lucia anthat, so droheten die Franzosen, so sich auf dieser Insel befanden, daß, wenn es innerhalb 12 Stunden sich nicht entfernen würde, sie alsdenn Feuer darauf geben wolten.

Was endlich Ostindien betrift, so traten die Franzosen uns zwar, zufolge des akener Friedens, die Stadt Madras, in dem schlechten und verfallenen Zustand, worinn sie sich damals befand, ab: Sie hatten aber nicht das geringste an den Befestigungswerken verbessern lassen, obgleich wir nicht nur die von Cap Breton verbessert, sondern gar vermehret hatten. Und diß war wohl die Ursache, warum sie sich durch eine feierliche Erklärung, welche durch die Plenipotentiarien der Könige von England und Frankreich und denen der Generalstaaten am 8ten Juli 1748 unterzeichnet wurde, ausdrücklich versprechen liessen, daß seit dem 30ten des jüngstverflossenen Aprils desselben Jahres keine Befehle nach Ost- oder Westindien abgegangen seyn, um die an ein oder andern Seite in diesen Gegenden gemachte Eroberungen zu verderben oder zu schleifen, oder dergleichen etwas vorzunehmen u. s. w.

Auf die Declaration drangen sie aus dem Grunde, weil sie sich ihrer Untreue bewust waren, und wohl wusten daß sie keine Verbesserung der

Festungswerke von Madras vorgenommen: und deswegen wolten sie nicht gern sehen, daß wir, um ihnen gleich zu werden, Befehle ausgehen lassen um die neuen Werke, so wir auf Cap Breton angeleget, zu schleifen. Sobald also als sie diese ihren Absichten so gemässe Declaration erhalten, so überlieferten sie gleich Madras, in einem solchen schlechten Zustande. Bald darauf aber machten sie auch daselbst Anschläge, um uns so wohl in Ost- als in Westindien in die Enge zu treiben: dann sobald sie mit einem der Nabods, welcher nicht weit von Pondichery regierte, eine Allianz geschlossen, so reitzten sie ihn nicht allein an, sich wider den grossen Mogol zu empören, sondern auch uns anzutasten: und gaben ihm unter dem Vorwande, daß es ihr Alliirter wäre, allen möglichen Vorschub.

Unter diesem Vorwande fingen sie schon im Jahr 1749 mit ihrem Alliirten, dem rebellirenden Nabod, einen öffentlichen Krieg wider unsre Landsleute und ihre Alliirte in Ostindien an. Sie erhielten zwar in diesem Kriege einige Siege, allein sie wurden so ofte von den Unsrigen und ihren Mitverbundenen, welche entweder der Major Lawrence oder der Hauptmann Clive anführte, geschlagen, daß sie im Weinmonat 1754 inständiglich um einen Waffenstillstand von 3 Monaten anhielten, welchen sie auch erlangten. Und um die

Zeit

Zeit war der jetzige Krieg zwischen beyden Nationen so zu sagen ausgebrochen. Es fingen die Franzosen dem Angeführten zufolge innerhalb eines Jahrs, nachdem der Friede zu Aken geschlossen war, an uns fast in jedem Theile der Welt zu reitzen, zu beleidigen und in die Enge zu treiben. Und wenn wir die französische Ministers, als gute Staatskundige, wie sie es würklich sind, ansehen, und daneben unsre Obermacht zur See betrachten, auch damit die Unmöglichkeit vergleichen, worein die Franzosen gesetzt werden, ihren Handel und Colonien gegen unsre Seemacht, wenn wir uns derselben recht bedienen, zu beschützen, so wie solches die Erfahrung am Ende des letzten Krieges gelehret hat, so müssen wir uns billig wundern, wie der französische Hof so unvorsichtig handeln, und unsre Nation zum Kriege anreitzen mögen, ehe sie ihre Marine verbessert und wenigstens in den Stand gesetzet, daß sie mit der unsrigen in einige Gleichheit gekommen. Allein wir werden doch aufhören uns zu verwundern, wenn wir die Beschaffenheit von dieser Nation und dem ganzen Europa zu damaliger Zeit in Erwegung ziehen. Frankreich wuste daß wir genöthiget wären Hannover zu beschützen, wenn es um unsert willen angetastet würde. Es wuste auch, daß es ihnen sehr leicht fallen würde, dieses Churfürstenthum mit einer weit zahlreichern Armee, als

wir ihnen von unsren eignen Truppen entgegensetzen könten, anzutasten. Sie glaubten überdem, daß, da sie sich so willig zu Aken finden lassen, die österreichische und holländische Niederlande wieder abzutreten, sie allen den Mächten vom festen Lande ein solches Zeichen ihrer Mäßigung gegeben, daß es uns ganz unmöglich fallen würde auf dem festen Lande von Europa eine solche Verbindung, welche Hannover wider ihren Anfall sicher stellen könte, zu Stande zu bringen. Sie schlossen also, daß unser Ministerium niemals sich auf einige feindliche Weise ihnen widersetzen würde, wenn sie um sich griffen oder es ahnden wenn sie uns beleidigten: Und sie urtheilten daneben nicht unrecht, daß unsre Seemacht dadurch am besten und sichersten könte geschwächt, ihre aber vermehret werden, wenn sie uns in unsern Plantationen und Handel zu drängen suchten.

Dieses waren demnach die Gründe, welche das französische Ministerium, zu dergleichen Verfahren gegen unsre Nation bewog, ob ihnen gleich die Obermacht unsrer Marine sehr wohl bekant war. Sie setzten sehr vernünftig voraus, daß eben dieselben Ursachen, welche machten, daß wir die akenschen Friedensvorschläge annahmen, uns bewegen würden, lieber alles zu erdulden, als uns in einem neuen Krieg wider sie einzulassen. Und man muß es gestehen, daß die nemlichen Gründe

unser

unser Ministerium antrieben, auf alle mögliche Art zu versuchen, eine freundschaftliche Beylegung unsrer Streitigkeiten durch Unterhandlungen zu Stande zu bringen. Allein billig muste man bey beleidigenden Begegnungen, wenn man nicht gleich, so bald man es verlanget, schadlos gehalten wird, alle fernere Unterhandlungen abbrechen. Dann wenn man nach solchem Verfahren die Unterhandlung fortsetzet: so scheint man dadurch selbst um Wiederhohlung solcher Beleidigungen anzuhalten. Und dieses erfuhren wir auch, da wir die Unterhandlungen fortsetzten, und theils das Verfahren der Franzosen zu Chignecto in Neuschottland so geruhig erduldeten, theils auch die hochmüthige Antwort des französischen Officiers, Herrn de la Corne nicht wie es sich gebührte, ahndeten. Und dieser Officier war doch hingesand auf grosbrittannischen Grunde und Boden ein Fort zu bauen, und brittische Unterthanen die gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn sich empöret hatten, in seinen Schutz zu nehmen.

Ob nun zwar die Ehre und der Vortheil von Grosbrittannien, nicht bey dieser Gelegenheit einen plötzlichen Friedensbruch zuwege bringen konte, so that es dennoch wenige Jahre nachher der Vortheil einer besondern Compagnie, der man diese heilsame Sache zu verdanken hat. Um dieses zu verstehen, muß ich anführen, daß im Jahr 1749

eine gewisse Compagnie, die zum Theil aus einigen londonschen Kaufleuten, zum Theil aus einigen virginischen bestand, unter dem Namen der Ohio Compagnie durch ein königlich Patent gebilliget worden war: und dieser Compagnie waren 600,000 Morgen Landes, längst dem Ohio zugestanden. Die Franzosen erfuhren es sehr bald, daß dergleichen Schenkung und Patent ausgegeben worden. Es schrieb daher in dem nächst darauf folgenden Jahr ihr Befehlshaber in Canada, an die Unsrige in Neujork und Pensilvanien: daß unsre indianische Kaufleute durch den Handel mit ihren Indianern ihr Gebiet widerrechtlich betreten, und daß er würde genöthiget seyn, wenn sie solches ferner thäten, sich ihrer, wo er sie fände zu bemächtigen. Dieses war das erstemal, daß die Franzosen sich mit gewissen Indianern einen ausschliessenden Handel anmasseten, da dieses doch vorher weder von ihnen, noch von uns, so gar nicht in Ansehung solcher einmal, welche vor Freunde oder Alliirten des andern gehalten wurden, geschehen war. Vielmehr war im 15ten Artickel des utrechter Friedens das Gegentheil bestimmt; daß an beyden Seiten, beyderseits Nationen solten völlige Freyheit haben um der Handlung willen zu den Indianern von beyden Partheyen hin und her zu reisen: und daß die Eingebohrne der indianischen Gegenden solten mit derselben Freyheit

heit sich nach französischen oder grosbrittannischen Colonien um den Handel von der einen oder andern Seite zu befördern, nach ihrem eignen Belieben begeben können; ohne die geringste Hinderung oder Eintrag, es sey von den grosbrittannischen oder französischen Unterthanen, zu gewärtigen.

Ich habe nicht erfahren, ob, und auf welche Art wir dieses stolze Schreiben beantwortet haben; allein im Jahr 1751 machten die Franzosen ihre Drohung wahr, indem sie 3 von unsern indianischen Kaufleuten, welche sie mit dem Twigtwees einen zahlreichen Volke, welches das Land an der westlichen Seite des Ohio bewohnet, und an das Land der Irokesen gränzen, im Handel antrafen, würklich gefangen nahmen. Ob nun gleich diese braven Indianer solches augenblicklich ahndeten, so weis ich doch nicht, daß solches jemals von dem mächtigen grosbrittannischen Volke geschehen ist. Und eben um diese Zeit war Herr Gist am Ohio. Es bediente sich dessen die Ohio Compagnie, um die Länder an dem Flusse zu besehen, und die besten, 600,000 Morgen Landes, welche der Compagnie zugestanden waren, wo sie vor dem indianischen Handel am dienlichsten wären, auszusuchen. Ob er nun gleich seine Absichten den Indianern verborgen hielt, so sagt man doch, daß sie sowohl, als die Franzosen es von unsren eignen indianischen Kaufleuten erfahren

hätten. Dann diese waren auf die Compagnie sehr eifersüchtig, weil sie solche als ihre starke Nebenbuhlerin in Betracht der indianischen Handlung ansahen. Sie wurden aber bald belehret, daß die Franzosen noch weit gefährlichere Nachbaren wären: dann diese erbaueten die obengedachte beyde Forts am Erriessee und am Flusse Beef; und trachteten anstatt Nebenbuhlers zu werden, den Handel ganz an sich zu bringen: und unsre Indianer von allem Handel mit denen, so am, oder jenseits des Flusses Ohio wohneten, völlig auszuschliessen. Es gaben demnach die Indianer dem Herrn Hamilton unsrem damaligen Befehlshaber von Pensilvanien, von dem was die Franzosen vornahmen, augenblicklich Nachricht. Dieser trug es dem dortigen Parlamente vor und drang darauf, daß es nothwendig wäre, daß an dem Ohiofluß einige starke Gebäude als Waarenläger angeleget würden, welche den indianischen Kaufleuten zum Schutzorte und zur Sicherheit ihrer Waaren dienen könten. Dieser Vorschlag wurde auch genehmiget, weil aber das dortige Parlament mit dem Gouverneur gemeiniglich in Uneinigkeit lebet, so konte kein Geld angewiesen werden, solchen ins Werk zu richten.

Ob der Befehlshaber von Pensilvanien Bericht nach England gegeben von dem Verfahren der Franzosen, ist mir nicht bekant, wenigstens

wäre

wäre es seine Schuldigkeit gewesen, inmassen diese beyden Forts auf dem Gebiete der Provinz errichtet worden. Und wenn er es gethan, so scheint es, daß man darauf gar keine Acht gehabt. Denn man ertheilte ihm deshalb keine Befehle oder machte einige Anstalten die Franzosen zu verjagen und ihre Forts zu schleifen. Wie sie nun aber anfingen jeden brittischen Handelsmann den sie nur irgends längst dem Ohio antrafen, gefangen zu nehmen, und zu berauben, so wurden dieserhalb an unsern Befehlshaber in Virginien öftere Klagen gebracht. Die neu errichtete Ohio Compagnie fand auch daselbst so vielen Eingang, daß endlich am Ende von 1753 der Major Washington zu den Befehlshabern der beyden französischen Forts gesand wurde, damit er solchen andeutete, daß sie die Forts verliessen, und ihm eine Ursache von ihrem feindlichen Betragen geben möchten. Und zu eben der Zeit beschloß man, daß man auf der Landesspitze der in den Ohio fliessenden Flüsse (*) oder nicht weit ein Fort erbauen wolte. Der Major richtete das ihm aufgetragene Geschäfte aus, der französische Befehlshaber gab ihm aber zur Antwort: „Daß er nicht wüste, daß einige

(*) Im Englischen upon the Forks of the Ohio welches eine Redensart in Nord Amerika ist, wo der Zusammenfluß zweyer Flüsse, die Gabel (Fork) und zwar mit dem Beinamen des grösten unter diesen Flüssen, benennet wird.

„Feindseeligkeiten vorgefallen wären. Allein er „wäre nicht gewohnt, andre Befehle als von sei„nem allerchristlichstem Könige oder dem Befehls„haber von Canada anzunehmen, oder ihnen „zu gehorchen. Das Land gehöre dem Könige „von Frankreich, und kein Engländer hätte das „Recht auf einem der Flüsse so dadurch liefen, „Handlung zu treiben. Er würde demnach sei„nen habenden Befehlen gemäs einen jeden Eng„länder, der es sich unterstehen würde auf dem „Ohio selbst, oder einem seiner Arme Handlung „zu treiben, gefangen nehmen und ihn nach Ca„nada senden„.

Das Sprüchwort; wenn man einem den klei„nen Finger giebet, daß er dann die ganze Hand haben wolle, trift bey den Franzosen völlig ein. Dann darum daß wir ihnen in dem Jahre 1717 oder 1718 erlaubten, sich an der Mündung des Mißisipi niederzulassen, fangen sie nun an ein entsetzliches Stücke Landes, wie man auf der Landcharte sehen kan, zu begehren. Ich sage mit Fleiß, sie fangen an: dann ob sie gleich jederzeit wohl eingesehen haben, daß der Besitz des Flusses Ohio ihnen sehr bequem sey, so haben sie doch niemals einiges, vielweniger ein ausschliessendes Recht über den Fluß oder über die Länder an einem oder andern Ufer desselben, sich eyender als nach dem akener Frieden angemasset. Und damit ich dar thue,

thue, wie grosse Ursache wir haben, wegen des Ohioflusses und des daherumliegenden Landes, als pro aris & focis zu streiten und uns die freye, wo nicht die alleinige Fahrt auf dem Erriessee (davon uns doch die Franzosen anjetzt ausschliessen wollen) zuzueignen, so will ich die aus dem *le Hontan* genommene Beschreibung dieses See hiebey fügen.

„Der See Erries pranget mit Recht, sagt er, „mit dem hohen Namen des See Conti: dann es „ist der schönste See auf dem ganzen Erdboden. „Man kan von der Güte des Himmelsstriches aus „der Breite, worin die angränzenden Länder lie„gen, urtheilen. Der Umfang des Sees ist 230 „Meilen, allein wo man ihn betrachtet, sind seine „Ufer mit Eichen, Erlen, Kastanien, welschen Nüs„sen, Aepfel- und Pflaumenbäumen bedecket, „auch findet man da Weinstöcke, welche längst den „Bäumen in die Höhe klimmen und die mit Trau„ben bis oben an deren Spitzen bedeckt sind. Der „Boden ist so eben als die flache Hand. Solche „Zierathen, wie wir angeführt, sind im Stande, der „Einbildungskraft die allerschönste Aussicht in der „Welt vorzustellen. Man findet in diesen Wäl„dern und grossen Wiesen, welche an der Südseite „des Sees liegen, eine erstaunende Menge Hirsche „und indianischer Hühner. Unten am See an „dem Ufer zween schöner Flüsse (des Blams und

„Gna-

„Gnahago) die sich darin ohne reissende Fälle „und Herabstürzungen entledigen, findet man wilde „Biber. Das Wasser selbst giebt einen Ueber„fluß von Stören und andern Fischen. Es sind „keine Klippen, Sandbänke oder Untiefen darinn, „und hat mehrentheils 14 oder 15 Faden Wasser. „Grosse Hirsche, Rehböcke und welsche Hüner fin„den sich rund um den See an dem Strande „manchmal in grossen Haufen. Kurz wenn man „vom Quebeck aus bis zu diesem See eine sichere „und freye Schifffahrt zu Stande bringen könte, „so würde es zum schönsten, reichsten und frucht„barsten Königreiche in der Welt gemacht wer„den können. Dann ausser den Schönheiten, so „ich eben angeführet, sind ohngefehr 20 Meilen „in das Land hinein vortrefliche Silberminen. „Dann die Wilden haben von einem dortigen Hü„gel grosse Stücken gebracht, woraus man mit „wenigen Kosten dieses kostbare Metal erhal„ten hat„.

Dieses ist die Beschreibung, welche der la Hontan von dem Erriessee, welcher eigentlich und mit vollem Rechte der grosbrittannischen Krone gehöret, gemacht hat. Solches ist auch, (wenn man die Nachricht wegen der Silberminen ausnimt) von vielen sowohl englischen als französischen Reisenden, in allen Stücken bekräftiget worden. Dann was den Fluß Ohio betrift, so haben wir da-

davon von unsern Landesleuten welche denselben sowohl zu Wasser als zu Lande von seinem Ursprung an bis zu seinem Auslauf besuchet haben, vollständige Nachrichten. Er entspringt im 45ten Grade nördlicher Breite und dem 78ten westlicher Länge von London an gerechnet, und ergiesset sich in den Mißisipi in dem 37ten Grade derselben Breite und im 88ten Grade eben der Länge, nachdem er in gerader Linie zu rechnen 740 Meilen, oder wenn wir den Lauf des Wassers betrachten, noch einmal so viel, geflossen hat. Während seines Laufes entledigen sich in ihn manche grosse und schiffbare Flüsse, z. E. 1) die Wabache, welche an der nordwestlichen Spitze des Erriessees entspringt und nach dem Süden seinen Lauf richtet: 2) der Woodfluß, so in Süd Carolina bey dem apalachischen Gebürge, ohnweit von einer der Quellen des Flusses Santen, der sich in den atlandischen Ocean nahe bey Carlsstadt wirft, entspringet und Nordwerts läuft und 3) der Cherokenfluß, welcher auch nahe bey einer der Quellen des Santenflusses entspringet und gegen Westen läuft. Diese und mehr andre Flüsse werden von unsern indianischen Handelsleuten besuchet, und sie sind in dem Besitz der Indianer, welche fast alle unsre Freunde waren, lange vorher ehe die Franzosen einen Fuß in das Land gesetzet hatten, welches sie anjetzt Louisiana nennen, oder ehe sie

wusten, wo der Mund des Mißisipi wäre. Es stimmen auch alle Nachrichten darin überein, daß der Ohio selbst wegen seines sanften Flusses alle Aufmerksamkeit verdiene, und aller Orten von seinem Ursprung an bis zu seinem Ende, wenn man einen einzigen Fall, nahe beym Einfluß des Wabache in denselben ausnimt, völlig schiffbar sey. Und ob gleich viele Krümme und Wendungen seinen Lauf verlängern, so tragen sie doch auch vieles zu dem sanften und der Schiffarth sichern Ablauf seines Stromes bey.

Was aber das Land selbst betrift, durch welches sich dieser schöne Fluß windet, so versichern uns die indianischen Kaufleute, daß von dem südlichen Ufer des Erriessee und nach dem Westen bis zum Wabache es allenthalben gleich schön sey. Es ist ein ebnes flaches Land, und hat einen reichen fruchtbaren Boden, der voll von dem grösten und schönsten Bauholz ist, wie schon la Hontan anmerkt. Und weil daselbst ein Ueberfluß an Graß und allerhand Kräutern ist, so findet man auch in allen Gegenden eine unzählige Menge wilde Thiere und Vögel, welche von eben der Art sind, als diejenigen, so man an den Ufern des Erriessee antrift. Wir lernen auch von diesen Indianern, daß in dem Theil des Landes, welches die Franzosen neulich eigenmächtiger Weise in Besitz genommen, nemlich zwischen dem Fort Du

Ques-

Quesne und dem Erriessee, manche Salzquellen und stehende Wasser gefunden würden, welches eine Sache ist, die in America mitten im Lande sehr selten angetroffen wird, und daher halten sich in dieser Gegend Hirsche, Rehe und Büffel mehr als in einer andern, auf.

Aus dem, was eben angeführt, kan man sehen, wie sehr wir angereitzet werden, unsre Rechte und Eigenthum sowohl auf der westlichen als östlichen Seite des Ohio in Sicherheit zu stellen. Da nun die Ohio Compagnie nicht allein einen grossen Einfluß in Virginien hatte, sondern sich auch desselben auf alle mögliche Weise bedienen muste; dann ihr ganzes Ansehen und Aufnehmen lag daran, daß den französischen Vergrösserungen und Ansprüchen auf dem Fluß Ohio Einhalt gethan würde, so handelte unsre Colonie in Virginien auch mit mehrern Nachdruck als die von Pensilvanien gethan hatte. Dann ehe der Major Washington wieder zurück kam, und ehe sie also von der oben gemeldeten hochmüthigen Antwort, so ihm der französische Befehlshaber gegeben, Nachricht erhalten hatten, so hatten sie schon Geräthschaften angeschaft und damit Leute abgesand, um da, wo der Mononjahela in den Ohio fällt, ein Fort zu bauen, wobey sie auch bey des Majors Rückkunft schon beschäftigt waren. Bey dessen Rückkunft und nach dessen Bericht hätte

man

man vermuthen können, daß die Franzosen die Leute, welche die Colonie ausgesendet hatte, angreifen und zerstreuen möchte: und dieses hätte man um so vielmehr denken sollen, weil alle diejenigen von unsrer Nation, so sich an den Ohio niedergelassen, von ihnen vertrieben worden, sie auch ein Waarenhauß, welches wir an dem Flusse Miamis zu Picckanvillany wenigstens 200 Meilen westwärts von dem neu zu errichtenden Forte hatten, geschleifet. Dieses sage ich, hätte die Colonie in Virginien vorhersehen, und demnach gleich eine ansehnliche Anzahl Truppen, hinsenden müssen, um ihre Arbeitsleute zu beschirmen: wenn es auch zu nichts weiter gedienet hätte, als die Franzosen zum Angrif und dazu zu bringen, daß sie eine solche Handlung, welche ihrem eignen Geständnisse nach, den Namen einer Feindseeligkeit verdiente, zuerst unternommen hätten. Aber entweder versäumten die Virginier dieses, oder es war nach der langsamen und saumseeligen Art des Verfahrens, so sich in allen unsern Colonien findet, Ihnen hiezu die Zeit zu kurz gefallen.

Was nun aber auch die Ursache seyn mag, so ist gewis, daß keine solche Vorsorge getragen wurde. Die Leute aber so sie zu Erbauung des Forts ausgesand, waren gar nicht zum Kriege versehen, daher trieb sie eine Bande regulirter französischer

Trup-

Truppen, wie das Fort beynahe fertig war, von ihrer Arbeit ab, ja gar, ohne daß sie sich im geringsten wehrten, aus dem ganzen Lande und legten an eben dem Orte, wo Leute gearbeitet hatten, ein regelmäßiges Fort an. Hiedurch aber wurden unsre Ministers an dem zartesten Orte angegriffen. Die Ohio Compagnie war ihr liebstes Kind, und es schien doch, daß sie durch die französischen Eingriffe gänzlich zernichtet werden würde: überdem stand fast jeder Minister in genauer Verbindung mit dieser Gesellschaft; welche auch grosse Unkosten angewandt hatte, sowohl um Karten von dem Lande aufzunehmen, als auch ein geraumes Lagerhaus zum Besten des indianischen Handels zu Wills Creek anzulegen, und den Weg dahin so zu machen, daß man mit Wagens hinfahren könte. Nun aber schwebten sie in Gefahr alles dieses zu verlieren: ohne daß ich der reitzenden Hofnung anjetzt gedenke, welche jeder hatte, statt hundert die er besässe, oder in die Compagnie legte, tausend zu erhalten. Dieses konte also das Ministerium nicht leiden. Es war ihnen unerträglicher, daß ihre Freunde so behandelt wurden, als vorher jeder andrer, der Nation angethaner Schimpf, gewesen war. Dann sobald von diesem neuen Eingriffe der Franzosen die Zeitung nach England kam, so ward (wie es scheint) beschlossen an unsre Colonien in Amerika den Befehl zu geben,

oder wenigstens es ihnen zu erlauben, daß sie die Franzosen aus ihrem am Ohio neuerbauetem Fort vertreiben möchten, oder doch wenigstens ihre eigne Gränzen mit Gewalt der Waffen zu vertheidigen. Man gab aber nicht darauf acht, wie unmöglich es unsern Colonien bey ihren jetzigen getrennten Zustande wäre, weder das eine noch das andre zu leisten.

Wie dieser Befehl oder Anweisung im Anfang des Frühlings im Jahr 1754 in Virginien angekommen war, so wandte sich diese Provinz an unsre andere Colonien, und bat um ihren Beystand: allein keine von ihnen sandte einen einigen Mann. Ja einige von ihren Versammlungen waren so undankbar gegen England, damit sie nur eine Entschuldigung, warum sie kein Volk anwarben oder hinsendeten, hätten, daß sie es noch in Zweifel zogen, ob die französischen am Ohio errichteten Forts in dem Gebiete Ihro königlichen Majestät lägen. Nichtsdestoweniger entschloß sich rechtmäßiger weise die Colonie von Virginien durch ihre eigne Macht den französischen Eingriffen sich zu widersetzen. Sie hatten keinen fremden Beystand als nur von einer Freycompagnie, so vom Hauptmann Jacob Mackay angeführet wurde, welcher auf den ersten Befehl, mit der äussersten Geschwindigkeit von Süd Carolina sich dahin begeben hatte. Sie wolten auch nicht so lange war-

warten bis die beyden Freycompagnien aus Neujork zu ihnen stiessen, welche auch hernach im Ende des Brach- oder Anfange des Heumonats in Virginien ankamen: Sondern sie sandten lange vorher schon den damaligen Major, jetzt Obersten Washington, mit 300 Mann, so die Colonie angeworben und der Freycompagnie des Hauptmann Mackays, dahin ab (*). Ob er aber Befehl gehabt habe die Franzosen anzutasten oder nicht, ist ungewis. Dann aus der Acte der Versammlung solte man fast schliessen, als ob sie nur zur Sicherheit ihrer Gränzen die Truppen versammlet. Allein der Erfolg hat gezeiget, daß die Franzosen gewolt haben, daß man sie angreifen solte, damit sie vorgeben könten, daß die Engländer die erste Feindseeligkeit ausgeübet. Dann sie läugnen, daß sie die erste Feindseeligkeit damals verübet, wie sie unsre Leute, so das Fort erbauen solten, weggetrieben, weil diese sich ihnen nicht widersetzet hatten. In dieser obangeführten Absicht sandte der Herr de Villier, welcher Befehlshaber in dem neuen französischen Fort an dem Ohio war, welches sie zu Ehren des damaligen Oberbefehlshabers von Canada des Herrn du Quesne, nach seinem Namen das Fort du Quesne genennet hatten, so bald er Nachricht erhalten, daß der Major Washington an

(*) Lond. Mag. 1759. Aug. S. 403.

dem Orte, welcher die grossen Wissen (Great Meadows) genant wird, beym Flusse Monongahela angekommen war, unter dem Herrn Jumonville 33 Mann ab. Diesen gab er den Befehl, daß sie so nahe als sie konten auf unsre Völker zu marschiren, und sich alsdenn das Ansehn geben solten, als ob sie solche vorbey gehen und ihnen die Zufuhr abschneiden wolten. Ueberdem ertheilte er dem Officier den schriftlichen Befehl, unsere Leute zu warnen und zu bedrohen die Gegend zu verlassen, weil sie zum französischen Gebiete gehörig. Am 28ten des Maimonats fiel auch der Major Washington in die ihm gelegte Schlinge. Dann sobald er dieses Trupps ansichtig wurde, so ging er ihm entgegen und fiel ihn, ohne vorher nach ihrer Absicht sich erkundiget oder ihnen befohlen zu haben sich zurückzuziehen, mit solcher Hitze an, daß er sie alle tödtete oder gefangen nahm, ob er gleich selbst damals nur ohngefehr 50 Mann bey sich hatte. Unter den erstern befand sich der Herr Jamonville, unter den letztern aber ein Officier und 2 Cadets nebst 18 Gemeinen. Diese 21 Mann sandte er unter einer Bedeckung von 20 Mann gefangen nach Wincheſter. Von seinen Leuten aber waren in diesem Scharmützel, welchen er in einem Briefe an seinem Bruder eine Schlacht und einen ausnehmend

herr-

herrlichen Sieg nennet, nur 1 Mann getödtet, und 2 oder 3 verwundet.

Aber er genoß das Vergnügen nicht lange, so wie er es sich auch selber in eben dem Briefe an seinen Bruder prophezeyet, über diesen ausnehmend herrlichen Sieg sich zu ergötzen. Dann am 3ten des Heumonats, des Morgens um 9 Uhr empfing er die Nachricht, daß der Herr de Villier, welcher mit 700 Mann verstärket worden, auf ihn mit 900 Mann, die Indianer nicht mitgerechnet, ankäme und ihn angreifen würde. Was aber unsre Truppen seit den 28ten May, von da sie doch wahrscheinlicher Weise einen Angrif vermuthen musten und auch würklich vermutheten, gethan haben, davon ist eben so wenig zu sagen, als sehr man sich darüber verwundern muß. Es hätten innerhalb der Zeit 3 oder 400 Mann leicht ein Fort errichten können, welches man unmöglich anders als durch grobes Geschütz oder durch aushungern hatte einnehmen können. Und ehe dieses geschehen wäre, hätte die ganze Mannschaft aus Virginien aufgerichtet werden und ihnen zu Hülfe eilen können. Ueberdem hätten unsre Leute durch Hülfe einiger Indianer täglich Nachricht erhalten können von dem, womit die Franzosen beym Fort du Quesne beschäftigt waren. Allein, so nachläßig waren sie, daß sie nur eine kleine unvollständige Schanze, welche sie das Noth Fort

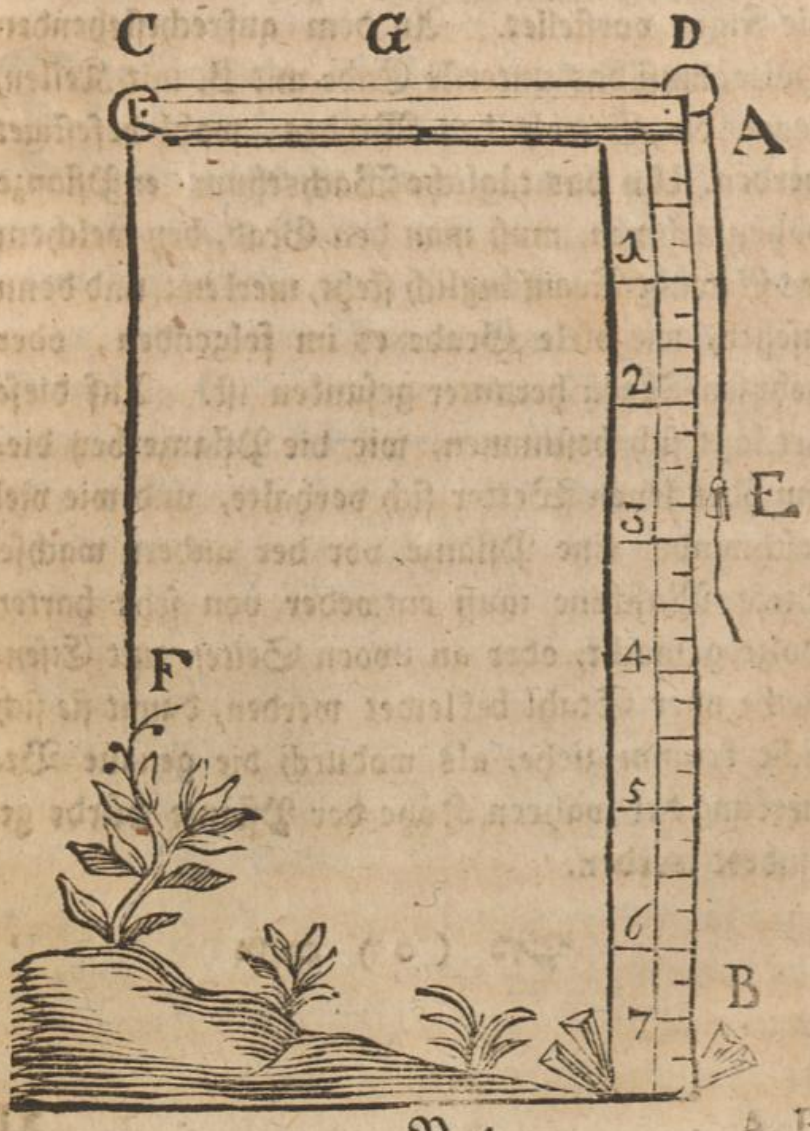
(Fort Necessity) nannten, aufgerichtet hatten, und so schläfrig, daß die nichts weder von der Verstärkung der Franzosen, noch von ihrem Anmarsche ehe wusten, als bis sie ihnen über den Hals kamen: dann um 11 des Morgens, wie sie um 9 Uhr die Nachricht erhalten, wurden sie schon von den Franzosen angegriffen. Dieses war eine solche überaus grosse Nachläßigkeit, daß der Halbkönig Tanachrisshon dieses bemerkte und bey einem bald darauf zu Aughwick geschlossenen Vergleich sich darüber in folgenden Worten beklagte: „Der Oberste Washington liegt an eben und „demselben Orte von einem Vollmonde bis zum „andern, ohne einige Befestigung, das kleine „Ding auf den Wiesen ausgenommen, zu verfer„tigen. Hätte er sich nur belehren lassen und „solche Befestigungswerke als ich ihm rieth, ange„leget, so würde er leicht die Franzosen haben ab„weisen können. Allein die Franzosen handelten „bey dieser Sache wie Feigherzige und die Eng„länder als Thoren„.

* *

X.

Abbildung und Beschreibung einer Maschine, zur Abmessung des Wachsthums der Pflanzen, welcher man in den americanischen Plantationen sich bedienet; mitgebracht aus Neuengland von Capit. J. Erwin.

(Lond. Mag. 1759. Oct. p. 516.)



A. B. ist ein viereckichtes, aufrecht stehendes und mit Graden versehenes Stück Holzes. G. ein wagerechtes Stück, an dessen beyden Faden zwo kleine Rollen C. D. sich befinden, über welche eine feine seidne Schnur läuft, an deren einem Ende E. ein klein Gewicht hängt, da das andre Ende F. an dem Gipfel der Pflanze befestiget ist, wie die Figur vorstellet. An dem aufrechtstehenden Holze, muß das unterste Ende mit B. mit Keilen, gegen die Gewalt des Windes, wohl befestiget werden. Um das tägliche Wachsthum der Pflanze wahrzunehmen, muß man den Grad, bey welchem das Gewicht E. anfänglich steht, merken; und denn zusehen, wie viele Grade es im folgenden, oder mehrern Tagen herunter gesunken ist. Auf diese Art läßt sich bestimmen, wie die Pflanze bey diesem oder jenen Wetter sich verhalte, und wie viel geschwinder eine Pflanze vor der andern wachse. Diese Maschine muß entweder von sehr harten Holze gemacht, oder an zwoen Seiten mit Eisenbleche oder Stahl bekleidet werden, damit sie sich nicht krumm ziehe, als wodurch die genaue Bemerkung der wahren Höhe der Pflanze würde gehindert werden.

(o)

XI.

Von der Ungewisheit der Historie.

(New. Univ. Magaz. 1759. Weinm. S. 148.)

Die Geschichte, weil sie keines Beweises fähig ist, so gründet sie sich blos auf Wahrscheinlichkeit, davon man drey Staffeln hat. Der erste Grad betrift alle solche Begebenheiten die so sehr wahrscheinlich sind, daß man keinen gegründeten Beweis zum Gegentheil anführen kan, sie haben eine moralische Gewisheit, die uns von ihrer Wahrheit vollkommen überzeuget. Solchergestalt wird, z. E. kein vernünftiger Mensch leugnen können, daß Cäsar mit Pompejus, und Carl der Grosse mit den Sachsen Krieg geführet habe; daß Henrich IV König in Frankreich vom Pabst Gregor XIII im Bann gethan sey und daß eben dieser Prinz seine geheime Maitressen gehabt habe. Die Zweifler selbst bringen keine Einwürfe wider solche algemeine Thaten hervor. Es sind aber auch gewislich noch andere Thaten wahrscheinlich, es können doch einige scheinbare Einwürfe dawider gemacht werden. Wenn man aber diese Einwürfe gebührend untersuchet, so

scheinen sie demohngeachtet nicht hinlänglich zu seyn, einen Zweifel dawider zu erregen. Dieser ist der zweite Grad der historschen Wahrscheinlichkeit. So ist es Z. E. wahrscheinlicher, daß Kayser Carl V den schmalkaldischen Krieg angefangen, um die Stände ihrer Freyheit zu berauben, als diejenigen zu strafen, welche sich seinem Ansehen widersetzten, obgleich er sich dieses Vorwands bediente. Es ist wahrscheinlicher, daß eben dieser Kayser seine kayserliche Würde mit allen seinen Königreichen übergegeben, weilen er über sein bisheriges Unglück verdrießlich war, als aus Andacht, und um ein ruhiges Leben zu führen. Es ist wahrscheinlicher, daß Henrich VIII sich von seiner Gemahlin scheiden lassen, weilen er sie nicht mehr leiden konte, und nicht aus Gewissensscrupel. Einige historische Begebenheiten reichen einen dritten Grad der Wahrscheinlichkeit dar, welcher durch so manche gleich wahrscheinliche Ursachen nur das Gleichgewicht hält, daß der Leser dadurch irre wird, ohne zu wissen, auf welche Seite er sich schlagen soll. Auf solche Art kan man auf beyden Seiten streiten, ob jemals eine Päbstin Johanna gewesen. Die verschiedenen Erzählungen der Geschichtschreiber von der Maria, Königin in Schottland, verursachen, daß man von dieser Sache kein untrügliches Urtheil fällen kan. Die letzten Absichten des Wallensteins waren so

ver-

verworren, daß der Kanzler Ochsenstirn selbst bekante, er könte die Tiefen derselben nicht ergründen.

Es ist mit den historischen Erscheinungen eben so, wie mit denen in der Natur. Wir sehen die Wirkung der natürlichen Kräfte; aber ihre Ursachen sind uns unbekant. Auf gleiche Weise sehen wir Kriege und Bündnisse, Königreiche, welche blühen und abnehmen; wir wissen aber die wahren Ursachen, und die geheimen Quellen dieser Ausgänge nicht. Die Königin Elisabeth konte niemals überredet werden, sich zu vermählen. Es ist vergeblich, die Ursache davon wissen zu wollen. Philip II König in Spanien, ließ seinen Sohn Don Carlos ins Gefängniß werfen, worin er auch gestorben. Man weiß nicht, welches Lasters er schuldig gewesen, und ob sein Vater nicht gar zu strenge mit ihm verfahren. Carl der Grosse führte viele blutige Kriege mit den Sachsen. Wer kan uns aber sagen, ob er dieses aus Ehrgeitz, oder, wie er vorgab, aus Eifer für die Ausbreitung des christlichen Glaubens gethan habe? Jedermann weiß, daß Gustav Adolph nahe bey Lützen gestorben; die Umstände aber seines Todes werden auf verschiedene Art erzählet. Wenige Leute wissen die Ursachen, warum der König in Schweden Deutschland mit Krieg überzog. Aber man weiß bis jetzo noch nicht, warum der Churfürst von Sachsen, welcher der mächtigste Fürst unter den

Pro-

Protestanten war, dasjenige zulassen konte, was in Deutschland und Böhmen wider die Protestanten vorging, ohne sich das geringste darum zu bekümmern, und warum er nicht eher auf der Schweden Seite trat, als bis er es für nothwendig hielt, sein eigen Land zu vertheidigen.

Die Ungewisheit der Geschichte schreibet man vornehmlich der Partheiligkeit der Historienschreiber zu. Die meisten derselben beschäftigen sich nur Tadel- oder Lobschriften ans Licht zu stellen. Wenige ahmen dem Thuan nach, hergegen treten viele in Sandovals Fusstapfen. Thuan ist zu loben, weil er nicht allein die Fehler Kayfers Carls V bemerket, sondern auch zu gleicher Zeit von seinen guten Eigenschaften Nachricht ertheilet. Im Gegentheil erweiset sich Sandoval als einen ausschweifenden Schmeichler. Er bemühet sich so gar das Geschlechtregister dieses Prinzen von Adam abzuleiten. Er ist so lächerlich, daß er so gar die Lobeserhebungen, die dem Kayser von gelehrten Männern in den Zuschriften vor ihren Büchern gegeben werden, als einen Beweis von seinen erhabenen Tugenden anführet, er trägt auch kein Bedenken zu versichern, daß die Sonne während des Treffens bey Mühlberg aus Gunst für diesen Kayser stille gestanden. Eusebius, Eginhard, Paul Jovius, der President Gramond

und

und viele andre, müssen unter die schmeichelnde und partheiische Historienschreiber gerechnet werden.

Die Griechen und Römer erheben die geringsten Thaten ihrer Landsleute bis aufs höchste, sie verschweigen hergegen ihre Ungerechtigkeit und Fehler. Die edlen Kriegsthaten der Babaren lieset man in ihren Geschichtbüchern nicht. Hätten wir einige historische Schriften von den letztern, so würden wir vielleicht die Griechen und Römer weniger bewundern. Die griechischen Schriftsteller der römischen Historie als Dionys von Halicarnas, Dio Cassius, Polybius, und Herodianus sind glaubwürdiger, weil sie aufrichtiger sind. Doch muß man zwischen den lateinischen Geschichtschreibern einen Unterscheid machen. Wenn Livius, Vellejus Paterculus, Florus, und andere grosse Partheilichkeit zeigen, so scheinen Tacitus und Suetonius aufrichtiger und unpartheiischer. Quintus Curtius ist ein ausschweifender Lobredner, weswegen ihn Clericus mit Recht getadelt hat.

Die Schmeicheley der historischen Schriftsteller hat in folgenden Zeiten zugenommen. Die Mönche und die weltliche Clerisey, die sich zu Geschichtsschreibern aufwarfen, rühmen und preisen diejenigen Fürsten sehr, die sie und ihre Klöster mit Reichthümern und Ehre überschütteten, ob sie gleich noch so lasterhaft und unwissend in der Kunst zu regieren waren. Im Gegentheil bemühen sie

sich,

sich, diejenigen übel zu beschreien, die ein wachtsames Auge über sie hatten, und redliche Männer nicht verfolgten, welche der Ketzerey halben fälschlich waren angeklaget worden.

Die Partheilichkeit verschiedener Geschichtschreiber entdecket sich selbst auf eine besondere Art, indem sie das Alter ihrer eignen Nation zu sehr erheben. Olaus Rudbeck, Professor der Arzney auf der Universität zu Upsal, hat sich in diesem Stück, durch sein Buch Atlantica genant, vor andern besonders unterschieden. Wenn man ihm glauben will, so ist Schweden, das kalte und nach Norden gelegene Clima, das erste Land, welches nach der Sündflut bewohnet worden. Die berühmte von dem Plato erwähnte Insel Atlantica, ist kein anders Land als Schweden. Was Homer von der Insel Ogygia saget, muß von diesem Lande verstanden werden. Die glückseligen Inseln (Fortunatæ) und die hesperischen Gärten muß man in Schandinavien suchen. Die Argonauten segelten nach Schweden. Die schwedische Sprache ist die älteste, und die Griechen entlehneten ihre Buchstaben von den Schweden.

Einige Historienschreiber sind Miethlinge; allein wo ist ein Schriftsteller, der nicht seiner eigenen Secte zugethan ist? Die protestantischen Geschichtschreiber sind von diesem Fehler nicht frey. Und weil die Religion einen grossen Einfluß auf

die

die Menschen hat, so ist die Partheiligkeit in der Kirchengeschichte viel stärker, als in einer jeden andern Historie. Dieses könte uns den Stof zu einer langen Ausschweifung darreichen, aber eine solche Vergleichung würde zu verdrießlich fallen.

Der Haß und die Feindschaft verschiedener Geschichtschreiber sind auch eine wichtige Ursache der Ungewisheit der Historie. Jedermann weiß, wie viele Verläumdungen die Römischcatholischen wider Luther und Calvin ausgebreitet haben. Die Protestanten hingegen sind eben so sehr geneigt, vieles zu glauben, was der römischen Kirche nachtheilig ist. Ich will ein Beyspiel davon anführen. Man sagt, Pabst Leo X redete einsten diese Worte zum Cardinal Bembus, als er eine Stelle aus den Evangelisten anführte: Quantum nobis nostrisque ea de Christo fabula profuerit, satis est omnibus seculis notum. „Es „ist seit allen Zeiten her sehr wohl bekant, was die „Fabel von Christo uns und den unsrigen für gros„sen Nutzen zuwege gebracht habe„. Dieses lieset man im *Mornæus* (*). Eine grosse Menge andrer Schriftsteller, haben nach dem Mornæus eben diese Stelle in ihren Schriften angebracht, ohne einen anderen Gewährsmann, als unsern Landsmann, Johann Baleus anzuführen. Das Zeug-

(*) Siehe dessen *Mysterium iniquitatis* p. 584.

Zeugniß eines solchen Schriftstellers kan bey dergleichen Gelegenheit von keinem Gewicht seyn. Eben so würden die Römischcatholischen sich selbsten lächerlich machen, wenn sie eine historische That, die den Protestanten schädlich wäre, aus einem protestantischen Scribenten beweisen wolten, der seine Religion verlassen, und die römische angenommen hätte. Auf gleiche Weise können die Protestanten, das Zeugniß Johann Baleus, der ein Carmelitermünch war, und ein Protestant wurde, auch verschiedene Bücher wider die römische Kirche schrieb, nach den Regeln der Billigkeit nicht anführen.

Wir lesen auch in verschiedenen protestantischen Schriften, Pabst Julius II habe, da er im Begrif war, ins Feld zu ziehen, diese Worte gesprochen: Wenn der Schlüssel Petri nicht helfen will, so laßt uns das Schwerd Pauli gebrauchen. Manche Schriftsteller haben dieses aus des Mornäus Geheimnissen der Ungerechtigkeit ausgeschrieben, einem Buche, welches viele Sachen enthält, die eine strenge Untersuchung nicht zulassen werden. Der einzige Urheber den Mornäus anführet, ist Gilbertus Ducherius aus Aigneperse in Auvergne gebürtig, dessen Epigrammata zu Genev 1538 gedruckt sind. Das Epigramma auf Julius II lautet also:

In

In *Gallum*, ut fama est, bellum gesturus acerbum,
Armatam educit *Julius* arte manum.
Accinctus gladio, *Claves* in *Tibridis* amnem.
Projicit, & sævus talia verba facit.
Quum *Petri* nihil efficiant ad proelia *Claves*
Auxilio *Pauli* forsitan *ensis* erit.

„Als Pabst Julius gegen die Franzosen Krieg „führen wolte und mit seiner Armee auszog, gür„tete er das Schwerd an seine Seite, warf die „Schlüssel in die Tiber, und sprach voll Unmuth, „da die Schlüssel Petri im Kriege nichts helfen, „so wird mir das Schwerd Pauli vielleicht gute „Dienste leisten„.

Hotoman (in seinem fulmen brutum) führet den Arnoldus Ferronus, einen catholischen Scribenten an, welcher von dieser Geschichte in dem Leben Ludwigs 12, doch auf eine zweifelhafte Art Erwähnung thut: man erzählet, saget er, es sey in Scherz oder Ernst ꝛc. und folglich hätte Hotoman diesen Geschichtschreiber nicht citiren sollen. Die in Streitschriften angeführten Oerter der Schriftsteller müssen sorgfältig untersuchet werden.

Bosheit und Verläumdung tragen zur Ungewisheit der Geschichte mehr bey, als die allerschändlichsten Schmeicheleyen. Die Künste eines schmeichelnden Geschichtsschreibers können ohne

grosse Urtheilskraft leicht entdecket werden; denn er stellet die Menschen so vor, nicht wie sie sind, sondern wie sie seyn solten; und bildet sich selbsten einen Begrif von Tugend und Vollkommenheit, der nirgends vorhanden ist. Aber ein Geschichtschreiber, der in der Kunst zu lästern erfahren ist, wird leicht geglaubet. Denn die Menschen sind allzeit geneigter, anderer Fehler zu glauben, als ihre gute Eigenschaften. Dabeneben betrachtet man die Schmeichler als niederträchtige Menschen, und werden verachtet; da im Gegentheil ein kluger Satirenschreiber den Leser betrüget, indem er glaubet, seine kühne Schreibart entstehe aus Liebe, die er für die Wahrheit heget, und dadurch hat er Gelegenheit die Fehler grosser Männer ans Licht zu stellen. Obgleich Tiberius und Nero keine gute Regenten waren, so werden doch viele Dinge von denselben erzählet, die entweder falsch oder zu entschuldigen sind. Trajan wird sehr gelobet, und seiner Trunkenheit nicht zu erwähnen, hat er doch viel unbesonnenes gethan. Diese Worte, Accipe hunc gladium, si recte imperavero, pro me, sin male, contra me, welche der Kayser zu einem Officier sprach, da er ihm das Schwerd überreichet, um es für oder wider ihn zu gebrauchen, wenn er gut oder schlimm regierte, werden insgemein als ein merkwürdiges Exempel seiner Gütigkeit angeführet; allein nichts

konte

konte unvorsichtiger seyn, als daß er durch solches Mittel diesem Befehlshaber zu seinem Richter, ja so gar zu seinem Kayser machte. Die grosse Freygebigkeit dieses Prinzen gegen die Gelehrten, war die Ursache, warum sie ihn mit so vielen Lobeserhebungen beehrten.

Die Furcht ist eine andere Ursache der Ungewisheit der Historie. Viele Geschichtschreiber tragen aus Furcht Bedenken, die Wahrheit zu sagen, und verhelen oft den Grund der Sachen. Boccalini und Vater Paul wissen aus der Erfahrung, wie gefährlich es sey, aufrichtig zu schreiben. Camden hielt es nicht für gefügt, den zweeten Theil seiner Geschichte bey seinen Lebzeiten ans Licht treten zu lassen. Der letzte Theil der Geschichte des Thuanus würde vielleicht nach seinem Tode verlohren gegangen seyn, wenn der Verfasser selbst nicht eine Abschrift davon den Händen Georg Michael Lingesheim eingeliefert hätte, denn die Ausführer seines Testaments, trugen Bedenken den Theil herauszugeben. Procop erkläret, im Anfange seiner geheimen Historie, er dürfe die wahre Geschichte des Justinians und der Theodora, so lange sie lebten, nicht schreiben.

Die Geschichtschreiber erzählen viele Sachen, von welchen sie nicht hinlänglichen Unterricht erlanget, oder die nur blos auf eine gemeine Sage gegründet sind. Diejenigen, welche die Historie

alter Zeiten schreiben, folgen den alten Geschichtschreibern. Diesen ist es eine so leichte Sache nicht, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden. Die weisesten Männer sind von Vorurtheilen nicht frey: folglich kan man nicht vermuthen, daß ein Historienschreiber mit einer vollkommenen Unpartheiligkeit die seinige aufsetzen solte. Ferner kan kein Historienschreiber, wenn er auch noch so aufrichtig ist, eine hinlängliche Erkentniß aller Umstände erlangen, da die Unwissenheit eines kleinen Umstandes zum grossen Irthum in der Historie Gelegenheit geben kan. Ja, man kan sich ofters nicht einmal auf die Archiven, aus welchen die Geschichtschreiber ihre Materialien hernehmen, gänzlich verlassen. Es war vergebens, daß Pallavicini sich auf die Archiven des Vaticans berief, da er wider den Vater Paul Sarpius schrieb. Seine Historie von der allgemeinen Kirchenversammlung zu Trident wurde aus diesem Punct nicht authentischer als anderer angesehen.

Man muß auch wohl bemerken, daß die Historienschreiber in ihren Nachrichten von einerley Begebenheiten sehr unterschieden seyn. Jeder Geschichtschreiber schreibet für die Ehre seines Landes, und bemühet sich solches über andere zu erheben. Hätten die Carthaginenser eine Historie von den punischen Kriegen beschrieben, so würden wir manche Sachen darinnen finden, die denen,

nen, welche wir in Livius lesen, widersprechen würden. Hätte Ambiorix, oder ein ander celtischer Feldherr einige Nachrichten der Nachkommenschaft so wie Julius Cäsar überliefert, so würden sie uns neue Beweise historischer Widersprüche dargereichet haben.

Aus allen diesen Anmerkungen kan man schliessen, ein weiser Mann werde die Geschichte lesen, nicht so sehr, um von der Wahrheit voriger Begebenheiten in der Welt sehr genau unterrichtet zu werden; als vielmehr den Character der Geschichtsschreiber kennen zu lernen, und eine vollkommnere Erkentniß der menschlichen Natur zu erlangen, wodurch er in Stand gesetzt wird, sich selbst einige Regeln zu geben, wornach er sein Leben und Wandel einrichten müsse.

XII.

Dr. Theoph. Lobbs Mittel

einen stark

verrenkten Fuß oder Hand

bald wieder zurechte zu bringen.

(Gentl. Mag. 1760. May. p. 218.)

Da eine Verrenkung, es sey am Fusse oder der Hand, sich oft bey dem Menschen ereignet, und, wenn sie stark ist, eine schmerzhafte Lähmung des Gliedes eine Zeitlang verursachet, mithin dasselbe an Vollbringung seiner gewöhnlichen Beschäftigung hindert; so wird Zweifels ohne die Bekantmachung einer Methode, wodurch die Herstellung des verrenketen Gliedes zu seinem vorigen Zustande kan beschleuniget werden, der Welt nicht unangenehm, und denen die ihrer bedürfen von guten Dienste seyn.

Es wird uns zur rechten Behandelung eines verrenketen Gliedes Anleitung geben, wenn wir die Wirkungen einer starken Verrenkung in Betrachtung ziehen. Diese sind

1. eine

1. eine solche Ausdehnung der Sehnen und Gefässe des gespanneten Muskels, daß dieselbe sich nicht wieder zu ihrer natürlichen Länge zusammenziehen können.

2. Die andere Wirkung ist, daß die grosse Verlängerung der Gefässe (wodurch sie ihrer zusammenziehenden Kraft beraubet werden) den Durchmesser ihrer Höhlung verkleinert, den freyen Lauf ihrer Flüßigkeiten hemmet, Geschwulst und Pein verursachet, und macht daß das Glied seine gewöhnliche Dienste nicht leisten, oder diejenige Bewegungen, welche von dem Willen abhangen, nicht so, wie vor dem Zufalle vollbringen kan.

Aus diesen Wirkungen einer starken Verrenkung kan man schliessen, daß diejenigen Mittel die besten sind, welche am kräftigsten die gehemmeten Flüßigkeiten verdünnen, derselben ungehinderten Kreislauf herstellen, und die verlängerten Gefässe hinlänglich wiederum zusammen ziehen können.

In dieser Absicht rathe ich Eßig; rectificirten Weingeist, den man in Lampen brennet; Reiben und Bewegung, auf folgende Art zu gebrauchen. Gesetzt man hätte sich am Enkel verrenket: so muß derselbe

1. mit etwas warm gemachten Eßig, 4 oder 5 Minuten lang, alle 4 Stunden einmal, beschlagen werden. Dis wird den Kreislauf der Flüßigkeiten an dem beschädigten Orte befördern, und

die Geschwulst entweder verhindern oder vertreiben.

2. Der Patient muß zuweilen 3 oder 4 Minuten auf beyden Füssen in derselben natürlichen Stellung stehen, und den verrenkten Fuß zuweilen bewegen; auch manchmal, wenn er mit dem Fusse auf einem niedrigen Stuhle sitzet, denselben hin und her, so viel er es erleiden kan, bewegen. Dis wird vieles beytragen die ausgereckten Gefässe zusammen zu ziehen, und den gehörigen Kreislauf der Flüßigkeiten durch dieselbe befördern.

3. Man reibe den kranken Ort zuweilen mit einer warmen trocknen Hand; welches zu Erreichung derselben Absichten zuträglich seyn wird.

4. Alle zwo Stunden nach Auflegung des Eßigs muß der beschädigte Ort mit rectificirten Weingeist eben benetzet und darauf sanft gerieben werden.

Nach dieser Methode sind die Patienten, denen ich dieselbe angerathen habe, in wenig Tagen von den Folgen einer starken Verrenkung befreyet worden; da andere, welche auf eine andere Art behandelt worden, als wenn man den verrenkten Fuß beständig ruhen lassen, und denselben nicht wiederum zu seiner Bewegung gewöhnet, sich Wochen lang damit haben plagen müssen.

Theoph. Lobb.

Bagnio-Court,
24 März 1760.

Mit-

Mittel wider die Zusammenziehung der Gelenke:

von demselben.

(Gentl. Magaz. 1760. Jun. p. 271.)

Ich habe in meinem vorigen Schreiben von der Lähmung gehandelt, die aus einer starken Verrenkung entstehet, und eine solche Ausreckung des Muskels verursachet, wodurch das beschädigte Glied zu einer leichten und gehörigen Bewegung ungeschickt gemachet wird. Itzo will ich Ihnen meine Gedanken von einer Lähmung mittheilen, die aus dem entgegengesetzten Zustande der Muskeln entspringt, nemlich aus einer anhaltenden Zusammenziehung derselben, wodurch das Glied womit sie verbunden sind, seine Bewegung verlieret.

Wir werden uns von der Ursache dieser Krankheit einen richtigen Begrif machen können, wenn wir uns vorstellen, daß, wenn eine Faser, Gefäß, Membrane und Muskel des Körpers trocken, starre, zusammengezogen und unbeweglich geworden, solches daher entstehe, daß dieselbe in ihren Zwischenräumen keinen hinlänglichen Vorrath der flüßigen Theilchen haben, welche sie in ihrer natür-

lichen Ausdehnung und Beweglichkeit erhalten können. Dieser Mangel des Flüßigen in ihren Zwischenräumen hat, nach meinem Begriffe, seinen Grund in der Zähigkeit des Bluts, welches in seinem Kreislaufe gehemmet wird, und in einer hinlänglichen Absonderung der wässerigen Theile von demselben.

Die innerlichen Mittel will ich jetzt nicht in Betrachtung ziehen: ich will nur anmerken, daß diejenigen äusserlichen Mittel die besten sind, welche die Zwischenräume der zusammengezogenen Gefässe und Muskeln mit einer Flüßigkeit erfüllen, die dieselbe wieder zu ihrer natürlichen Ausdehnung bringen und machen können, daß sie sich gehörig ausrecken und bewegen können.

Ich will Ihnen ein äusserliches Mittel bekant machen, welches sehr heilsam gewesen den Gebrauch eines Glieds, welches durch eine anhaltende Zusammenziehung einiger Muskeln lange gelähmet gewesen, wieder herzustellen. Schon vor langen Jahren (wie ich zu Yeovill in Somersetshire wohnete) wurde mein Rath begehret wegen eines armen Kindes, eines Knaben von ungefähr acht oder neun Jahren, dem das eine Bein stärker zusammengezogen war, als wenn man auf dem Stuhle sitzet. Er konte dasselbe nicht ausstrecken noch bewegen; eben so wenig konte es jemand anders thun, ohne das kranke Glied zu verderben.

Ich

Ich schrieb eine erweichende Salbe vor, wovon Gerberöl (Curriers oil) eins der vornehmsten Ingredienzien war, und ließ die schadhafte Stelle damit sanft reiben: allein es half wenig.

Das unglückliche Leben welches dem armen Knaben bevorstund, wenn er sein Bein nicht würde gebrauchen können, machte mich sehr bekümmert. Indem ich nun herumdachte, wie man ihm etwa helfen könte, fiel es mir ein, daß die Handschuhmacher in der Stadt die Lämmer- und Bocksfellen, wenn sie trocken, steif und hart sind, die Geschmeidigkeit der Handschuhe zu geben wissen, wenn sie dieselbe mit einer aus Eidotter und Wasser bestehenden Feuchtigkeit reiben. Ich schloß daraus also: ist diese Eisalbe kräftig die Zusammenziehung der Fasern, Gefässe und Membranen todter Thiere (welche Theile durch Kunst trocken, steif und hart gemachet worden) zu heben; warum solte sie nicht dieselbe Kraft haben, wenn man sie in hinlänglicher Maasse bey den zusammengezogenen Fasern, Gefässen und Membranen lebendiger Thiere gebrauchete? Hierauf entschloß ich mich es bey dem armen Knaben zu versuchen. Ich ließ dem zufolge die zusammengezogene Theile seines Beins, zwey oder dreymal des Tages, mit der Eisalbe sanft reiben, und durch dis Mittel wurde sein Bein bald wieder vollkommen hergestellet.

Diese

Diese Eisalbe muß folgendermaassen bereitet werden: Nehmet den Dotter eines neugelegten Eies; schlaget es mit einem Löffel so dünn als nur möglich ist; giesset darauf drey Unzen rein Wasser; jedesmal einen Löffelvoll, dazu, und rühret dieses Gemenge beständig um, damit Ei und Wasser gänzlich miteinander verbunden werden.

Diese Salbe kan man, entweder kalt oder milchwarm, mit einem sanften Reiben einige Minuten lang, 3 oder 4 mal des Tages, an dem zusammengezogenen Gliede anbringen. Ich habe dieses Mittel, seit der Zeit, in gleichen Fällen, und mit demselben glücklichen Erfolge angerathen; und andere Personen, denen ich es bekant gemacht, haben denselben Nutzen davon in dergleichen Zufällen verspüret. Da derohalben die Bekantmachung desselben, denen, welche durch Zusammenziehung einiger Muskeln des Körpers gelähmet worden, heilsam seyn könte, so hoffe ich, daß es Ihnen und der Welt nicht werde unangenehm seyn.

Theoph. Lobb.

XIII.

Eine Fabel
des berühmten Linnäus.

(New. Univ. Mag. 1759. May S. 170.)

Als einsmal die sieben weisen Männer Griechenlands zu Athen zusammen gekommen waren, wurde vorgestellet, daß ein jeder von ihnen aussagen solte, welches er für das gröste Wunder der Schöpfung hielte. Einer derselben von höheren Begriffen als die übrigen schlug die Meynung vor, welche etliche Sternkundige von den Fixsternen haben, die sie für so manche Sonnen halten, deren jede ebenfals wieder ihre Planeten hat, die um denselben sich herumwälzen, und mit eigenen Planeten und Thieren, wie diese Erde versehen ist.

Durch diesen Gedanken angefeuert, vereinigten sie sich, den Jupiter zu bitten, daß er ihnen nur eine Reise in den Mond zu thun, und daselbst sich 3 Tage aufzuhalten, erlauben möchte, damit sie die Wunder dieses Ortes betrachten, und nach ihrer Zurückkunft Rechenschaft von demselben ablegen konten. Jupiter willigte in ihre Bitte, und befahl, sie solten sich auf einem hohen Berge versamm-

sammlen, daselbst würde eine Wolke bereit seyn, sie nach dem von ihnen zu sehen verlangten Orte zu bringen. Sie suchten eine auserlesene Gesellschaft aus, die ihnen in genauer Beschreibung beistehen, und die Gegenstände die ihnen vorkommen würden, abzeichnen könte. Sie kamen endlich in den Mond an, und fanden einen Pallast, der mit allen zu ihrer Aufnahme wohl versehen war.

Als sie nun des folgenden Tages von ihrer Reise noch ermüdet waren, hielten sie sich stille zu Hause, bis Mittag; da sie nun auch noch matt waren, so erquickten sie sich mit einem herrlichen Gastmal, welches ihnen so wohl schmeckte, daß sie ihrer Neugierde darüber vergassen. An diesem Tage sahen sie blos durch die Fenster den angenehmen Grund und Boden, der mit den schönsten Blumen ausgezieret war, welchen die Sonnenstrahlen einen ungemeinen Glanz mittheileten, dabeneben sie das Singen der Gesangvögel, bis der Abend herankam, anhöreten.

Am folgenden Tage stunden sie sehr früh auf, um ihre Beobachtungen anzustellen: allein einige schöne junge Frauenzimmer des Landes kamen ihnen aufzuwarten, und gaben ihnen den Rath, vors erste ihre Kräfte wieder herzustellen, ehe sie ihre vorhabende mühsame Arbeit anfingen.

Die

Die herrlichen Speisen, die köstlichen Weine, die Schönheit dieser Jungfrauen, unterdruckten den gefaßten Schluß dieser Fremden. Eine Gesellschaft Tonkünstler wurde eingeführet, die Jungfrauen fingen an zu tanzen, und alles war Freude. Solchergestalt ward der ganze Tag mit Vergnügen und Annehmlichkeit zugebracht, bis einige der benachbarten Einwohner, über ihre Freude misvergnügt mit gezogenen Schwerdtern gewaltthätig eindrungen. Die Aeltesten der Gesellschaft versuchten die Jüngeren zu besänftigen, mit dem Versprechen, die Schwelger des folgenden Tages dem Gerichte zu überliefern. Dieses geschah, und am dritten Tage wurden sie vorgeführet, welcher mit Anklagen, Vertheidigungen, Schutzreden, und mit dem Gerichte selbst zugebracht wurde, dabey zugleich auch die von dem Jupiter bestimmte Zeit zu Ende lief.

Als sie in Griechenland wieder zurück gekommen waren, lief das ganze Land zusammen, um von ihnen die aufgeschriebenen Wunder des Mondes anzuhören; aber alles was sie sagen konten, (denn das war alles was sie wusten) war, der Grund wäre mit Grün bedeckt, mit Blumen untermischet, und die Vögel sängen auf den Aesten der Bäume. Aber was für Art Blumen sie gesehen, oder was für eine Art Vögel sie gehöret,

wu-

wusten sie ganz und gar nicht. Weshalb sie allenthalben mit Verachtung angesehen wurden.

Wollen wir diese Fabel auf die Menschen der gegenwärtigen Zeit zueignen, so werden wir eine grosse Gleichheit antreffen. Durch diese drey Tage bezeichnet die Fabel die drey Alter eines Menschen.

1. Ist die Jugend, in welcher wir in allerley Absicht zu schwach sind, in die Werke des Schöpfers hineinzuschauen. Alle diese Zeit wird der Eitelkeit, Schwelgerey, und dem Zeitvertreib aufgeopfert.

2. Die männlichen Jahre, in welchen die Menschen beschäftiget sind, ihr Hauswesen einzurichten, sich zu verheirathen, ihre Kinder zu erziehen, Glücksgüter für sie zu erwerben, und eine Familie empor zu bringen.

3. Das Alter, in welchem, nachdem man sein Glück gemacht, man mit Processen, und gerichtlichen Verfahren in Absicht seines Vermögens überschwemmet wird. Solchergestalt trägt es sich öfters zu, daß der Mensch niemals betrachtet, zu welchem Endzweck er bestimmet, und warum er in diese Welt erschaffen sey.

XIV.

Neue Bücher

des

Brach- und Heumonats 1759.

1. The Abecedarian der A b c Schüler. Der Verfasser hat hier eine ganz besondere Meynung, nemlich ein jeder einzelner Buchstab in einem jeden Alphabet sey hieroglyphisch und drückte aus die Person eines lebendigen und wahren GOttes, die Seele des Menschen ꝛc. der verschiedene Schall und Ton der Buchstaben bezeichne Tugend und Laster ꝛc.

2. Demonstrations of Religion and Virtue, in 2 Discurses. Beweise der Religion und der Tugend, in 2 Abhandlungen.

3. An historical Review of the Constitution and government of Pensilvania, from its origin, &c. historische Erzählung der Einrichtung, und Regierung Pensilvaniens, von deren Ursprung an, in so weit sie sich auf die innerlichen Streitigkeiten zwischen den Gouver-

neurs und den Versammlungen beziehen, aus ächten Nachrichten gezogen 5 Sh.

4. The attorney's practice in the court of King's Bench. Die Praxis der Anwälde bey dem königl. Hofgericht. 4te Auflage mit Zusätzen. 2 Vol. 8. 12 Sh.

5. The history and Representation of Athens, with other famous monuments in Greece. Geschichte und Vorstellung von Athen, mit andern berühmten Denkmälern in Griechenland, auf groß Folio. 2 L. gebunden.

6. The second journal of Christian Friderick Post to the Indians ou the Ohio. Zweytes Tagebuch Chr. Frid. Posts nach den Indianern an dem Ohio. 1 Sh.

7. Conjunct expeditions; or expeditions that have been carried on jointly by the fleet and army, from the descent of Cæsar to the assair of St. Cas, inclusive. Vereinigte Kriegsunternehmungen oder Feldzüge die mit der Land- und Seemacht zugleich von der Landung des Julius Cäsars an bis auf den zu St. Cas incluf. sind ausgeführet worden. 8. 7 S. 6 D.

8. The genuine remains in verse and prose of Mr. Samuel Butler, author of Hudibras,

bras, from the original manuscripts. Die ächten übergebliebene Schriften in gebundener und ungebundener Rede des Herrn Samuel Butlers, Verfassers des Hudibras, aus originalen Handschriften. 2 B. 8.

9. The virtues of honey in preventing and curing many diseases. Die Tugenden des Honigs um manchen Krankheiten vorzubeugen und sie zu heilen. 1 S. 6 D.

10. The works of Horace &c. by Wm. Duncombe, Esq. and I. Duncombe, M. A. Die Werke des Horazens ins Englische übersetzet, und mit verschiedenen Nachahmungen mancher besonderer Stücke vermehret, von Wm. Duncombe und Joh. Duncombe. 2 B. 8.

11. Time, Wisdom, and glory, a Poem, by In. Lockman. Zeit, Weisheit und Ruhm, dem Prinzen von Wallis an seinem Geburtstage überreichet, von Jn. Lockmann. 6 D.

Neue Bücher 1759. Winter- und Christmonat.

1. A compleat system of cookery by Wm. Verral of Lewes. Vollständige Ab-

handlung von der Kunst zu kochen. Von Will. Verral von Lewes. 4 S.

2. The chemical works of Casp. Newmann. M. D. Professor of Chymie at Berlin &c. with additions, by Wm. Leisis. Med. Baccal. Die chymische Werke von Casp. Neumann, Med. D. und Prof. der Chymie zu Berlin, und Mitgl. der K. Gesellsch. der Wiss. mit Zusätzen, von Wm. Lewis, Med. Baccal. und Mitgl. der K. G. der Wiss. 4. 1 S. 15.

3. The true mentor; or an essay on the education of young people of fashion, Der wahre Mentor, oder Versuch über die Erziehung junger Leute von Ansehen. 4 S. 6 D. aus dem Französischen mit vielen nützlichen Anmerkungen vermehret.

4. A plain and easy treatise of vulgar arithmetick by R. Shepherd of Preston. Deutliche und leichte Abhandlung von der gemeinen Arithmetick, durch R. Shepherd von Preston. 2 S. 6. D.

5. A new map of Hampshire, including the isle of Wight. by I. Taylor. Neue Landcharte von Hampshire, mit der Insel Wight, durch J. Taylor. 6 Blätter 1 S. 1

und

und eine kleine Charte von der Insel Wight. 6 D.

6. The Prusiad, an heroic poem, by Major Alex. Gordon &c. Die Prußiade, ein Heldengedicht, von Major Alex. Gordon, Voluntair bey der Preußisch. Armee, der Preußisch. Majestät überreicht 1759. 7 Sept. Der König soll es gnädig aufgenommen, und dem Verfasser 200 Kronen geschenket haben. 1 S. 6 D.

7. All the discourses of Master Latimer, fiest protestant bishop of Worcester. Alle Reden des Latimer ersten Bischofs von Worcester. 12 S.

8. The Traveller's Director. Wegweiser der Reisenden. 6 S.

9. Sermons and discourses on several occasions; by John Wesley. Predigten und Reden bey verschiedenen Gelegenheiten, von Johann Wesley. 3 S.

10. A close view of death and its subsequent immortalities; by Thom. Cannon. Genaue Betrachtung des Todes, und dessen folgende Unsterblichkeit, von Thom. Cannon. 2 S. 6 D.

11. Oroonoko a tragedy; by T. Southern. with Alterations. Oroonoko, ein Trauerspiel von T. Southern, nach der neuen Art. 1 S.

12. An essay on the present state of the theatres in France, Italy, and England, with reflections on dramatic poetey. Versuch über den gegenwärtigen Zustand der Schaubühnen in Frankreich, Italien, und England, mit Anmerkungen über die dramatische Dichtkunst. 1 S.

13. An abstract of the history of England from Egbert to his present majesty. Auszug aus der englischen Historie von Egbert bis auf den jetzigen König. 1 S. 6 D.

14. A new military dictionary, containing accounts of the most remarkable battles, sieges, expeditions, &c. which any way relate to Britain, with the lives of the admirals generals &c. Neues Kriegeswörterbuch, worinnen die Nachrichten von den merkwürdigsten Treffen, Belagerungen, Feldzügen ꝛc. welche auf einige Art Grosbrittannien angehen, zugleich die Leben der Admirale, Generale ꝛc. enthalten sind. Fol. wöchentl. komt 1 Lage für 6 D. wird 80 stark werden.

15. Cri-

15. Critical dissertations on the Iliad of Homer; by R. Keddington. Critische Abhandlungen über die Iliade des Homer, von R. Keddington D. Theol. 3 S.

16 Bellicus, or a treatise on the art of war. Der Kriegerische oder Abhandlung von der Kunst Krieg zu führen. 3 S.

Neue Bücher 1760. Jenner und Hornung.

1. Fox's lives of the martyrs, revesed and corrected by the Rev. Mr. Madan, and illustrated with copper plates, &c. No. 1. 2. 3. &c. Foxens Leben der Martirer, mit Verbesserungen und Zusätzen des Hrn. Madan, mit Kupfern, worinnen die verschiedene Arten der Tortur, welche sie ausgestanden, vorgestellet werden, No. 1. 2. 3. ꝛc. wird 60 No. gros werden, jede 6 D.

2. Remarks on several passages in scripture; by M. Pilkington, Anmerkungen über verschiedene Stellen der h. Schrift von M. Pilkington. 3 S.

3. A compleat system of divinity, compiled from the works of many eminent di-

vines. 2 Vol. 8. Vollständiges System der Theologie, aus den Werken der besten Gottesgelehrten zusammengetragen, 2 B. 8. 10 S.

4. Six discourses, as intended for the pulpit; by Iohn Newton. Sechs heilige Reden für die Canzel bestimmt, von Johann Newton. 2 S.

5. The principles of equity. Die Grundsätze der Billigkeit. Fol. 16 S.

6. Union, or the consanguinity and affinity between Christ and his Church by Iames Relly. Die Vereinigung, oder die Verwandschaft zwischen Christus und seiner Kirche, von Jam. Relly. 2 S.

7. The 4th volume of A. Bowers history of the popes. Der 4te Band der Historie der Päbste von A. Bower.

8. Gleanings of natural history, part. II. by G. Edwards F. R. S. Nachlese der Naturgeschichte, von G. Edwards Mitgl. der K. G. der Wiss. 2 Th. 2 E. 2 S.

9. A key to free-masoney, Schlüssel zur Freymäurerey.

10. The life of Henry, Prince of Wales, eldest son of K. Iames I. by Thomas Birch

Birch D. D. Das Leben Henrichs Prinzen von Wallis, ältesten Sohns von König, Jacob I. von Dr. Thom. Birch. 6 S.

11. The field engineer, translated from the French of M. de Clairac, by Capt. Charles Vaillancy. Der Kriegsbaumeister im Felde, aus dem Französ. des Hrn. Clairac, von Capitain Charl Vaillancy. 9 S.

12. Observations relating to the coin of great Britain. by I. Massie. Anmerkungen von der Münze Grosbrittanniens, von J. Maßie. 1 S.

13. An Enquiry into the beaties of painting, and the merits of the most celebrated, painters; by Dan. Webb, Esq. Untersuchung der Schönheiten der Malerey, und die Verdienste der berühmtesten Maler, von D. Webb. 3 S.

14. Brographia Britannica. Vol. 5tum 30 S.

15. The ladies amusemant, or the art of japanning made easy. Der Frauenzimmers Zeitvertreib oder die Kunst zu lacquiren. 18 S. schwarz, und mit Farben. 2 £. 2 S.

16. A practical treatise on fevers by Dr Stevens, practische Abhandlung von Fiebern, durch Dr. Stevens. 6 S.

17. Observations on the nature and consequences of wounds and contusions of the head &c by Percival Pott. Anmerkungen über die Natur und Folgen der Wunden und Zerquetschungen am Haupte ꝛc. von Perc. Pott. 3 S. 6 D.

18. Elements of plain trigonometry, with a dissertation ou logarithms. Anfangsgründe der flachen Trigonometrie, mit einer Abhandlung von den Logarithmen. 7 Sh.

19. Iob, a poem, by Wm. Langhorne M. A. Hiob, ein Gedicht, von Wilh. Langhorne, Mag. Art. 2 S.

20. All the dramatic worcks of Aaron Hill, Esq. 2 Vol. 8. Alle dramatische Werke des Aaron Hill, Esq. 2 B. 8. 12 S.

21. The Greek theatre of father Brumoy; containing a critical account of the antient plays, with their chorus Music, &c. by Mrs Charl Lenox. Das griechische Theater des Vaters Brumoy, oder eine critische Nachricht von den alten Spielen, mit ihrem

rem Chor, Musik ꝛc. Von Frau Charl. Lenox, 3 B. 4. 2 L. 2 S.

22. The remains of the Greek, elagiac, and lyric poets. Die Uberbleibsel der griechischen, elegischen und lyrischen Poeten. 3 S.

Neue Bücher 1760.

Merzmonat.

1. Twenty five sermons; by Dr. Owen fünf- und zwanzig Predigten des Doct. Owen. 2 S.

2. The secret History of Col. Hooke's Negotiations in Scotland. Geheime Geschichte, der Unterhandlungen des Obersten Hookes in Schotland. 3 S. 6 D.

3. The real Story, of Iohn Carteret Pilkington, die wahre Erzählung von Johan Cart. Pilkington, von ihm selbst beschrieben.

4. Taciturna and Iucunda. Taciturna und Jukunda, eine Geschichte. 2 S. 6 D.

5. Oratio Harvejana, a Marco Akenside Med. Doct habita. 1 S.

6. A chronological Abridgment of the Roman History, by Nugent. Chronologische Ab-

Abhandlung von der römischen Historie aus dem Französischen von Nugent. 6 S.

7. View of the Nominal value of the silver Coin in England and France, Kurzer Bericht von dem äusserlichen Werth der Silbermünze in England und Frankreich. 6 D.

8. An Introduction to Botany by Iames Lee. Einleitung zur Botanik von J. Lee. 5 S.

9. The Complete Brewer, der vollständige Bierbrauer, 3 S.

10. A treatise on the Art. of Midwifry; by Mrs. Nihel. Abhandlung von der Hebammenkunst, von Frau Nihel. 6 S.

11. The Friend No. I. Der Freund eine Wochenschrift, No. I. 2 D.

12. The Praise of Hell. Das Lob der Hölle. 2 B. 12. 6 S. soll aus dem Französischen übersetzet seyn. Wenn der Leser hierin etwas zu finden vermeinet, daß wider die Sittlichkeit läuft, oder seinen Lastern schmeichelt, so irret er. Es ist eine artige Satire, über die Thorheiten und Schwachheiten der Menschen, und die Anmerkungen werden denen, die keine

grosse

grosse Belesenheit haben, viel Vergnügen erwecken.

13. The Shrubs of Parnassus. Die niedrigen Sträuche des Parnas, ein Gedicht. 3 S.

14. Paradise Lost; an Oratorio. Das verlohrne Paradies, ein Oratorium. 1 S.

15. The Thears of Musick; by the Rever. Mr. Langhorne. Die Zähren der Tonkunst, von Herrn Langhorne. 1 S.

16. The siege of Aquileja, a Tragedy. Die Belagerung von Aquileja, ein Trauerspiel. 1 S. 6 D. Die Schreibart darin ist sehr schön. Jeder Auftritt hat rührende und erhabne Gedanken, und die Einheiten der Zeit und des Orts werden genau beobachtet.

Inhalt

des ersten Stückes im 5ten Bande.

I. Auszug aus dem 2ten Theile der Philosophischen Transactionen, des 50ten Bandes vom Jahre 1758 S. 1

II. Gedanken über die Fortpflanzung, Erhaltung und Zerstörung im thierischen Reiche 54

III. Abweichungen der Magnetnadel, und von der Länge des Meeres 77

IV. Beschreibung von Palmyra 84

V. Von den Druſen, einem beſondern Volke im gelobten Lande 107

VI. Auſſerordentliches Unternehmen des Majors Davel in der Schweitz 212

VII. Dr. Freind von der Schweisskrankheit 142

VIII. Vermiſchte Merkwürdigkeiten 145

IX. Fortſetzung von dem Urſprunge und Fortgange des gegenwärtigen Krieges 153

X. Beſchreibung einer Maſchine zur Abmeſſung des Wachsthums der Pflanzen von J. Erwin 199

XI. Von der Ungewisheit der Hiſtorie 201

XII. Theoph. Lobbs. Mittel wider die Verrenkung der Glieder 214

—— —— Mittel wider die Zuſammenziehung der Gelenke 217

XIII. Eine Fabel des Linnäus 221

XIV. Neue Bücher 225

Bremisches Magazin

zur

Ausbreitung der Wissenschaften Künste und Tugend

Von einigen Liebhabern derselben
mehrentheils aus den Englischen Monatsschriften
gesammelt und herausgegeben.



Des fünften Bandes zweytes Stück.

Bremen und Leipzig,
in Verlag Georg Ludewig Försters. 1762.

XV.

Fortsetzung des Lebens der Maria Stuart, Königinn von Schottland.

(Gentl. Mag. Brach- und Heum. 1759.)

Drey Tage nach der Verheyrathung der Königinn mit dem Lord Darnley, ward der Graf von Murray wieder vorgeladen, und da er nicht erschien, ward er vor Vogelfrey erkläret. Zur selben Zeit setzte die Königinn den Lord Gordon in Freyheit, und rief den Grafen von Bothwell zurück, welcher, nachdem er aus einer Gefangenschaft wegen einer ihm schuld ge-

gebenen Verschwörung wider das Leben des Murray befreyet worden war, das Königreich verlassen hatte. Gordon und Bothwell gehörten unter die mächtigsten Unterthanen des Königreiches und waren beyde in ihrem Hasse gegen Murray unversöhnlich.

Murray ward durch diese Strenge genöthiget die Waffen zu ergreifen, da er aber nicht im Stande war, der Macht, die man ihm entgegen stellte, die Spitze zu bieten, so flüchtete er nach Argyleshire, woselbst er von Elisabeth Hülfe zu erlangen hoffete. Denn er hatte heimlich an dieselbe einen Boten abgesandt, sie um einen schleunigen Beystand zu bitten. Da sie nun ihn und seine Freunde mit etwas Geld unterstützet hatte, bemüheten sie sich ihre Anhänger in den westlichen Ländern auf die Beine zu bringen; jedoch da sie von Maria, welche selbst an der Spitze ihrer Macht sich befand, von einem Orte zum andern getrieben wurden, sahen sie sich zuletzt genöthiget nach England zu fliehen, woselbst sie sich unter den Schutz des Grafen von Bedford, welcher Grenzenbewahrer war, begaben.

Bedford, der vor Murray eine persönliche Achtung hatte, begegnete ihm und seinen Mitverbundenen mit grosser Höflichkeit. Elisabeth aber, da sie anjetzt auf diese Weise ihren Endzweck erreichet und solche Uneinigkeit und Eifersucht unter

den

den Schotten angerichtet hatte, welche Maria in ihrem Anschlage lange genug irre machen konten, begegnete ihnen mit der grösten Verachtung. Sie wolte sie so gar nicht einmal eher vor sich lassen, obschon sie ihr Leben und Glücksgüter, indem sie sich auf ihr Versprechen verliessen, gewaget hatten, als bis sie ihre Einwilligung gaben, für den französischen und spanischen Abgesandten zu bekennen, daß sie keine Unterstützung von ihr erhalten hätten. Da dieses Bekänntniß geschehen war, antwortete sie mit der unverschämtesten Dreistigkeit: Ihr habt die Wahrheit gesaget; ich bin weit davon entfernt, meinen eigenen Unterthanen ein Beyspiel des Aufruhrs zu geben, indem ich solche unterstützen solte, die sich gegen ihren rechtmäßigen Fürsten aufwerfen. Solchergestalt bekräftigte sie eine Sache, wovon sie wuste, daß diejenigen, welche eine solche Erklärung thaten, überzeuget waren, daß sie falsch war, und einen Widerspruch ihrer eigenen Thaten und Verbindungen, wobey diese Zeugen abgegeben, enthielte.

Unter der Zeit ward Maria von verschiedenen der Weisesten ihrer Freunde ersuchet dem Murray und seinen Anhängern zu verzeihen, und ihre Zurückkunft zu erlauben, als eine Maasregel, die nicht allein klug wäre, sondern sie auch bey dem Volke beliebt machen würde. Die Sanftmuth

ihres Gemüths fand eine Neigung diesem Ersuchen Gehör zu geben, aber ihr Eifer für ihre Religion behielt beydes über ihre Grosmuth und Gnade die Oberhand. Um diese Zeit entwarf man das verfluchte Vorhaben, alle Protestanten in Frankreich und in den Niederlanden auszurotten, woraus das Blutbad zu Paris entstand. Man sandte Abgesandten von Frankreich an Maria, sie im Namen des Königes von Frankreich und des Cardinals von Lothringen inständig zu bitten, den Gliedern der protestantischen Religion nicht wieder zu ihrer Macht zu verhelfen noch sie zu begünstigen, zu einer Zeit, da die catholischen Fürsten von Europa sich zu ihrem Untergange vereiniget hatten. Maria, welche sich schon an der Aussicht belustigte, die öffentliche Ausübung ihrer Religion wiederhergestellet zu sehen, und mit dem Gedanken, daß sie ihrem Oheime und dem französischen Hofe willfahren könte, schwanger gieng; trat ohne Bedenken in das Bündniß, welches zum Untergange der Protestanten gemachet war, und änderte den ganzen Plan ihres Vorhabens in Ansehung des Murray und seiner Anhänger. Das Parlament, welches bis auf den 7ten April ausgesetzet gewesen, wurde auf den 12ten März zusammen berufen, und Maria entschloß sich, sie wolle nicht allein zur Verurtheilung der aufrührischen Lords schreiten, sondern auch einen Versuch thun, um

die

die papistische Religion wieder emporzubringen. Diesen Maasregeln aber wurde jedoch plötzlich durch einen Zufall vorgebeuget, woran sie nebst andern Ursachen selbst mit Schuld war.

Die Königinn war jetzt etwas über sieben Monate verheyrathet gewesen, als Darnley sich bereits nicht viel mehr aus ihrer Person machte und sich ihrer Gesellschaft enthielte. Seine Eigenliebe und Stolz brachten ihn zu dem allerniederträchtigsten Betragen, welches gar bald Ursache zu häuslichen Mißhelligkeiten gab. Mit der Ehrenstelle, wozu ihn die Gütigkeit der Königinn bereits erhoben hatte, nicht zufrieden, forderte er mit der gröbsten Unbescheidenheit das Crown matrimonial (*), und obgleich Maria mit Wahrheit die Entschuldigung machte, daß es nicht in ihrer Macht stünde ihm dieses zu verleihen, so hatte er dennoch die Thorheit bey seiner Forderung zu beharren, und da er seiner ohne Ursache gefasseten Empfindlichkeit nachgab, überließ er sich aller Thorheit und den Lastern der wildesten und ausschweifendsten Jugend. Diese unerträgliche Begegnung nahm die Königinn als eine sol-

(*) Dieses ist ein den schottischen Historienschreibern eigener Ausdruck, welchen sie zu erklären versäumet haben: Es scheinet daß das Recht dadurch verstanden werde, welches ein König hat, wenn die Königinn vor ihm und ohne Erben versterben solte, Zeitlebens zu regieren.

che Beleidigung auf, die der Heftigkeit ihrer Liebe und ihrer fehlgeschlagenen Hofnung gleich kam.

Darnley konte wohl wahrnehmen, daß der Königinn Zuneigung gegen ihn abgenommen hatte, aber anstatt daß er es seiner eigenen Aufführung hätte zuschreiben sollen, ward er eifersüchtig und argwöhnte, daß ihre Gewogenheit sich zu einem andern Gegenstande neigete. Rizio, obgleich er mit aller Macht des Königes Heyrath befördert hatte, hielte sich doch beständig in den folgenden Zwistigkeiten die sich ereigneten, auf Seiten der Königinn; und Darnley, da jener ihm in seinen Thorheiten nicht beystehen wolte, da er ihn doch bey einem ehrlichen Antrage mit allem Eifer unterstützet, hatte ihn in Verdacht, daß er diejenige Person sey, die ihn bey der Königinn ausgestochen. In der That gab Maria zu solchem Argwohn nur zu viel Anlaß. Denn sie begegnete Rizio beständig mit einem Zutrauen und Vertraulichkeit, zu welcher ihm weder seine Herkunft, noch das Amt welches ihr gefallen ihm zu ertheilen, einiges Recht geben konten. Er war beständig in ihrer Gegenwart, wurde zu jeden Geschäften mit gezogen und leistete ihr, nebst noch einigen wenigen Lieblingen, bey allen ihren besonderen Vergnügungen Gesellschaft. Und da dieses dem Darnley unaufhörlich in die Augen fiel und ihn erbitterte, beschloß er sich durch einen Mord von dem Rizio zu befreyen.

Zur

Zur selben Zeit da Darnley den Vorsatz wider des Rizio Leben gefasset hatte, war schon ein anders Vorhaben ihn umzubringen von Mcreton, Ruthven, Lindsay und Maitland entworfen, alle vier protestantische Freunde des Grafen von Murray, indem sie argwohnten, daß der Königinn Entschliessung, ihm und den übrigen von seinen Anhängern mit Strenge zu begegnen, die Würkung von Rizios Eingebungen wäre, welcher, indem er Murray in einiger Entfernung hielte, sich Hofnung machte, dadurch einen grössern Posten bey den öffentlichen Angelegenheiten zu erhalten.

Es ereignete sich, daß, mittlerweile die Verschwornen an der Einrichtung ihres Plans wider Rizio künstelten, Darnley den seinigen dem Ruthven, welcher seine Tante geheyrathet hatte, mittheilte, und ihn um seinen Beystand in Ausführung desselben ansprach. Ruthven, obgleich er diesen Antrag mit Freuden anhörete, so eröfnete er doch noch vorjetzt seine Gedanken nicht. Er nahm sich Zeit es zu überlegen und da er es unterdessen seinen Freunden mitgetheilet hatte, beschlossen sie mehreren Nutzen von Rizios Tode zu erlangen, als sie würden erhalten haben, wenn sie die Hauptpersonen dabey gewesen. Dem zufolge, da sie ihre eigene Gesinnungen verheleten, erhielten sie vom Könige das Ver-

sprechen, daß in Ansehung des Beystandes den Rizio bey Seite zu schaffen, und für ihn das Crown matrimonial zu erhalten, er den Mord des Rizio auf sich nehmen, der gerichtlichen Belangung der vertriebenen Lords vorbeugen, in ihre Zurückkunft einwilligen, eine Begnadigung ihrer Verbrechen auswürken und die protestantische Religion, die damals durchs Gesetz eingeführet war, mit äussersten Kräften aufrecht erhalten wolte. In Wahrheit solche Leute musten einen wunderbaren Begrif von der Religion haben, welche dieselbe zur Belohnung für einen Mord sich verschreiben lassen konnten. Jedoch ein solcher Begrif war damals sehr gemein. Nachdem sie also über die vorläufigen Artickel übereingekommen, wurde der Plan gleich darauf verabredet. Moreton, welcher Lord Groscanzler des Königreichs war, nahm es auf sich die Sache einzurichten und Ruthven, welcher schon seit drey Monat das Bette gehütet und daher so schwach war, daß er kaum gehen konnte, wurde die Ausführung desselben anvertrauet.

Am neunten März Sonnabend Abends um acht Uhr ging Moreton mit 160 Mann in den Pallast und bemächtigte sich in der Stille aller Zugänge desselben. Die Königinn, welche in dem sechsten Monate ihrer Schwangerschaft war, speisete damals mit der Gräfin von Argyl, Rizio

und

und zween oder drey andern, in einem kleinen Gemache, das ungefehr zwölf Fuß ins Gevierte hatte und an ihr Zimmer stieß. In demselben befand sich ein niedriges Bette oder Ruhebette nebst einem kleinen Tische. Der König, nachdem er über seine eigene Zimmer und die heimliche Treppe gegangen war, zeigte sich plötzlich an der Thüre dieses Gemachs und hinter ihm war Ruthven in voller Rüstung, welchen sein überdem blasses und kränkliches Aussehen viel fürchterlicher machte, und verschiedene andere von den Verschworenen folgeten ihm. Ein so ungewöhnlicher Anblick erschröckte die Königinn und ihre kleine Gesellschaft aufs äusserste. Rizio, welcher in einem damastnen Schlafrock war und seine Mütze auf dem Kopfe hatte, stund gleich auf, indem er sich vorstellete, daß er das Schlachtopfer seyn würde, und stellete sich hinter die Königinn, da er denn zu gleicher Zeit derselben Kleid feste hielt, in der Hofnung, daß die Achtung die man ihrer Person schuldig wäre, ihn in diesen Umständen für Gewalt schützen würde. Der König aber, ungeachtet der Königinn Vorwürfe, Bitten und Thränen, trat hinein, und nachdem er ihn von der Königinn losgemachet, hielt er die Königinn in seinen Armen, während daß seine Gefährten den Rizio durch das Schlafzimmer nach dem Audienzzimmer trieben, woselbst der Lord Moreton und

verschiedene andere warteten. Man sagt, daß man willens gewesen ihn bis den folgenden Tag am Leben zu lassen und alsdann aufzuhängen; allein da er die Treppe, so von dem Audienzzimmer führete, herunter ging, wurde er von denen, die am nächsten bey ihm waren mit einem Dolche gestochen und es waren so viele andere da, die ihm übel wolten, daß in wenig Augenblicken nach dem ersten Streich sein Körper mit 56 Wunden durchboret wurde und er todt zur Erden fiel (*).

Der

(*) Die Erzählung, welche Dr. Robertson von dieser That gegeben, stimmet nicht in jedem Stück mit dem Inhalte des Schreibens von dem Grafen von Bedford und Herrn Thomas Randolph, des englischen Residenten bey dem Hofe der Maria, welches sie an die Lords des englischen Raths, wenig Wochen nach der Begebenheit abgeschicket, überein. Das hauptsächlichste in diesen Briefen ist folgendes: Dr. Robertson führet in einer Note an, daß es nicht wahrscheinlich sey, daß die Königinn mit Rizio einen strafbaren Umgang gepflogen, aus folgenden Ursachen: 1) Sein Ansehen bey der Königinn merkte man nicht eher bis er zu ihrem Secretair ernannt war. 2) Er ward zu ihrem Secretair nur zween Monat eher als Darnley an ihren Hof kam, eingesetzet. 3) Die Königinn faßte damals eine heftige Neigung zu Darnley. 4) Diese Leidenschaft wurde durch Rizio aufgemuntert, welcher die Heyrath beförderte. 5) Der Königinn Neigung gegen Darnley dauerte einige Monate nach ihrer Verbindung, und 6) sie wurde bald schwanger. Man kan jedoch hierauf zur Antwort folgendes bemerken: 1) daß, ob:

Der König und Lord Ruthven verweileten sich darauf lange Zeit bey der Königinn, welche, indem sie nicht wuste, daß Rizio bereits umgebracht war, fortfuhr für ihn zu bitten, wobey verschiedene Vorwürfe auf beiden Seiten vorfielen.

Die Verschwornen nahmen während der Zeit Besitz von dem Pallaste und bewacheten die Königinn mit der grösten Sorgfalt. Des folgenden Tages machte der König durch öffentlichen An-

obgleich Rizios Ansehen bey der Königinn nicht eher in die Augen fiel, als bis er ihr Secretair war, so ist es doch, wenn er nicht vorher ingeheim bey ihr so viel gegolten hätte, nicht glaublich, daß sie ihn zu dieser Ehre würde erhoben haben, worauf er, als ein auswärtiger Musikant von niedriger Abkunft, keinen Anspruch machen konnte. Sein Amt und seine Würde, da er Secretair geworden war, verringerte nur wahrscheinlicher Weise der Königinn Zurückhaltung und gab einen Anstrich der in die Augen leuchtenden Vertraulichkeit, welche zu verbergen vorher unumgänglich nöthig war. 2) Daß ihre Neigung gegen Darnley, obgleich sie heftig und aufrichtig war, doch gar wohl mit dem strafbaren Umgange mit Rizio bestehen konnte, welcher aus denen oben angeführeten Ursachen schon lange hätte obwalten können. 3) Wenn man voraussetzet, die Königinn hätte einen strafbaren Umgang mit Rizio gepflogen, so hätte die Furcht, daß sie schwanger sey, ihre Vergnügung unterdrücket und er hätte sich aus diesen Ursachen die Beförderung der Heyrath eifrig angelegen seyn lassen, wodurch diese Zurückhaltung würde angenommen seyn, und es scheint,

Anschlag bekannt, daß das Parlament an dem bestimmten Tage nicht zusammen kommen solte, und man nahm dienliche Maasregeln einem Aufruhr in der Stadt zuvorzukommen. Der Graf von Murray und verschiedene derjenigen die mit ihm geflüchtet waren, wurden, da sie sich damals zu Newcastle aufhielten, von dem was sich zugetragen hatte, benachrichtiget, und nachdem sie in möglichster Eile zu Edinburg ankamen, wurden sie vor den König und die Königinn gelassen, von welchen beyden sie gnädig aufgenommen wurden; von dem König zu Folge seines Versprechens, von der Königinn aber, weil sie von Murray so viel zu erhalten hoffete, daß er sich nicht zu den Mördern des Rizio schlüge.

Die

scheint, daß bald nach vollzogener Verheyrathung, Rizios anscheinende Freundschaft mit dem Darnley ein Ende hatte. Und 4) bewies der Königinn baldige Schwangerschaft nach ihrer Heyrath nicht, daß sie keinen gemeinsamen Umgang mit Rizio vor derselben unterhalten, noch auch damals, nachdem sie angefangen hatte ihren Gemahl zu hassen. Dem ungeachtet führet Dr. Robertson an, daß keiner der schottischen Geschichtschreiber, Buchanan ausgenommen, Maria ausdrücklich einer strafbaren Liebe mit Rizio beschuldiget habe, und daß Randolph, ein Mann, der nicht nur suchte die Fehler der Maria bekannt zu machen, sondern auch zu vergrössern, sich auch nicht ein einzig mal merken läßt, daß er sie dieses Lasters schuldig achte. Man überläßt es dem Urtheil der Leser, die Wichtigkeit dieser besonderen Gründe zu entscheiden.

Die Königinn wurde bald darauf überredet, Moreton und Ruthven von sich zu lassen, und ihnen in solchen Ausdrücken, die sie selbst wählen konnten, Vergebung zu versprechen. Dieses Versprechen aber geschahe, da die Königinn in solchen Umständen war, worin sie kaum Freyheit hatte es abzuschlagen.

Es leuchtet aus verschiedenen Umständen hervor, daß die Königinn beständig viel bey ihrem Gemahl vermocht, wenn sie es für gefügt hielte seinen zärtlichen Anfällen nachzugeben. Denn, worüber er sich hauptsächlich gegen sie beschwerete, war, daß sie seine Gesellschaft vermied, und daß, wenn er sie besuchte, sie entweder eckel oder spröde war, oder sich krank stellete. Es ist wahrscheinlich, daß sie sich nur dieses Vermögens über ihn bediente, um einer Einschränkung zu entrinnen, in welcher sie ihre eigene Macht nicht äussern konnte, sondern beständig von andern abhangen muste. Dem ungeachtet ist es eben so wahr als es einen befremden muß, daß einige Tage, nachdem der Mord auf Darnleys Anstiften geschehen war (welcher festiglich versprochen, es auf sich zu nehmen, die Maasregeln der Verschworenen zu unterstützen und ihre Personen zu beschützen) sie so viel über ihn vermochte, sein Versprechen, dieselbe in seinen Schutz zu nehmen, zu wiederrufen, von ihren Maasregeln abzustehen und

die

die Hüter die man über sie bestellet hatte, wegzunehmen, auch ihr nicht allein zu erlauben zu gehen wohin sie wolte, sondern so gar selbst mit ihr nach Dunbar ging, an welchem Orte er selbst durch eine öffentliche Bekanntmachung seine Wissenschaft um diese Verschwörung ableugnete.

Dem König und der Königinn folgten bald darauf der Graf von Bothwell und verschiedene andere des Adels nach Dunbar, und die Verschworenen geriethen in äussersten Schrecken und Verwirrung. Dem ungeachtet wagten sie es um die Mittheilung der versprochenen Begnadigung, welche sie von der Königinn in ihrer Gefangenschaft erhalten hatten, anzuhalten. Da aber Bothwells Güter nahe bey Dunbar lagen, kamen seine Anhänger in solcher Menge, daß sie jetzt im Stande waren den Verschwerenen Trotz zu bieten. Sie hielte die Abgesandten derselben zurück und ging ihnen gleich darauf an der Spitze von 8000 Mann entgegen, so daß sie den 19ten März, eben 10 Tage nach Rizios Tode in aller Eile nach Newcastle flohen.

Maria kam bald darauf wieder nach Edinburg, und machte einigen Personen, die an dem Mord mit Theil genommen, den Proceß, ihre Gütigkeit aber war so gros, daß nur 2 von ihnen, und solche noch dazu von keinem sonderlichen Range hingerichtet wurden.

Die

Die Königinn, da sie nun weiter keine Gelegenheit hatte, in Ausführung einiger Sachen sich Darnleys Hülfe zu bedienen, gab sich keine Mühe, den Haß und die Verachtung, die sie wider ihn gefaßt hatte, zu verbergen, und er ward in der That von allen geringgeschätzet, selbst von denen wenigen, welche noch Ursache hatten ihn zu fürchten. Er war allemal betrunken und gab so unmäßigen Leidenschaften nach, die selbst eine ausschweifende Jugend nicht entschuldigen konte. Er war oft von Hofe abwesend, und wann er daselbst erschien, wurde er nicht geachtet, indem er mit keiner Macht versehen war, und man hielte ihn sowohl des Vertrauens als der Liebe unwürdig.

Um diese Zeit kam Bothwell, dessen Anhänger sich vorher wider die Verschwornen mit Macht gesetzet hatten, zu grossen Ansehen empor und machte geheime Verbindungen mit der Königinn, welche einen neuen Auftritt in ihrem Leben eröfneten.

Am 19ten des Brachmonats 1556 ward die Königinn von einem jungen Sohn entbunden und man wandte bald nach ihrer Genesung verschiedene Mittel an, eine Aussöhnung zwischen ihr und Darnley zu bewerkstelligen, jedoch ohne guten Erfolg. Es war itzt offenbar, daß eine strafbare Leidenschaft zwischen ihr und Bothwell obwaltete, es ist aber nicht bekant, wann sich solche ange-

gefangen. Der König, ob er gleich einer der allerunwürdigsten und verächtlichsten Menschen auf der Welt war, war dennoch einer der allerhoffärtigsten. Denn er war weder geschickt, die Verachtung zu ertragen, worein er gerathen war, noch eine Parthey aufzurichten, die ihm wieder zu seinem Ansehen verhelfen konte; bei einer Nation bey welcher er durchgängig gehasset wurde. Er beschloß daher das Königreich zu verlassen. Es sey nun aber, daß er hoffete sich bey den auswärtigen catholischen Fürsten durch seinen Eifer für die Religion zu empfehlen und ihren Beystand zu erhalten, der ihn in seine verlorene Macht wieder einsetzte; oder daß er zu diesen wunderbaren Maasregeln, einzig durch seine Ungedult übereilet, schritte, um der unerträglichen Schmach zu entrinnen, gänzlich hintangesetzet und verachtet zu werden unter denenjenigen, die zuvor Zeugen von seiner Macht und Ehre abgegeben hatten. Denn man kan seine wahren Ursachen nicht gewiß hievon bestimmen.

Die Königinn, so bald sie seinen Entschluß vernahm, that sie alles mögliche ihm die Ausführung dieses Vorhabens abzurathen; und da sie ihn unerbittlich fand, setzte ihr Rath eine Nachricht von ihren häußlichen Mißhelligkeiten auf, worin ihre Auffführung von der besten Seite vorgestellet wur-

wurde, und man übersandte dieselbe ihren auswärtigen Bundsgenossen.

Mittlerweile ward Bothwell zum Lieutenant oder Bewahrer aller Grenzen ernennet, eine der ansehnlichsten Bedienungen des Königreichs. Es begab sich, daß er in der Mitte des Weinmonats 1566 in einer Unternehmung wider einige Banditen an den Grenzen von Liddesdale verwundet ward. Die Königinn war damals zu Jedburgh und konte bey dieser Gelegenheit sich nicht zwingen ihre Leidenschaft zu verbergen, indem sie mit äusserster Ungedult und Aengstlichkeit in dem Augenblicke, da sie diesen Zufall vernahm, sich auf den Weg begab ihn zu besuchen. Sie reiste 18 schottische Meilen, welche 24 englische betragen, durch ein unwegbares Land auf eine solche Art, die sich wohl für die Liebe eines Liebhabers schicket, aber gar nicht mit der Würde einer Königinn übereinkam. Demungeachtet hatte sie doch das Vergnügen Bothwells Wunde nicht gefährlich zu finden, und da sich gleich darauf die Unruhen in ihrem Gemüthe legten, sahe sie die Ungeziemendheit in ihrem Betragen ein, und aus Furcht ihre Reise möchte zu bekant werden, kehrte sie noch desselben Tages wieder nach Jedburgh zurück.

Die Beschwerlichkeiten dieser Reise zogen ihr ein so heftiges Fieber zu, daß ihre Aerzte an ihrem Aufkommen zweifleten. Demungeachtet be-

suchte sie Darnley, der sich damals zu Stirling aufhielte, gar nicht in ihrer Krankheit, und da er es nach ihrer Genesung gefügt zu seyn achtete seine Aufwartung zu machen, so ward er von ihr so kaltsinnig aufgenommen, daß sein Zuspruch sehr kurz dauerte.

Um diese Zeit, nachdem die Königinn Elisabeth 8 Jahr regieret hatte, ohne daß sie einige Neigung sich zu verheyrathen hätte blicken lassen, ward sie krank; und da man ihr Leben in grosser Gefahr zu seyn hielte, ward das Volk unruhig, indem es sich das Elend, welches natürlicher Weise aus einer streitigen Thronfolge entstehen würde, vorstellete. Dem zufolge wurde im Parlamente beschlossen sie zu ersuchen, daß sie einer solchen zukünftigen Gefahr zuvorkommen möchte, es sey daß sie sich erklärete, sich verheyrathen zu wollen, oder daß sie ihre Einwilligung zu einer Acte, worin die Ordnung der Thronfolge zu bestimmen wäre, geben möchte. Dieser Antrag machte Elisabeth sehr unruhig. Denn sie wuste, daß Maria, welche sich beständig geweigert hatte den Tractat von Edinburg zu ratificiren, bereits Anhänger hätte, die darauf sannen einen Aufruhr in verschiedenen Theilen des Königreichs zu erregen, und eine Parlamentsacte, die ihr Recht erkennete, würde kaum weniger als eine Losung gewesen seyn die Waffen zu ergreifen. Maria schrieb auch während der

Zeit,

Zeit, da die Sache in beyden Häusern noch nicht ausgemachet war, einen Brief an die geheimen Räthe von England, worin sie sich listig bemühete die Gemüther in den Gesinnungen für die Festsetzung des Rechts der Thronfolge zu ihrem Vortheile zu unterhalten, und auf eben diese Art schrieb auch der Adel ihres Hofes an den englischen geheimen Rath. Diesen Briefwechsel nahm Elisabeth insgeheim als einen Versuch um eine Parthey wider sie zu erregen auf; indessen behielte doch ihre Politik über ihren Verdruß die Oberhand, welchen sie bey dieser Gelegenheit verbarg, weil es nicht rathsam war ihn zu entdecken. Sie sandte zu verschiedenen vornehmen Gliedern von beyden Häusern; sie suchte sie mit Schmeicheln und Liebkosen zu gewinnen, sie drohete und versprach, erließ einigen ihre schuldigen Subsidien, und weigerte sich andere, die ihr angeboten wurden, anzunehmen. Solchergestalt machte sie, daß diese fürchterliche Sache bey damaliger Sitzung des Parlaments nicht durchging.

Maria aber, obgleich sie den Gegenstand ihres Ehrgeitzes nicht gänzlich aus den Augen ließ, war dennoch das Opfer von häuslichen Unruhen. Ihr Widerwillen gegen Darnley vermehrete sich beständig; sie erinnerte sich ihrer Heyrath ohne Unterlaß mit Schaam, Reue und Verzweifelung. Die natürliche Munterkeit ihres Gemüths machte

einer eingewurzelten Schwermüthigkeit Platz. Selbst ihr Leben war ihr zur Last geworden, und sie drückte oft die Aengstlichkeit ihres Gemüths durch plötzliche Ausrufungen und heftiges Verlangen nach dem Tode aus. Jedoch verwarf sie den Vorschlag der Ehescheidung, wozu in Darnleys Aufführung genugsame Gründe vorhanden waren, weil sie ihrem Sohne keinen Schandfleck anhängen, noch der Elisabeth einen Anlaß geben wolte zu neuen Einwürfen wider dessen Thronfolge, wodurch sie seine rechtmäßige Geburt bestritt.

Am 17ten des Christmonats 1556 wurde der junge Prinz mit vieler Pracht zu Stirling getaufet, woselbst sich Darnley vorgenommen hatte zu residiren. Er wolte aber lieber in seinem Zimmer bleiben, und da keiner von den Hofleuten ihn besuchen konte, ohne die Königinn zu beleidigen, so ward er ganz allein gelassen. Dieses Betragen, welches der Königinn häusliche Uneinigkeiten den Anmerkungen aller Fremden von Range, die bey dieser Feyerlichkeit zugegen waren, blos stellete, betrübte sie so sehr, daß sie verschiedene Zeit gezwungen war die Gesellschaft zu verlassen und ihren Thränen freyen Lauf zu gönnen.

Wenig Tage nach dieser Feyerlichkeit gab Bothwell eine neue Probe von seiner Macht, indem er von der Königinn Vergebung für alle die Verschworene gegen Rizio erhielte und die

Er-

Erlaubniß auswürkte daß sie nach Schottland wiederkehren dürften.

Darnley, welcher beständig in seiner Entschliessung aus dem Königreiche zu gehen beharrete, blieb zu Stirling, bis daß er durch ein Gerüchte, als ob man sich vorgenommen sich seiner Person zu bemächtigen und ihn gefänglich einzuziehen beunruhiget ward, worauf er sich schleunig zu seinem Vater nach Glasgow begab.

Auf seinem Wege nach Glasgow ward er von einer Krankheit überfallen, deren Zufälle so heftig und ungewöhnlich waren, daß man sie damals durchgängig der Würkung des Gifts zuschrieb; allein die Meinungen der Geschichtschreiber sind hierin so widersprechend, daß man nicht mit Gewisheit es sey die Natur der Krankheit oder derselben Ursachen entscheiden kan. Er befand sich verschiedene Wochen lang sehr schwach, während welcher Zeit sein Leben in grosser Gefahr war. Es schien aber als wenn es Maria gar nicht betrübte. Sie brachte ihre Zeit mit Lustreisen in verschiedenen Theilen des Königreiches zu, und schmeichelte sich von Tag zu Tage mit der Hofnung seinen Tod zu vernehmen. Dem ungeachtet siegete die Stärke seiner Leibesbeschaffenheit über seine Krankheit; und da Maria länger keine Hofnung hatte, daß es sich mit ihrer Verbindung mit ihm zum Ende neige, dachte sie darauf, daß

es Zeit sey ihn zu besuchen. Ihre Absicht war in der That zuerst sein Zutrauen wieder zu erhalten und ihn alsdann in die Nachbarschaft von Edinburgh zu bringen, unter dem Vorgeben, daß er daselbst bessere Aerzte haben und sie selbst ihn bedienen könte ohne nöthig zu haben von ihrem Sohne abwesend zu seyn. Sie hatte gehöret, daß er den Vorsatz gefasset, sich der Person des jungen Prinzen zu bemächtigen und in seinem Namen unrechtmäßiger Weise zu regieren. Auch war ihr zu Ohren gekommen, daß ein Schif gemiethet wäre, ihn aus dem Königreiche zu bringen und solches auf dem Flusse Clyde bereit läge ihn an Bord zu nehmen. Dem sey nun wie ihm wolle, so fand Maria es für nothwendig ihn an einen Ort zu bringen, woselbst er gänzlich unter ihrer Aufsicht und ihr unterwürfig wäre. Denn wenn er in Glasgow residirete, woselbst seine Anverwandten in grossem Ansehen stunden, so war es nicht unmöglich daß er sein Vorhaben zur Ausführung bringen würde. Sie bemühete sich deswegen in allen ihren Worten und Thaten eine ungemeine Neigung gegen ihn auszudrücken; und ob man gleich vermuthen möchte, daß Darnley dieses Betragen mit Widerwillen und Verachtung aufgenommen haben würde, so zeigte doch der Erfolg, daß Maria, weder in Ansehung ihres Vermögens noch seiner Schwäche sich verrechnet hatte.

Er

Er ward auf einmal von ihr überlistet. Ob auch gleich ein Monat, nachdem er krank geworden, verflossen war, ehe sie ihn besuchet hatte, und sie, so lange er in Gefahr war, sich die Zeit durch Reisen auf dem Lande vertrieben hatte, so glaubte er dennoch, daß ihre Versicherungen aufrichtig wären und da er ihren Ueberredungen Gehör gab, ließ er es zu, daß er in einer Sänfte nach Edinburgh gebracht wurde, indem er noch so schwach war, um sich keines anderen Fuhrwerks bedienen zu können.

Die Königinn, die sich für den glücklichen Ausgang gesichert hielte, hatte zu seiner Aufnahme ein Haus, das den Vorgesetzten der Collegiatkirche zugehörete, und Kirk of Field hieß, zurecht machen lassen. Es stund auf eben der Stelle, woselbst das Haus des Vornehmsten der Universität anjetzt erbauet ist. Seine Lage ist eine Anhöhe, die damals ein offenes Feld war. Es hatte daher alle Vortheile einer gesunden Luft, die es anpriesen, ungeachtet zu viele Ursachen vorhanden sind zu glauben, daß es hauptsächlich wegen seiner Abgelegenheit erwählet worden.

Hieselbst fuhr Maria fort ihm mit dem Schein der allerzärtlichsten Dienstfertigkeit an die Hand zu gehen. Sie war selten einige Zeit des Tages von ihm abwesend, und sie schlief oft in der Kammer, die unter seinem Zimmer war. Sonntags aber am 9ten Hornungs des Abends um 11 Uhr

verließ sie Kirk of Field, um bey einem Balle auf dem Pallast gegenwärtig zu seyn und des folgenden Morgens um 2 Uhr flog das Haus, worin Darnley war, durch Pulver in die Luft. Der Lerm und Knall von dieser Sprengung brachte die ganze Stadt auf die Beine; die Einwohner liefen nach dem Ort und man fand den Leichnam des Darnley und den eines Bedienten, der in demselben Zimmer geschlafen hatte, in einem angrenzenden Garten ausser der Stadtmauer liegen, ohne daß sie von Feuer beschädiget waren, oder daß daran einige Spuren einer an denselben ausgeübten Gewalt zu sehen waren.

Man hatte beydes die Königinn und Bothwell, dieses Mords wegen in Verdacht. Von Bothwells Schuld ist der Beweis so offenbar, als er bey einer solchen That seyn kan. Der Argwohn aber wider Maria ist nicht wenig durch die Briefe, welche sie an Bothwell, da sie zu Glasgow war, bekräftiget, worin sie die allerheftigste und zärtlichste Neigung zu erkennen gab, und ihm eine solche Nachricht ihres Verfahrens gegen Darnley mittheilte, welche zeiget, daß alle ihre ihm gegebene Erklärung die Würkung von List und Betrug wären.

Darnley, welcher in seinem 21ten Jahre auf solche Art umkam, ward zwar als eine Privatperson, aber auf eine anständige Art unter den Königen

von

von Schottland begraben und die Königinn begab sich gleich nach dieser Feyerlichkeit nach Seaton.

Sie wurde anietzt von allen Seiten zu einer fleißigen und scharfen Nachsuchung und Verfolgung der Mörder als die beste Rechtfertigung ihrer selbst angespornet. Lenox, des Darnley Vater, obgleich derselbe schon lange in Ungenade und von Hofe entfernet gewesen, bediente sich doch, bey dieser Gelegenheit, der Freyheit, einen Brief an die Königinn gelangen zu lassen, worin er auf eine dreiste Art seinen Verdacht auf Bothwell und verschiedene andere zu erkennen gab, und darauf bestand, daß man sie nicht allein der Gerechtigkeit, sondern auch der Anständigkeit wegen, in Verhaft nehmen müste, und daß man die Zeugen, die wider ihn auftreten solten, aufmuntern möchte. Demungeachtet fuhr die Königinn, anstatt daß sie Bothwell zur Gefangenschaft verurtheilen solte, fort, ihm bey allen ihren Rathschlägen den freyen Zutritt zu ertheilen und erlaubte ihm nicht allein die Sicherheit sondern auch die Würde und Macht eines Lieblings zu geniessen. Durch die Aemter welche er bereits bekleidete hatte er die Befehlshabung über das ganze südliche Schottland erhalten, und Maria machte ihn itzt noch zum Gouverneur des Schlosses zu Edinburgh, an der Stelle des Grafen von Mar, welchem sie, als ein Antiquivalent, die

Person des jungen Prinzen anvertrauete. Indem sie nun durch dieses gütige Bezeigen und durch die Erweiterung der Macht des Bothwells diejenigen in Furcht gesetzet, welche sonst gerade wider denselben würden gezeuget haben, so entschloß sie sich, ihn vor ein Verhör zu bringen, weil man nichts mehr als algemeinen Argwohn und ungewissen Verdacht hervorbringen konte. Lenox, der einzige der auf seine Anklage bestund, hatte nur 11 Tage vorher Nachricht, sich zu diesem Verhöre vorzubereiten.

Da Lenox diese Nachricht erhielte, schrieb er wieder an die Königinn, beklagte sich in den schärfsten Ausdrücken über solche ungesetzmäßige Uebereilung und drang aufs neue darauf, daß Bothwell in Verhaft genommen werden möchte. Er erklärte auch zugleich, daß er bey keinem Verhör gegenwärtig seyn wolte, dessen Art und Umstände so unregelmäßig und unzulänglich wären. Er wandte sich zur selben Zeit an Elisabeth, und ersuchte dieselbe sich zu seinem Besten einzulassen, worauf Elisabeth gleich selbst an Maria schrieb und in den strengsten Ausdrücken auf die Vorstellungen drang, die Lenox bereits angeführet hatte. Allein weder Elisabeth noch Lenox wurde geachtet. Das Verhör wurde an den dazu bestimmten Tage gehalten und Bothwell erschien mit einem so fürchterlichen Gefolge, daß es gefährlich gewesen

sen seyn würde ihn zu verdammen und unmöglich ihn zu bestrafen. Denn er hatte ausser seinen Freunden und Vasallen, die schon sehr zahlreich waren, eine grosse Menge regulairer Truppen, die durch Edinburgh nach dem Orte des Verhörs mit fliegenden Fahnen gezogen waren, bey sich. Wie der Beklagte solchergestalt erschien, wurde die Anklage vorgelesen, und Lenox ward förmlich vorgeladen, seine Anklage zu beweisen. Auf diese Ladung erschien für ihn nur einer, Cunningham, sein Partisan, welcher erklärete, daß sein Herr nicht selbst erscheinen könte, weil es die Zeit nicht zugelassen, seine Freunde und Vasallen zu versammlen, ohne deren Beystand er sich nicht sicher einem so mächtigen Gegner entgegen stellen konte. Er bestand auch im Namen seines Herrn darauf, daß das Gericht mit dem Proceß einhalten solte und protestirte gegen einen jeden Spruch desselben, als den Gesetzen zuwider und dem zufolge null und nichtig. An der andern Seite foderte Bothwell, daß das Gericht fortfahren solte und einer von Lenox eigenhändigen Briefen wurde vorgewiesen, worin er bey der Königinn darauf andrang, die Mörder ihres Gemahls ohne Aufschub zu verfolgen. Diese Worte wurden so verdrehet, daß man sie für des Lenox Bitte wegen eben dieses übereilten Verfahrens, worüber er sich jetzt beschwerete, ausgeben wolte. Cunninghams

hams Einwürfe wurden verworfen und die Richter, welche aus Pairs und Barons vom ersten Range bestunden, befanden Bothwell unschuldig.

Demungeachtet war es weit davon entfernet daß dieser Spruch des Volkes Murren gestillet hätte. Man sahe ihn als einen neuen Beweis von Bothwells Schuld an. An verschiedenen Oertern wurden Schmähschriften angeschlagen, die des Volkes Meynung mit der allerbittersten Verachtung enthielten. Die Richter aber rechtfertigten dennoch ihren Spruch, und der Graf von Caithness protestirte in ihren Namen, daß auf sie keine Schuld fallen könte, weil kein Ankläger erschienen wäre und die Klage nicht bescheiniget worden. Es hatte aber Bothwell an diesem also abgefaßten Spruch zu Rettung seiner Ehre nicht genug, sondern gab eine Schrift aus, worin er, nach einer damals obwaltenden Gewohnheit, sich erbat einen Zweykampf mit jedem unberüchtigten Edelmann einzugehen, welcher sich unterstehen würde, ihn des Königmords zu beschuldigen.

Es ist nicht zu verwundern, daß keiner von den Gegnern sich in einen Streit einließ. Der Königinn Gütigkeit gegen ihn dauerte nicht nur beständig fort, sondern vermehrte sich auch. Zwey Tage nach dem Verhör trug sie ihm die Verrichtung auf, den Zepter bey Eröfnung des Parlaments

ments vor ihr her zu tragen. Man rechnete, daß die mehresten Schlüsse, die in dieser Versammlung durchgingen, seine Macht befestigen und seinen Endzweck befördern würden. Da nun Lenox mit gutem Grunde schloß, daß er seines Lebens nicht sicher wäre, da man so grosse Ehre dem Mörder seines Sohnes erwies, so flüchtete er eiligst nach England.

Allein es erstreckte sich Bothwells Ehrgeitz auf einen weit höheren Gegenstand als dasjenige war, so er bereits erhalten hatte. Denn, ob er gleich einige Jahre zuvor die Lady Jane Gordon, Schwester des Grafen von Guntly, die noch lebte, geheyrathet hatte, so setzte er sich doch vor, König von Schottland, vermittelst einer Vermählung mit Maria, zu werden.

Um dieses Vorhaben auszuführen, nahm er gleich, nachdem das Parlament auseinander gegangen, Gelegenheit, alle Edelleute zu einer Zusammenkunft einzuladen. Da sie nun versammlet waren, erfüllete er sein Haus mit seinen Freunden und Unterwürfigen und umringete es mit bewafneten Leuten. Nach diesem eröfnete er der Gesellschaft seinen Entschluß, die Königinn zu heyrathen, welche, wie er sagte bereits ihre Einwilligung dazu gegeben, derohalben begehrete er von ihnen ihre Genehmigung. Die wenigen, die ihm so zugethan waren, daß sie insgeheim bey sei-

nen Anschlägen mitwürketen, gaben ohne Anstand ihre Einwilligung; und der meiste Theil der übrigen, die seine Gewalt fürchteten, und ihre itzige Umstände in Betrachtung zogen, machten sich ein Verdienst daraus, einem Vortrage nachzugeben, welchen, wenn sie sich gleich dawider setzten, sie doch nicht hoffen konten rückgängig zu machen. In der That wurden einige von ihnen bestürzt und sehr aufgebracht, jedoch gewann er zuletzt alle die zugegen waren, einige durch Versprechen und Schmeicheln, einige durch Furcht, einige durch Gewalt, eine Schrift zu unterschreiben, welche die bündigste Erklärung, daß sie ihn für unschuldig hielten und eine weitläuftige Erkenntniß seiner guten Dienste und worin sie ihn der Königinn empfohlen, als die gefügteste Person die sie zu ihrem Gemahl erwählen könte, enthielte.

Es ist wahrscheinlich daß dieser Anschlag zuvor mit Maria verabredet gewesen. Denn sie nahm jede Gegenerinnerung dawider als einen Angrif und Beschimpfung auf und Malvil, welcher es wagte ihr einen Brief von England, worin der gefährlichen Würkungen dieser Heyrath in heftigen Ausdrücken gedacht wurde, einzuhändigen, sahe sich genöthiget, um sein Leben zu retten, die Flucht zu ergreifen. Maria wuste demungeachtet sehr wohl, daß es der algemeinen Meynung ihres Volkes zuwider war und daß es Elisas

sabeth, welche sich stark dawider setzte, höchstens beleidigen würde. Damit sie also eine anständige Entschuldigung ihrer Aufführung haben möchte, verabredete sie mit Bothwell, daß in der Ausführung ihres Entwurfes einiger Schein von Gewalt seyn solte. Derohalben ging sie, nachdem das Parlament drey Tage zuvor auseinander gegangen von Edinburgh nach Stirling, ihren Sohn zu besuchen, und bald darauf versammlete Bothwell, unter dem Vorgeben einer Unternehmung wider die Räuber auf den Grenzen, seine Anhänger, und zog mit 1000 Mann Reuterey aus Edinburgh, wandte plötzlich nach Linlithgow, fand die Königinn nahe bey diesem Orte auf ihrem Rückwege nach Stirling, zerstreuete ihr kleines Gefolge ohne Widerstand, bemächtigte sich ihrer Person und brachte sie mit wenigen von ihren Hofleuten, als seine Gefangene nach dem Schlosse zu Dunbar.

Bothwell drang gleich darauf an, eine Ehescheidung von seiner Frauen zu erhalten, durch einen Proceß, welcher zu gleicher Zeit beydes vor protestantischen und papistischen Richtern angestellet wurde, und obgleich die Forderung im höchsten Grad nichtig und ärgerlich war, so wurde doch in beyden Gerichten ein Spruch für die Ehescheidung mit eben der unanständigen Uebereilung gefället. Mittlerweile brachte er die Königinn nach Edin-

burgh

burgh und begleitete sie nach dem Schlosse wovon er Befehlshaber war. Denn das algemeine Mißvergnügen des Volkes machte diese Vorsicht nothwendig, um zu verhindern, daß man sie aus seinen Händen befreyete.

Es war aber jetzt offenbar, daß der Schein einer Gewaltthätigkeit, gleich den meisten Kunstgriffen der Betrügerey, eine weit grössere Schwürigkeit angetroffen, als diejenige war, der man dadurch vorzubeugen sich eingebildet hatte. Anfangs sannen sie nur darauf ein Mittel zu finden, um der Königinn Aufführung zu bemänteln, bald darauf sahen sie ein, daß das Mitel, so sie dazu ausfündig gemacht, sie aller Vortheile verfehlen lassen würde, welche sie, wenn es bemäntelt wäre, davon zu erlangen hofften. Denn wenn der Königinn Heyrath mit Bothwell, während der Zeit, als sie seine Gefangene war, zu Stande gekommen wäre, so wurde solche, da sie der Gewaltthätigkeit zugeschrieben werden konte, vor ungültig erkläret worden seyn. Sie wurde daher zu der Nothwendigkeit gebracht zu zeigen, daß sie gutwillig und von freyen Stücken einen Mann heyrathen wolte, welcher nicht allein in Verdacht war, daß er ihren Gemahl ermordet, sondern auch, mit Verletzung aller Treue, sich ihrer Person bemächtiget und sie gefangen genommen. Sie wandte sich daher an das Gericht (Comt of Session)

sion und erklärete sich vor dem Lord Canzler und den anderen Richteren für völlig frey zu seyn; und daß, obgleich Bothwells Gewaltthätigkeiten gegen ihre Person zuerst ihren Unwillen rege gemachet hätten, dennoch sein nochmaliges ehrerbietiges Bezeigen nicht allein ihre Empfindlichkeit gestillet, sondern sie auch bewogen hätte, ihn zu höheren Ehrenstellen zu erheben. Eine Erklärung, die nicht weniger abgeschmackt ist, als diejenige seyn würde, wodurch jemand freywillig sein Vermögen mit einem Diebe theilen wolte; weil dieser, nachdem er ihn beraubet und gebunden, ihn, ohne ihm die Gurgel abzuschneiden, verlassen hätte.

Am 12ten May 1567. erklärete sich die Königinn selbst für frey, des folgenden Tages machte sie Bothwell zum Herzog von Orkney und am 15ten vermählete sie sich mit ihm.

Ihm fehlte anjetzt nichts weiter seinem Ehrgeitze ein Genüge zu thun, als der Titel eines Königes, und Maria, ungeachtet ihrer Neigung zu ihm, wolte ihn nicht zu dieser Ehre erheben, indem sie sich zu wohl der Unbequemlichkeiten erinnerte, die sie vorgefunden, da sie dem Darnley ein gleiches zugestanden hatte. Sie genehmigte jedoch, daß er alle öffentliche Schriften, die in ihrem Namen ausgefertiget wurden, unterzeichnen möchte, und ob er gleich nicht den Titel hatte,

so besaß er doch alle Gewalt eines unumschränkten Fürsten.

Diese Gewalt, welche, wie er sahe, der Nation höchst unangenehm war, suchte er mit aller möglichen Vorsichtigkeit zu erhalten. Er hielte sich mit seinen Anhängern näher als jemals um der Königinn Person auf. Keiner von ihren Unterthanen konte einen Zutritt zu ihr, ohne seine Erlaubniß, erhalten; und wenn er nicht zugegen war, ward es niemanden als seinen Vertrauten erlaubet, sich mit ihr zu unterreden. Allein ihm fehlte noch immer etwas zu seiner Sicherheit, und er sahe wohl ein, daß alles, was er erworben hatte, nur aufs ungewisse wäre, bis er sich der Person des jungen Prinzen bemächtiget hätte.

Der Graf von Mar, dem die Königinn den Prinzen deswegen anvertrauet hatte, weil solches das einzige Mittel, Bothwell zum Gouverneur des Schlosses Edinburgh zu machen, war wegen seiner Treue und Huld gar zu wohl bekant, als daß man hoffen konte, daß er ihn freywillig demjenigen übergeben würde, dem man wegen des Mords dessen Vaters in Verdacht hatte. Demungeachtet machte Bothwell verschiedene Versuche, den Prinzen in seine Gewalt zu bekommen, und schien es mit so vieler Heftigkeit und Verlegenheit zu suchen, welche nur zu viel Grund zum Verdacht gaben, daß er wider des Prinzen Leben

An-

Anschläge im Sinne hatte. Verschiedene von Adel versammleten sich zu Stierling und traten zur Beschützung der Person des Prinzen in Bündniß. Solchergestalt wurden eben dieselben Arglistigkeiten, die Bothwell anwendete, seine Macht zu befestigen, die Mittel, solche zu verringern.

Die Königinn und Bothwell, da sie diese Verbindung vernahmen, und zu gleicher Zeit an die algemeine Gesinnung des Volks dachten, wurden von Bestürzung und Schrecken überfallen. Maria ließ gleich darauf ein Aufgebot an ihre Unterthanen ergehen, daß sie die Waffen ergreifen und zu ihrem Gemahl an einem bestimmten Tage kommen sollten. Zur selben Zeit machte sie auch ein Manifest bekannt, worin sie sich bemühete ihre Aufführung zu beschönigen und die Nation zu überreden, daß sie den zärtlichsten Antheil an der Sicherheit und Wohlfahrt ihres Sohns nähme. Ihrem Aufgebote aber wurde schlecht nachgekommen und man stellete ihrem Manifeste wenig Glauben zu, indem es kaum einige andere Würkung hervorbrachte, als die verbundenen Lords in ihren Zurüstungen aufzumuntern, welche fertig waren anzurücken, ehe die Königinn und Bothwell im Vertheidigungsstande waren.

Das Schloß von Edinburgh war derjenige Ort, wohin die Königinn bey so gestalten Sachen sich hätte hinwenden müssen, und Dr. Robert-

son ist der Meynung, daß die einzige Ursache, warum sie sich nicht dahin verfüget, diese sey; daß der bevollmächtigte Befehlshaber, Ritter Jacob Balfour im Verdacht war, daß er es mit den Verbundenen hielte. Es leuchtet aber bey dieser Sache aus verschiedenen Gründen hervor, daß er sich hiebey müsse geirret haben. Denn Bothwell würde ihn gewiß dieses Postens entsetzet haben, ohne dabey so viel Schaden für seine Sache zu leiden, als ihm der Verlust einer so ansehnlichen Festung, bey einer so wichtigen Gelegenheit thun konte. Was aber auch immer die Ursache seyn mag, weswegen Bothwell die Königinn nicht nach dem Schlosse von Edinburgh führete, so ist es doch gewiß, daß er sie nach dem Schlosse von Borthwick brachte, und daß, da der Lord Hume, einer von den Verbundenen, mit einem Theil seiner Anhänger vor dem Orte erschien, er in aller Eile nach Dumbar flohe und von der Königinn in Mannskleidern gefolget wurde. Mittlerweile rückten die Verbundenen gegen Edinburgh an, woselbst sie von den Bürgern mit grosser Freude aufgenommen wurden, und so gleich um ihre eigene Aufführung zu rechtfertigen und eine algemeine Verachtung gegen Bothwell rege zu machen, eine Schrift ausgaben, worin alle Laster, die er begangen, und die, so man glaubte daß er noch vorhätte, mit aller möglichen Belä-

stigung aufgezählet waren; und ein jeder der sein Vaterland lieb hatte, wurde aufgefodert, daß geschehene Uebel zu rächen und dem künftigen vorzubeugen.

Nachdem die Königinn und Bothwell zu Dunbar Truppen versammlet hatten, zogen sie in aller Eil den Verbundenen entgegen, deren Zahl jeden Tag anwuchs. Da aber diese Völker ein vermischter in Eil zusammengerafter Haufen waren, ohne Erfahrung oder Kriegszucht, so ergriffen sie den Augenblick, da die verbundene Armee anrückte, die Flucht, nachdem sie Nachricht erhalten daß sie sich nähere. Die Königinn, welche sich in Person an ihrer Spitze befand, that ihr möglichstes sie durch eine solche Beredsamkeit aufzumuntern, welcher ihre Schönheit, ihre Umstände und ihr aufgebrachtes Gemüth Nachdruck gaben. Sie weinete, sie flehete, sie drohete, sie machte ihnen Vorwürfe, aber alles ohne Würkung. Bothwell versuchte darauf ihnen dadurch Muth zu machen, daß er, um seine Sache zu rächen, sich mit einem von seinen Gegnern, der seine Ausfoderung annehmen möchte, in einen Zweykampf einlassen wolte. Nachdem aber verschiedene des Adels ihm angeboten hatten sich mit ihm zu duelliren, so schlug er den Streit aus; entweder erlag seine gerühmte Herzhaftigkeit unter dem Bewustseyn seiner Schuld, oder die Königinn ver-

bot durch ihr Ansehen den Zweykampf. Seine Völker fingen hierauf an das Feld zu verlassen, und da die Königinn den Widerstand unmöglich fand, verlangte sie eine Unterredung mit Kirkaldy von Grange, einem herzhaften und grosmüthigen Manne, welcher Befehlshaber über die Vortruppen der Feinde war, einer von denen die Bothwelln angeboten hatten sich mit ihm in einen Zweykampf einzulassen. In dieser Unterredung versprach Kirkaldy mit Einstimmung der übrigen Befehlshaber, der Maria, daß, mit dem Bedinge, daß sie Bothwell von sich entfernen und das Königreich nach dem Rathe des Adels regieren wolte, sie sie als eine regierende, Fürstinn ehren und ihr gehorsamen wolten.

Maria ward genöthiget zu dieser Bedingung ihre Einwilligung zu geben, und Bothwell muste, nachdem er nur einen Monat mit der Königinn verheyrathet gewesen, von ihr Abschied nehmen, ohne einige Hofnung in den Genuß desjenigen wieder eingesetzet zu werden, welches zu erhalten er so manches Laster begangen hatte. Er verließ also das Feld, von wenigen seiner Anhänger begleitet und mit Schaam, Verwirrung und Verzweiflung überhäufet.

Bald darauf als Bothwell sich wegbegeben hatte, unterwarf sich Maria dem Adel und ward nach Edinburgh gebracht unter dem Schelten

und

und Fluchen der Menge so sie umgaben, welche, wohin sie ihre Augen auch nur wenden konte, ihr eine Standarte vorhielten, worauf der Leichnam des Darnley auf der Erde liegend gemahlet war, und der junge Prinz kniend vor ihm, der diese Worte aussprach: Richte HErr! und räche meine Sache! Nachdem sie nun, ihren eigenen Unterthanen also zum Schauspiel gedienet hatte, brachte man sie kraftlos und müde, bedeckt mit Staube und mit Thränen benetzet nach des Gefangenaufsehers Hause, bis der Adel sich entschliessen würde, was er weiter mit ihr anfangen wolte.

Bothwell hielte sich eine Zeitlang mit seinen Anhängern heimlich in der Nachbarschaft von Dunbar auf, da er aber von einem Orte zum andern getrieben worden, und von seinen Freunden verlassen war: ging er nach den arkadischen Inseln, woselbst er einige wenige kleine Schiffe ausrüstete und ein Seeräuber ward. Seine kleine Flotte wurde von einigen wider ihn ausgeschickten Schiffen zerstreuet, und das Schiff, worin er entflohe, wurde, nachdem es ein norwegisches Schiff angegriffen, genommen, das ihn mit seinen Anhängern als Gefangene nach Norwegen brachte. Seine Gefährten wurden als Seeräuber verurtheilet und hingerichtet, und da man seinen Stand und Würde wußte, ward er zu ewiger Gefangenschaft verurtheilet. In dieser Gefangenschaft

marterte er sich zehn Jahr lang, während welcher Zeit er gänzlich den Gebrauch seiner Vernunft verlohr und in einem Gefängniß in Norwegen starb als ein elender Wahnwitziger, dessen Laster das Mitleiden nicht verstatten, worauf sein Unglück sonst Anspruch machen könte.

(Gentl. Mag. 1759. August. S. 371 u. f.)

Es mag nun aber seyn, daß die verbundenen Lords, da sie versprochen hatten, die Königinn, nachdem sie Bothwell von sich gelassen, in ihre Gewalt wieder einzusetzen und dabey zu erhalten, würklich willens gewesen, dieser ihrer Verbindung nachzukommen, so war doch eine kurze Ueberlegung hinreichend, sie zu überführen, daß ihre eigene Sicherheit und die Wiederherstellung der Königinn Macht unmöglich zusammen bestehen könten.

Mittlerweile, obgleich die Königinn den Bothwell im Felde von sich ließ, und bey dieser Gefahr sich gestellet, als wenn sie in eine immerwährende Trennung von ihm willigte, so verwarf sie doch beständig alle Vorschläge, die zur Aufhebung ihrer Heyrath abzieleten, und ließ eine solche Neigung zu ihm blicken, die deutlich zu erkennen gab, daß, wenn sie die öberste Gewalt wieder erhielte, sie davon durch seine Zurückberufung den ersten Gebrauch machen würde. Dieses gab den Verbun-

bundenen eine scheinbare Rechtfertigung ihres Betragens an die Hand. Denn sie behaupteten, daß es sie von der Verbindlichkeit befreyen könte, worunter sie kommen würden, wenn die Königinn sich ihnen als ihre Gefangene übergäbe. Sie sandten dem zu Folge dieselbe unter einer starken Bedeckung mit wenigem Gefolge nach dem Schlosse von Lochleven, welches auf einer kleinen Insel mitten in einem See belegen ist.

So bald nun als Elisabeth vernahm, daß Maria gefangen wäre, und daß ein kleiner Theil des schottischen Adels sich die öberste Gewalt angemasset hätte, schickte sie Throgmorton mit der Vollmacht, beydes mit der Königinn und den Verbundenen Unterhandlung zu pflegen, nach Schottland. Diese letztern aber versagten ihm den Zutritt zur Königinn und verwarfen oder vereitelten alle seine Vorstellungen. Dem ungeachtet waren sie in ihren Meynungen, wie sie die Regierung des Königreichs einrichten solten, und wie es mit der Person der Königinn weiter zu halten sey, sehr getheilet. Einige waren davor, daß man die Mörder des Königes bestrafen, der Königinn Heyrath mit Bothwell für nichtig erklären, für die Sicherheit des jungen Prinzen und der protestantischen Religion sorgen, und die Königinn in die königliche Gewalt wieder einsetzen solte. Andere waren der Meynung, daß man sie

verhören und bestrafen solte, als die Hauptperson der Verschwörung wider des Königs Leben und die Sicherheit ihres Sohnes. Nach verschiedenen Streitigkeiten ward als ein Mittelweg zwischen diesen beyden Aeussersten beschlossen, die Königinn entweder durch Vorstellungen, oder Gewalt dahin zu bringen, von der Krone abzustehen, ihren Sohn Jacob zum Könige zu erklären und den Grafen von Murray zu ernennen, das Königreich während seiner Minderjährigkeit zu regieren. Dem Lord Lindsay ward aufgetragen der Maria diese Entschliessung zu überbringen, in welche sie willigte, in der Hofnung, daß ihre Unterwerfung ihr bald einige Vortheile verschaffen würde und mit der Ueberzeugung, daß ein in solchen Umständen von ihr erzwungener Verzicht nach dem Gesetze kraftlos sey und daß sie ihn wiederrufen könte, so bald sie ihre Freyheit wieder erhielte. Dem zu Folge unterzeichnete sie die Schriften die dieser wegen ihr vorgeleget waren.

Die Verbundene schritten darauf gleich zur Krönung des jungen Königes. Diese Feyerlichkeit ward zu Stirling am 29 Heumonats 1567 nicht mehr dann 2 Monate, nachdem die Verbundene die Waffen ergriffen, in Gegenwart des ganzen hohen Adels, verschiedener vom Niederen und einer grossen Menge des Volks vollzogen,

und

und das ganze Königreich unterwarf sich ohne Widersetzung seiner Regierung.

Murray, welcher bald nach geschehenem Königsmorde nach Frankreich entwichen war, ging, nachdem er vernommen, daß man ihn zum Regenten ernannt hatte, nach Schottland zurück und trat bald darauf die Regierung an. Am 15ten Christmonats berief er das Parlament, welches das ganze Verfahren der Verbundenen bestätigte und den von Maria gethanen Verzicht für gültig erklärete. Am 5ten Jenners 1568 ward das Parlament entlassen und wenige Tage nachher wurden 4 von Bothwells Anhängern, die man des Königsmords überführet hatte, hingerichtet, und aus ihrem Bekänntnisse wurden verschiedene Umstände entdecket, die sich auf die Art wie er sich zugetragen bezogen.

Ungeachtet aber der algemeinen Unterwürfigkeit unter dem Ansehen des Regenten wurden doch verschiedene mächtige Rotten wider ihn angesponnen. Die Partisanen des Hauses Hamilton sahen seine Erhebung als eine Beleidigung des Herzogs von Chatelherault an, welcher, ihrer Meynung nach als erster Prinz vom Geblüte ein ungezweifeltes Recht zur Regentschaft hatte. Die Drangsalen der Maria fingen schon an das Andenken ihrer Fehler zu verdunkeln, und Murray, dessen Tugenden alle unangenehm und strenge wa-

waren, machte durch den verachtenden Hochmuth in seiner Aufführung verschiedene persönliche Feinde.

Während daß sich die Nation in solcher Verfassung befand, war Maria in ihrem Gefängnisse nicht müßig. Das Schloß, worin sie in Verhaft war, gehörte Wilhelm Douglas zu, dessen Aufsicht sie anvertrauet war, und daselbst lebte sein Bruder Georg, ein junger Mensch von 18 Jahren bey ihm. Denselben sahe Maria als ein geschicktes Werkzeug ihr zu ihrer Flucht zu verhelfen an, weswegen sie alle ihre Künste anwandte, um über ihn ein Vermögen zu erhalten welches zu ihrem Vorsatze zureichend wäre. Ihre persönliche Schönheit, die liebreiche Freundlichkeit in ihrer Begegnung und der schmeichelhafte Vorzug den sie ihm beständig gab, hatten bald die gewünschte Würkung. Sie entdeckte gleich darauf die Macht ihrer Gewalt und sie wuste gar zu wohl die Kraft der Wünsche, so sie bey ihm rege gemacht, als daß sie hätte denken sollen, daß er das Vertrauen, so sie in ihm setzte, mißbrauchen würde. Sie ersuchte ihn derohalben einige Mittel zu ihrer Flucht ausfündig zu machen, und der junge Mensch, dem diese Gelegenheit sich bey ihr zu empfehlen wohl gefiel, nahm so gleich, wie theuer es ihm auch zu stehen kommen möchte, diesen Entwurf an und vertrauete ihn einigen wenigen ihm zu=

zugethanen Personen, deren Beystand zu einem glücklichen Ausgang unumgänglich nöthig war. Die Sonntags Nacht den 2 May ward zu diesem Unternehmen festgesetzet. Es wurden Mittel erfunden den Lord Seaton und den Ritter Jacob Hamilton, zween Freunde der Königinn, davon zu benachrichtigen, welche des Abends, da es dunkel geworden, mit einem Boote ankamen, und an der Insel nahe dem Schloßthore sie zu empfangen warteten. Da nun solchergestalt alles fertig war, so fand einer von Georgs Anhängern der seines Bruders Bedienter war, Gelegenheit, die Schlüssel zum Schlosse aus seines Herrn Kammer zu stehlen, machte der Königinn und einer ihrer Mägde das Thor offen, schloß es hinter ihr zu und warf darauf die Schlüssel in die See. Man könnte wahrscheinlicher Weise muthmassen, daß der Bediente, welcher auf solche Art sein Leben verwürket, da er der Königinn Flucht veranstaltet, mit ihr würde davon gegangen seyn; dem ungeachtet erhellet aus Dr. Robertsons Erzählung, daß er es nicht gethan, und daß selbst der junge Douglas zu der Zeit nicht bey ihr im Schlosse gewesen, sondern daß er sie mit Seaton und Hamilton in dem Boote erwartet habe. Denn man erwähnet des Douglas unter denenjenigen, die die Königinn nach ihrer Flucht aufnahmen. Doch dem sey wie ihm wolle, so stieg

die

die Königinn, so bald sie den See überschiffet hatte und ans Land gestiegen war auf ein Pferd, welches für sie bestimmet war, und ritte in aller Eil nach Stiddrie, nach dem Hause des Lords Seatons in West Lothian, woselbst sie noch dieselbe Nacht ankam und nach einer dreystündigen Verweilung setzte sie ihren Weg fort nach Hamilton, alwo sie des folgenden Morgens anlangete.

Auf die erste Nachricht von ihrer Flucht griffen ihre Freunde in verschiedenen Theilen des Königreichs zu den Waffen, und da der Ort ihres Aufenthalts bald bekannt war, so wimmelte es in Hamilton von einem prächtigen Hofe, welcher aus einer grossen Anzahl Adlicher bestund, die mit einer starken Menge ihres Gefolges eine Armee von mehr als 6000 Mann ausmachte. In Gegenwart dieser Versammlung erklärte sie, daß der Verzicht von ihr durch Furcht erzwungen wäre und ein Rath von dem Adel und den Vornehmsten erklärten alle Verhandelungen der Verbundenen und des Regenten für nichtig. Zu eben der Zeit wurde ein Verbündniß zur Beschützung ihrer Person und Ansehens errichtet, welches durch 9 Grafen, 9 Bischöfe und 18 Lords und von verschiedenen Adelichen vom Stande unterschrieben wurde. Unter diesen waren verschiedene die in des Regenten Parlamente gewesen und die Gegen-

genverbindung für die Vertheidigung des Königs und seiner Regierung unterschrieben hatten. Da die Königinn entflohe, war der Regente zu Glasgow, woselbst er Gericht hielte und als er die erste Nachricht davon bekam, war sie schon an der Spitze ihrer Armee und nur noch 8 Meilen entfernet. Glasgow war eine weitläuftige und unbefestigte Stadt und der Regent hatte nicht mehr Leute bey sich als in Friedenszeiten gewöhnlich war, weswegen ihm seine Freunde die bey ihm waren, riethen, sich eilig nach Stirling zurück zu ziehen. Murray aber zeigte durch ein der vorigen Meynung entgegen gesetztes Urtheil, sein Ansehen. Er wußte daß ein glücklicher Ausgang eben so wohl vom guten Ruf als der Macht, und der gute Ruf von dem ersten Schritte, den man thut, abhinge; daß ein Zurückweichen alles Schändliche einer Flucht an sich habe, und nicht allein seine Freunde niederschlagen, sondern auch seinen Feinden Muth machen würde. Er sahe überdem ein, daß die Bürger von Glasgow ihm ergeben, und daß die Vasallen von Glencaire, Lenox und Semple, auf deren Treue er sich verlassen konte, nahe wären. Aus diesen Ursachen beschloß er da zu bleiben wo er war und errichtete sein Hauptquartier zu Glasgow.

Es geschahe, durch welchen Zufall es auch seyn mag, daß die Königinn nicht geradesweges

fortging, als der Regent sich in solcher Verfassung befand, sondern Halte machte und Anträge entwarf, die man ihm zum Vertrage übergeben solte. Diesen guten Zufall machte sich der Regent glücklich zu Nutze. Denn indem er sich stellete, als ob er den Vorstellungen Gehör gab, gewann er Zeit seine Anhänger in verschiedenen Theilen des Königreichs zusammen zu bringen, und da er sich in solchem Zustande zu seyn glaubte, das Feld zu halten, unterbrach er die Unterhandlung und beschloß eine Schlacht zu wagen.

Mariä Macht, obgleich sie nur aus den Hamiltons und ihren Anhängern bestand, war dennoch der des Regenten bey weiten überlegen. Sie hatte zu ihrem Anführer den Erzbischof von St. Andrews, welcher sich jetzt nicht allein Hofnung machte, den Murray, als den alten Feind seines Hauses zu stürzen, sondern die Person der Königinn in seine Hände zu bekommen und sie zu nöthigen, entweder einen von des Herzogs von Chatelherault Söhnen zu heyrathen, oder ihm zum wenigsten die öberste Verwaltung ihrer Geschäfte anzuvertrauen.

Dieserwegen ward ihrer Armee, sobald als die Unterhandlung unterbrochen war, der Befehl ertheilet sich in Bewegung zu setzen, nicht so wohl um gerades weges den Regenten anzugreifen, welches alsobald hätte geschehen müssen, ehe man

einia

einige Unterhandlung angefangen, sondern um die Königinn in Sicherheit nach dem Schlosse zu Dumbarton zu bringen. Dieses war ein sehr fester Ort, welchen der Lord Fleming, der davon Befehlshaber war, beständig für seine Beherrscherinn erhalten hatte. Sie waren jedoch entschlossen, eine Schlacht nicht zu vermeiden, im Fall der Regent unternehmen würde ihren Marsch zu beunruhigen.

Die beyden Armeen setzten sich am 13ten May 1568 in Bewegung, und es befand sich zwischen denselben und dem Wege nach Dumbarton eine Anhöhe, welche Landsidehill hieß. Der Regent hatte die Vorsichtigkeit sich dieser zu bemächtigen, indem er seine Völker in einem kleinen Dorfe und zwischen verschiedenen Gärten und angränzenden Zäunen stellete. Nunmehro da der Regent eine solche Stellung genommen, daß er die Königinn auf ihrem Wege nach Dumbarton auffangen konte, war es unvermeidlich daß die Armeen an einander geriethen. Dem zu Folge thaten die Hamiltons den ersten Angrif um durchzubrechen, es geschah aber mit einer solchen Uebereilung, daß der ansehnlichste Theil der Truppen zurückgeblieben war, und diejenigen, die zuerst handgemein wurden, waren blos durch das Anrennen abgemattet worden, ehe sie noch einen Schwerdtstreich gethan hatten. Dieses war die Ursache, weswe-

gen ihre Glieder bald getrennet und sie genöthiget wurden sich zurückzuziehen; und nachdem diejenigen die sie zurück gelassen in Unordnung gebracht wurden, so entstand ein algemeines Schrecken. Der Regent und seine Officire hatten nun nichts weiter zu thun übrig, als umher zu reuten und ihren Soldaten zuzureden, daß sie ihre Landsleute schonen und diejenigen zu Gefangenen machen möchten, die das Gewehr strecken würden.

Während dieser grossen Begebenheit stand Maria auf einer nicht weit davon entlegenen Anhöhe, und sahe alles was vorging mit einer Gemüthsbewegung an, die sich nicht beschreiben läßt. Und da sie die Armee von welcher ihre letzte Hofnung abhing in solche Verwirrung gebracht sahe, die nicht wieder zu ersetzen war, so begab sie sich mit der grösten Bestürzung und Schrecken auf die Flucht, und legte sich nicht eher zur Ruhe bis sie die Abtey von Dundrenan in Galloway, welche volle 60 Meilen von dem Schlachtfelde entlegen war, erreichet hatte.

Der Regent ging nach erhaltenem Siege nach Edinburgh zurück, und da er nicht wußte welchen Weg die Königinn genommen hattte, so verstrichen einige Tage, ehe er daran dachte, sie zu verfolgen, während welchen Maria sich entschloß nach England zu flüchten. Lord Harris, Fleming und verschiedene andere, die es mit ihr hielten,

ten, ersuchten sie selbst kniend, sich nicht der Macht der Elisabeth zu unterwerfen. Da aber Elisabeth während der Gefangenschaft der Maria sich mit Eifer wider die Verbundene erkläret, für ihre Befreyung mit einer Hitze, die allen Anschein der Aufrichtigkeit an sich hatte, das Wort geredet, sie ersuchet ihre Zuflucht nach England zu nehmen und versprochen hatte sie persönlich und auf eine solche Art zu empfangen, wie es einer Königinn und Bundsgenoßin zukäme, so achtete Maria das dringende Anhalten ihrer Freunde nicht, sondern bestand darauf, daß Herris an den Befehlshaber zu Carlisle schreiben solte, um zu erfahren, wie er sie aufnehmen würde. Herris, mit wie vielem Widerwillen es auch geschah, erachtete es doch seiner Schuldigkeit gemäß zu seyn zu gehorsamen, und Maria war so voll Schrecken, aus Furcht, sie möchte wieder in ein Gefängniß gesetzet werden, daß sie sich, ehe der Bote mit einer Antwort wieder gekommen mit ungefehr 26 ihrer Anhänger in ein Fischerboot einschiffete und bald hernach zu Wirkington in Cumberland landete, wovon sie mit verschiedenen Zeichen der Achtung nach Carlisle gebracht wurde.

So bald sie in England ankam, schrieb sie einen langen Brief an Elisabeth, worin sie ihr das Elend, so sie erlitten, vorstellete und sie um einen solchen Beystand, als ihre Umstände erfoderten,

anflehete. Elisabeth aber, da sie nur ihre eigene Vortheile in Betrachtung zog, entschloß sich die Maria nie wieder in ihr Königreich einzusetzen, ihr auch nicht zu erlauben sich nach Frankreich zu begeben, sondern sie in England zu behalten. Und da sie voraus sahe, daß verschiedene Schwürigkeiten daraus entstehen könten, wenn sie länger auf freyen Fuß blieb, so beschloß sie, sie in England als eine Gefangene verwahren zu lassen. Es war inzwischen zur Ausführung ihres Vorsatzes nothwendig, daß sie sich davon nichts merken liesse. Dem zu Folge sandte sie Lord Scrope den Bewahrer der westlichen Grenzen und den Ritter Franz Knollys, ihren Vicekammerherrn, an die Königinn von Schottland, mit Briefen voll von Ausdrücken der Freundlichkeit und des Mitleidens. Bey ihrer Ankunft ersuchte Maria um eine persönliche Zusammenkunft mit Elisabeth; sie antworteten aber ihren Verhaltungsbefehlen gemäß, daß die Königinn, obgleich mit grossem Widerwillen sich genöthiget sähe eine Zusammenkunft mit ihr zu vermeiden, bis sie sich von der Beschuldigung eines so abscheulichen Lasters, als der Mord ihres Gemahls war, befreyet hätte. Maria gerieth also auf einmal in die derselben so listig gestellete Falle; sie erbot sich freymüthig, ihre Sache dem Urtheile der Elisabeth zu unterwerfen, und nahm es auf sich, solche Zeugnisse ihrer Un-

Unschuld zu geben, die alle ihre Schwürigkeiten heben würden.

Durch diesen Apell ward Elisabeth Schiedsrichterinn zwischen Maria und derselben Unterthanen, und es stand bey ihr, die Untersuchung, so lange sie wolte, hinzuhalten. Sie war inzwischen mit einem scheinbaren Vorwande versehen, die Maria in einer Entfernung von Hofe zu halten, und ihr ihren Beystand, zur Wiedererlangung ihres Throns zu verweigeren. In der That hofte Maria, daß Elisabeth selbst ihre Vertheidigung annehmen und untersuchen würde, und sie betrachtete sie als ihres gleichen, welcher zu Gefallen sie willig war ihr von ihrer Aufführung Rechenschaft zu geben, jedoch nicht als einer Obrigkeit, der sie sich um ihre Sache gerichtlich zu betreiben unterwerfen müste. Dem ungeachtet wolte Elisabeth die Sache lieber von einer andern Seite ansehen, und schlug vor Commissarien zu ernennen, um beyde Partheyen zu vernehmen. Sie schrieb auch zu gleicher Zeit an den Regenten von Schottland, um Personen die geschickt wären die Klage wider die Königinn, zum Besten ihrer Unterthanen zu führen, zu bevollmächtigen.

Dieses öfnete der Maria alsobald die Augen, daß sie merkte was Elisabeth über sie beschlossen hätte. Sie konte den Gedanken nicht ertragen, daß sie mit solchen als ihres gleichen erscheinen

solte, die wider sie sich empöret hatten, und mit ihnen vor dem Gerichte eines Oberen zu stehen, der dabey den Richter abgeben wolte. Dem zu Folge wiederrief sie das Anerbieten, das sie gethan hatte, und foderte jetzt mit mehr Ernst, ohne ihre Aufführung einer gerichtlichen Untersuchung zu unterwerfen, zu einer persönlichen Unterredung mit Elisabeth gelassen zu werden. In einem Briefe vom 13ten Brachmonats 1568 beklagte sie sich über dieselbe in Ausdrücken, welche so wohl von der Würde ihres Standes zeugen, als auch den Gram und Unwillen ihres Herzens an den Tag legen. „In meinem jetzigen Zustande, sagte „sie, will und kan ich nicht auf die Anklage meiner Unterthanen antworten. Ich bin bereit, „freywillig und aus Freundschaft für euch euren „Schwürigkeiten ein Genüge zu thun. Ich flohe „in eure Arme als in die meiner nächsten Anverwandtinn und allerbesten Freundinn. Meiner „Meynung nach erzeigte ich euch Ehre, dadurch, „daß ich euch vorzüglich vor anderen Fürsten erwählete, eine beleidigte Königinn wieder auf den „Thron zu setzen. Ihr erlaubet meinem unehlichen Bruder (Murray,) welcher an dem Aufruhre Schuld ist, einen Zutritt, und mir versaget ihr diese Ehre. Da sey GOtt vor, daß ich „Schuld seyn solte eurem guten Namen einigen „Fleck anzuhangen. Ich erwartete daß eure Art „mich

„mich zu behandeln demselben einen neuen Glanz „würde ertheilet haben: Entweder erlaubet mir, „andere Fürsten um ihren Beystand anzusprechen, „die in diesem Stücke nicht so viele Schwürigkei„ten machen und mein Unrecht nachdrücklicher „ahnden werden; oder laßt mich von euren Hän„den den Beystand empfangen, welchen euch mehr „als anderen Fürsten zu leisten zukömmt, und „verbindet mich euch durch diese Gefälligkeit mit „den unauflöslichsten Banden der Dankbarkeit„.

Dieser Brief verrückte zwar Elisabeths Entwurf, machte sie aber in weiterer Ausführung desselben nicht irre. Sie legte den Inhalt desselben ihrem geheimen Rathe vor, welcher, ohngeachtet der Drohungen und Gegenvorstellungen der Maria, beschloß, mit der Untersuchung ihrer Aufführung den Anfang zu machen, und sie, bis solche geendiget, in England zu behalten. Es ward auch beschlossen, weil sie so nahe an den Grenzen von Schottland war, und ihr dieses eine Gelegenheit zur Flucht anbieten konte, daß sie in eine weitere Entfernung davon gebracht werden solte. Dem zu Folge ward sie am 12ten Heumonats nach Bolton, einem Schlosse des Lords Scroopes, an den Grenzen von Yorkshire gesandt.

Um nun unterdessen dieses strenge Verfahren zu mäßigen, und Maria glauben zu machen, daß

Elisabeth aufrichtig geneigt wäre ihr zu dienen, so legte sie ihr Vorwort bey dem Regenten für die Parthey, welche die Waffen wider ihn ergriffen, mit so vielem Nachdrucke ein, daß der Regent, welcher mit einer sehr starken Macht gegen sie anrückte, von einem Unternehmen abstunde, wodurch sie unfehlbar zu Grunde gerichtet seyn würde.

Ob nun gleich der Maria beständig mit derjenigen Achtung, die einer Königinn gebühret, begegnet wurde, so war sie doch in der That eine Gefangene. Und in diesem Zustande drang Elisabeth bey ihr darauf an, zu bewilligen, daß des Regenten und seiner Anhänger Rechtfertigung ihres Betragens möchte verhöret werden, indem sie versprach, welches auch der Ausgang davon seyn möchte, alle ihre Macht daran zu wenden, sie wieder auf den Thron zu setzen, und solches nur unter wenigen Einschränkungen, deren keine Meldung geschehen ist, die aber, wie man sagt, nicht zu verwerfen gewesen sind. Maria ward jetzt durch solche Bewegungsgründe angetrieben, die, wenn sie frey gewesen, nicht hätten entstehen können; und indem sie beydes zwischen Furcht und Hofnung schwebete und über ihren jetzigen Zustand ungeduldig war, so willigte sie in die Untersuchung.

Während daß Elisabeth jeden Kunstgrif der Verstellung gegen Maria ausübete, verfuhr

Ma

Maria gegen sie auf eben dieselbe Weise. Sie ließ grosse Achtung für die Liturgie der englischen Kirche blicken; sie war oft bey den Religionshandlungen, die nach den Vorschriften der reformirten Religion eingerichtet waren, gegenwärtig; sie erwählete zu ihrem Kapellan einen protestantischen Geistlichen, sie hörete ihn mit Aufmerksamkeit und anscheinenden Vergnügen wider die Irrthümer der Papisten predigen und ließ alle Zeichen einer nahen Religionsänderung an sich blicken.

In Schottland verstärkete sich der Königinn Parthey täglich mehr, und hatte eine fürchterliche Armee zusammen gebracht: da aber Elisabeth den Regenten dahin vermocht hatte, daß er seiner Seits die Feindseeligkeiten eingestellet, so bewürkte Maria auf Elisabeths Ansuchen bey ihren Freunden, auch ihrer Seits ein gleiches zu thun, bis die Sachen in England zum Schluß gebracht wären. Elisabeth ersuchte den Regenten, Abgesandte, die genugsam seine Aufführung zu rechtfertigen unterrichtet wären, nach York zu schicken. Der Regent unterwarf sich, allein nicht ohne einigen Widerwillen. Denn da nunmehro seine öberste Gewalt durch das schottländische Parlament befestiget war, so war es ihm zuwider, sie einiger fremden Gerichtsbarkeit zu unterwerfen. Noch mehr aber ward er dadurch gekränket, daß er niemand von seinen Anhängern finden konte, der

willig gewesen wäre sich bey dieser Gelegenheit in York zu stellen, es wäre denn, daß er mit ihm gehen wolte. Alle Schwürigkeiten wurden demungeachtet zuletzt überwunden. Der Regent erschien mit verschiedenen von seinen Freunden als Commissarien zu York, woselbst sie einige des Adels von der Königinn Parthey, die sie für sie zu erscheinen ernennet hatte, antrafen, wie auch den Herzog von Norfolk, den Grafen von Sussex und den Ritter Ralph Sadler, welche von Elisabeth, um beyde Partheyen anzuhören, ernennet waren.

Die Conferenz ward mit vieler Feyerlichkeit eröfnet, aber nicht wie man es erwartet hatte geführet. Der Königinn Commissarien erhielten die Erlaubniß eine Klage wider den Regenten und seine Parthey vorzubringen, ehe einige Untersuchung über den Mord ihres Gemahls angestellet ward. Und da der Regent vorgefodert wurde, diese That, als die einzige Sache, womit er seine Aufführung rechtfertigen konte, wider die Königinn zu beweisen, so klagte er sie nicht einmal an, sondern gab vor, verschiedene Zweifel und Schwürigkeiten zu haben, die die Natur seines unternommenen Amts betrafen, und welche ihm von Elisabeth selbst aufgelöset werden musten. Es ist daher nothwendig, die Ursachen dieser anscheinenden Geheimnisse näher zu beschauen.

Thomas Howard, Herzog von Norfolk, Elisabeths erster Commissarius, war damals der allermächtigste und bey dem Volke beliebteste Mann in England. Seine Gemahlinn war vor kurzem gestorben, und er hatte insgeheim den Entwurf gemacht, den schottländischen Thron, vermöge einer Heyrath mit der Königinn, zu besteigen. Er sahe die Schande ein, die durch eine öffentliche Anklage auf sie würde gebracht werden, und den Nachtheil, den es ihr bey dem Anspruche auf die englische Thronfolge bringen würde. Dieser Ursachen halber wandte er sich an den Regenten, und stellete ihm diese Maasregel als nicht allein der Ehre nachtheilig, sondern auch für ihn im höchsten Grade gefährlich vor. Er legte ihm Elisabeths Versprechen vor, die Maria unter gewissen Einschränkungen, wie auch die Untersuchung ausfallen möchte, wieder auf den Thron zu setzen; und bemerkete, daß Maria nie einem Manne vergeben könte, der einen solchen Schandfleck ihrem guten Namen anhängen würde; und daß er deswegen unvermeidlich ein Opfer der ersten Gewalt, die sie in Händen kriegen möchte, seyn dürfte. Diese Vorstellungen thaten bey dem Regenten eine ungemein grosse Würkung; und da die Königinn zu eben der Zeit ihm die theuersten Versicherungen gab, daß sie sich mit ihm wieder versöhnen wolte, wenn er von der Anklage abstünde, hinge-

gen

gen unerbittlich seine Todtfeindinn bleiben würde wenn er nicht davon abliesse, so entschloß er sich seine Maasregeln zu ändern.

Unterdessen war nicht leicht ein Mittel solche Veränderung zu rechtfertigen ausfündig zu machen; allein da Norfolk ihn unterrichtet hatte, daß Elisabeth entschlossen wäre keinen entscheidenden Spruch in der Sache zu sprechen, so bedienete er sich dieses Geheimnisses, damit sich Schwürigkeiten ereignen möchten, die seine wahre Bewegungsgründe verstecken könten. Er verfertigte eine Schrift, worin er foderte, daß Elisabeth, ehe er weiter sich in die Sache einliesse, erklären möchte, ob ihre Commissarien bevollmächtiget wären, die Königinn Kraft einer gerichtlichen Acte für schuldig zu erklären? ob die Königinn in solchen Schranken solte gehalten werden, daß dadurch die Unruhen in der Regierung von Schottland unter dem jungen Könige vorgebeuget würden, und ob Elisabeth, wenn sie das Verfahren von der Parthey des Königes billigte, sich anheischig machen wolte dieselbe ins künftige zu beschützen. Norfolk gab diesem Ansuchen durch seine Vorstellung das Gewicht. „Denket nicht, sagte er „zu der Königinn, daß die Schotten alzuschwürig „sind; laßt uns ihre Aufführung beschauen, als „wir wolten, daß die unsrige in demselben Falle „betrachtet würde. Das Schauspiel das sie vor-

„stel-

„stellen ist wichtig: ihr Leben, ihr Vermögen, ihre „Ehre befinden sich auf der Bühne. Itzt ist es „noch in ihrer Gewalt, entweder mit ihrer Köni„ginn ausgesöhnet zu werden, oder sie in solchem „Grade zu beleidigen, daß keine Versöhnung „mehr möglich ist; und in einer so wichtigen Sa„che ist auch die äusserste Vorsichtigkeit nicht „zu viel„.

Elisabeth fand sich durch diese Maasregeln sehr in ihrer Hofnung betrogen und gerieth in grosse Verlegenheit. Da sie nun einigen Verdacht auf Norfolks seine Anschläge hatte, so verlegte sie, anstatt den Regenten auf seine Schriften zu antworten, die Conferenz von York nach Westmünster und ernennete neue Commissarien in welche sie mehr Vertrauen setzete. Vor diesen wurde die Conferenz wieder eröfnet, und wie Lord Scroope, dessen Aufsicht man die Maria, da die Conferenz zu York sich befand, anvertrauet hatte, Norfolks Schwager war, so fand es Elisabeth für gut, sie von da nach Tuthbury in Naffordshire zu senden, und übergab sie in die Verwahrung des Grafen von Schrewsbury.

Darauf kam der Regent zu Londen an und ward vor die Königinn gelassen, worauf Maria gegen alles künftige Verfahren protestirte, es wäre denn, daß sie eben dieselbe Gunst, die ihm wiederfuhr, genösse; welche ihr doch demungeach-

tet

tet beständig verweigert wurde, und man fuhr in der Sache fort.

Da Elisabeths Absichten gänzlich dadurch vereitelt waren, daß der Regent es von sich ablehnete, Maria des Mords des Darnley zu beschuldigen, so wandte sie alle ihre Künste an, ihn dazu zu bewegen. Sie sorgte dem zu Folge davor, daß es ihm hinterbracht wurde, daß seine eigene Sicherheit gänzlich von ihr abhinge; weil, wenn er sich der Maria gefällig erzeigete, sie ihn nach eigenem Willkühr unglücklich machen könte. Ueberdem wurde ihm auch zu verstehen gegeben, daß sie ihn der öbersten Gewalt entsetzen könte, ohne deswegen die Königinn zu ihrem Ansehen wieder zu erheben. Durch diese Kunstgriffe ward der Regent endlich dahin gebracht, seine Anklage wider Maria vorzubringen, indem er wußte, daß dieses der Elisabeth, deren Macht er zu fürchten grosse Ursache hatte, angenehm seyn würde. Der Graf von Lenox, Darnleys Vater, erschien bald darauf, und foderte Gerechtigkeit wider sie. Marias Commissarien wolten sich, ihrer Protestation wider das Verfahren von Westmünster gemäs, nicht auf die Anklage einlassen, und schlug es solchergestalt der Elisabeth nochmals fehl, da der Regent voritzt seine Anklage nicht regelmäßig beweisen konte. Elisabeth nahm daher zu einem andern Kunstgrif ihre Zuflucht: Sie befahl ihren

Com-

Commissarien, ihren Verdruß und Mißfällen zu bezeugen, daß der Regent sich unterstünde seine Gebieterinn so abscheulicher Verbrechen zu beschuldigen, ungeachtet sie denselben heimlich durch ihre Ausgesandte dazu anspornen ließ. Er aber, um sich zu rechtfertigen und die Warheit seiner Anklage zu bescheinigen, übergab den Händen der Elisabeth die Aussagen der wegen des Königsmords verurtheilten Personen, ein Packet worin ihre Briefe an Bothwell befindlich waren, nebst noch verschiedenen andern Schriften, welche so beschaffen waren, daß sie fast einen völligen Beweiß ihrer Schuld abgaben.

So bald als Elisabeth diese Schriften in Besitz hatte, benachrichtigte sie Maria durch Briefe, daß nicht eher eine Aenderung in ihrem Zustande geschehen würde, bis sie sich gegen das was man ihr zur Last legete, rechtfertigen würde. Hierauf ertheilete Maria zur Antwort, daß des Regenten Anklage möchte übergeben werden. Es wurde aber jedoch von beyden Seiten so viel Aufschub gemachet, woraus deutlich zu ersehen war, daß weder Maria noch Elisabeth einigen weiteren Fortgang in der Untersuchung wünscheten.

Elisabeth beurlaubete bald darauf den Regenten, ohne dessen Betragen entweder zu billigen, oder zu tadeln. Sie unterstützete aber heimlich seine Parthey wider der Königinn ihre in Schottland, wel-

welche, da die Conferenz in England ohne einigen Schluß aus einander ging, anfing, für dieselbe unter dem Herzog von Chatelherault sich würksam zu zeigen, welchen Maria eben zu der höchsten Würde eines Lieutenants General von Schottland ernennet hatte.

Der Herzog ward genöthiget zu capituliren und sein Amt nieder zu legen; allein Fenelon, der französische Abgesandte, vermochte durch seinen Einfluß und Anhalten Elisabeth dahin, einen Brief an den Regenten zu schreiben, welcher drey Vorschläge zum Besten der Maria enthielte: 1) daß sie wieder in den vollen Besitz ihrer Gewalt solte eingesetzet werden, 2) daß ihr erlaubet seyn solte mit dem Könige ihrem Sohne gemeinschaftlich zu regieren, oder 3) daß ihr zum wenigsten solte zugestanden werden, in Schottland auf eine ihr anständige Art einsam zu leben. Maria schrieb zur selben Zeit, nachdem sie heimlich einen Anschlag gefasset hatte, den Herzog von Norfolk zu heyrathen, an den Regenten, und foderte daß ihre Heyrath mit Bothwell durch rechtmäßige Richter solte untersuchet werden, und wenn sie ungültig befunden würde, solche gerichtlich aufzuheben. Ihre Bewegungsgründe dieser Foderung waren aber so wohl bekant, daß es in der Versammlung der Stände verworfen wurde. Dem ungeachtet dauerte die heimliche Unterhandlung zwischen der

Kö-

Königinn und Norfolk beständig fort und verschiedene Briefe und Liebesbezeugungen wurden zwischen ihnen gewechselt. Seine grosse Macht in dem nordlichen Theile von England setzten ihn in Stand, den Regenten dahin zu bringen, seine Absicht zu begünstigen, indem er fürchtete, daß wenn es, trotz seiner Bemühung, ausgewürket würde, die Königinn, durch Norfolks Einfluß, aller Wiedersetzung ungeachtet, in ihrer Macht hergestellet werden und ihn mit unaufhörlicher Rache verfolgen würde. Er erhielte auch den Beytritt verschiedener vom englischen Adel, welche hoffeten, daß, wenn Maria einen Engländer und eiferigen Protestanten heyrathen würde, das Uebel, welches wahrscheinlicher Weise aus ihrer Heyrath mit einem fremden papistischen Fürsten entstehen möchte, vermieden werden würde. Dieses alles aber verbarg man sorgfältig vor Elisabeth. Dem ungeachtet entdeckete doch dieselbe zuletzt das Geheimniß. Sie ließ daher die Königinn noch genauer bewahren, gab Norfolk harte Verweise, und erhielte durch Drohungen von dem Regenten die Briefe, welche ihm von Norfolk und andern geschrieben waren, wodurch sie hinter die ganze Sache kam. Die Sachen der Maria wurden daher noch verzweifelter, und man bediente sich bald darauf eines noch mehr verzweifelten Mittels, ihnen wieder aufzuhelfen.

XVI.

Abschrift eines Briefes des Juden Salomon da Costa an die Vorsteher des brittischen Museum in London,

mit einem Geschenk von beynahe 200 vortreflichen Handschriften in hebräischer Sprache (*).

(Gentl. Magaz. 1760. Horn. S. 51.)

Gehe, ich bitte dich, trit vor die Augen derer, bey welchen Weisheit, Verstand und Wissenschaft ist; siehe, es sind die ehrwürdigen Personen, welche zu Aufseher des unter dem Namen des brittischen bekanten und berühmten Museum verordnet und bestellet worden. Der HErr erhalte sie! Amen.

Es sagt der Mann Salomon, Sohn meines Herrn und Vaters, des alten, ehrwürdigen, andächtigen, gelinden, und vortreflichen Herrn Isaac da Costa, mit dem Zunamen Athias, aus

(*) Diese Handschriften sind ehedem von der Judenschaft zum Geschenk für König Carl II in England bestimmet gewesen.

aus der Stadt Amsterdam, von dem Volke, das unter allen Nationen ausgebreitet und zerstreuet, und aus der Gefangenschaft Jerusalems, welche in Spanien ist.

Ich habe bisher 54 Jahr in Ruhe und Zufriedenheit, in Stille und Vertrauen ohne Furcht in dieser Stadt London, der gekrönten Stadt, gewohnet! Sie ist von Volk angefüllet, groß unter den Nationen, und eine Fürstin unter den Provinzen; eine Stadt groß durch weise und gelehrte Männer; die Mutter der Wissenschaften und Künste. Es ist ihnen keine Wissenschaft zu schwehr, es sey die Arzneylehre, oder die Sternkunde, oder Weltweisheit; es fehlet auch nicht an erfahrnen und klugen Künstlern, und den Werken geschickter Werkmeister, dergleichen man auf dem ganzen Erdboden, oder bey keiner Nation je gesehen hat. Und dieses um destomehr jetzund, da sie einen Thurn für alles dieses, und einen Pallast gebauet haben, welcher voll aller guten Sachen, der Wunder der Natur, ist, welche GOtt erschaffen und gemacht hat; und angefüllet worden mit Sachen von grossem Werth, theils aus Ursache, weil sie sehr selten sind, indem sie nirgends ihres Gleichen haben, und theils weil sie sehr kostbar und prächtig sind, da sie von Künstlern, deren Ruf durch die ganze Welt ausgebreitet ist, mit der äussersten Zierlichkeit und Schönheit verfertiget worden. In

diesem Pallaste sind sie niedergeleget, und daselbst trift man sie bey tausenden und zehn tausenden an, daselbst werden sie auf ewig zum Zeichen und zum Wunder dienen; daselbst sind grosse Gemächer voll von Büchern, so wohl alten als neuen, gedruckten und ungedruckten, in unzähligen Sprachen, dergleichen man auf dem Erdboden seit dessen Gründung, bis auf jetzige Zeit nie gesehen. Nun aber haben die Herren der Regierung Ueberflus von Geld angewandt, solches alles zu kaufen, und in diesen grossen Schatz zu versammlen, damit es dem menschlichen Geschlecht dienlich seyn möchte, beydes den Fremden, und denen, die in dem Lande gebohren sind, auch selbst einem jeden, dessen Herz aufgemuntert wird, zu diesen Werken zu kommen, dieselben zu erforschen und nachzusuchen. = = = Möchte doch der Herr denenselben seinen guten Schatz, den Himmel, eröfnen, und ihnen nach den Werken ihrer Hände eine reichliche Vergeltung wiederfahren lassen!

Und sintemal ich der geringsten von allen Gunstbezeugungen, welche manche ehrwürdige Männer dieser Nation mir erwiesen haben, nicht werth bin; und ich in mir selbst wohl empfinde, daß meine Hand verkürzet ist, daß ich eine Wiedervergeltung nach den Werken ihrer Hände ihnen nicht leisten kan; so sagte ich: Siehe! ich komme mit dem Buche des Gesetzes des Moses. = = = Er

ruhe

ruhe in Frieden! = = = auf Pergament mit schönen Charakteren geschrieben, so wie wir es in unsern Synagogen gebrauchen; und auch ein sehr altes Buch, ebenfals auf Pergament geschrieben, worinnen die ersten und 12 kleinen Propheten enthalten sind. Ferner ein anders Buch auf Pergament, worin die fünf Bücher des Gesetzes, der Gesang Salomons, das Buch Ruth, die Klaglieder, der Prediger Salomons, das Buch Esther, die Psalmen, die Sprüchwörter, das Buch Hiob, und die Lectionen, die durchs ganze Jahr aus den Propheten gelesen werden, geschrieben sind. Zu diesen kommen noch ein hundert und achtzig alte Bücher, alle in der heiligen Sprache, welche für König Carl den zweyten, König von Großbritannien, gesammlet, und vortreflich eingebunden, und alle mit Zahlen nach der Ordnung versehen sind, die ich in meiner Jugend gekauft habe. Und siehe ihre Namen und Titel sind in dem Verzeichnisse, das mit diesem Briefe überreicht wird, aufgeschrieben. Denn ich sagte bey mir selbst: Möchten doch diese als ein Schatz mitten in dem Museum aufgehoben werden, damit sie ein Zeugniß zu meinem Vortheil seyn, daß ihre Liebe stets vor mir sey, und ich nicht undankbar für alle das Gute, womit sie mich belohnet, erfunden werde. Eines ist noch, das ich von Ihnen verlange, und warum ich ersuche, daß

sie mein Geschenk, die Hand voll von dem meinigen, mit gütigen Blicken anzunehmen geruhen wollen, und daß diese meine Bücher, unter die, welche da sind, gestellet werden mögen, um von Geschlecht zu Geschlecht da zu seyn, daß sie ein Opfer eines süssen Geruchs genennet werden, und da ihre Ruhe finden mögen.

Was nun mich betrift, so richte ich mein Gebet zu dir, o HErr! für diese grosse Nation, in einer angenehmen Zeit. Siehe! möchte doch das Volk aufstehen wie ein grosser Löwe, und sich aufrichten wie ein junger Löwe! möchte er schreien, ja brüllen! möchte er seine Feinde überwinden! möchte doch seine vortrefliche Majestät durch die Staffeln der Ehre über alles erhoben werden, und in seinem Pallaste ein jeder von seinem Ruhme reden, und unsere Augen den König in seiner Schönheit sehen! Siehe! er ist unser Oberherr, Georg der Zweyte, Sein Ruhm sey erhöhet, und sein Königreich erhaben! Die Tage seiner Regierung seyen verlängert! Denn er leitet sein Volk wie eine Heerde, er ist Schirm und Schild der Freyheit, und eine Vertheidigung aller derer, welche unter dem Schatten seiner Herrschaft zu ruhen, hieher kommen, seine Gerechtigkeit und Frömmigkeit währet ewig. So erhalte ihn, o GOtt! im Leben und im Frieden, er erlange eine sehr hohe, ja die höchste Glückseligkeit in der Fülle

der

der Freuden! GOtt breite den Frieden über ihn und seine Nachkommen aus wie einen Strom, er regiere, und sie regieren! er leite, und sie leiten das Volk in Gerechtigkeit und in Gericht und mit Billigkeit: und dieses in dieser Zeit, und so lang als der Mond dauren wird. Und daß sie mit Ueberflus des Friedens nach ihrem Vergnügen, und nach den Wünschen derselben, die ihnen den Frieden und die Wohlfahrt auf ewig erbitten, erfüllet werden. Es geschiehet mit reinem Herzen in Aufrichtigkeit und Wahrheit von

dem Kleinen der Geringsten
Salomon da Costa.

London, am Donnerstage, dem 5ten des Monats Sivan, im Jahr 5519 nach Erschaffung der Welt.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

XVII.

Vorschlag
wie man sich
wider die Schädlichkeit eines starken Thaues in heissen Gegenden verwahren könne,
von Dr. Hales.

(Gentl. Mag. Heum. 1760. S. 315.)

Da so wohl langwierige Kriege, als noch mehr die gebrannte Wasser, welche die

menschliche Natur in einem erstaunenden Grade schwächen, eine so grosse Verwüstung unter den Menschen anrichten, so ist es sehr nöthig, daß alle, die noch einiges Mitleiden mit der ihrem Untergange nahen menschlichen Natur haben, ihre beste Bemühungen anwenden, um Mittel ausfündig zu machen, die zur Erhaltung des Lebens dienen. Man macht sich Hofnung, daß folgender Vorschlag behülflich seyn werde das Leben vieler Menschen zu erhalten, weswegen ich solchen zu gemeinnütziger Bekanntmachung mittheile.

Ich habe von einer Person, welche lange Jahre als Agent bey einem englischen Comtoir zu Gamron oder Gambroon, auf der Insel Ormus, in dem persianischen Meerbusen belegen, gestanden, in Erfahrung gebracht, daß man daselbst öfters auf Decken auf den Balkons oder Thürmchen, so oben auf den Häusern sich befinden, schliefe. Es soll dieses ohne die geringste Gefahr der Gesundheit geschehen können, wenn nur der Thau einen salzigen Geschmack habe, sonst aber wäre er, wie in andern heissen Gegenden, höchstschädlich. Man schreibet das salzige des Thaues in diesem Lande dem Natrum der Alten oder Aphronitum zu, welcher daselbst, in Egypten und andern benachbarten Ländern in Ueberfluß auf der Oberfläche der Erde sich befindet. Die Alten bedienten sich desselben sehr häufig in ihren Bä-

Bädern, wobey sie ihn von heilsamer Würkung zu seyn befanden. Dieser Natrum ist ein scharfes Laugensalz, welches die Alten zur Reinigung der Kleidung und zum Glasmachen gebraucheten.

Ueberdem ist bekant, daß Leute, die sich in der See gebadet und darauf mit nassem Leibe sich angekleidet, keine Verkältung bekommen haben. Ein gleiches hat man von Mann- und Frauenspersonen angemerket, welche, ob sie gleich entweder zum Vergnügen oder um Seekrabben und Granelen zu fangen, knietief in die See gehen, dennoch sich nicht verkältet, selbst wenn sie ihre nasse Schuhe und Strümpfe bis Abends anbehalten. Auch sind die Seefahrende von fester Gesundheit und nicht so leicht der Verkältung unterworfen. Diese Betrachtung brachten mich auf die Gedanken, daß es vielleicht ein gut Mittel sey, den Leib mit Salzwasser zu benetzen und hiernächst, einige Zeit vorher, ehe der schädliche frische Thau zur Abendzeit in heissen Gegenden fällt, über den nassen Leib die Kleider anzulegen, besonders wenn man diesen Thau nicht vermeiden kan. Im Falle aber jemand reisen und solchem Thaue blos gestellet seyn müßte, so kan ein solcher etwas Salz bey sich führen, oder auch Salzwasser, wenn er etwa kein Wasser antreffen möchte, um darin das Salz aufzulösen. Es ist wahrscheinlich, daß ein jedes gemeines Salz die gehofte Würkung thun werde,

wenn man aber 5½ Unzen Seesalz mit ein Maas (Gallon) Wasser vermischet, so wird dis Verhältniß dem Grade des Salzes im gemeinen Seewasser sehr nahe kommen.

Als ich diesen meinen Vorschlag dem Herrn Peter Wyche Esqr. mittheilete, schrieb er mir, daß, da er zu Brighthelmston eben diese gute Würkungen des Seewassers bemerket, er auf die Gedanken gerathen sey, daß solches vielleicht den Soldaten sehr nützlich seyn möchte, wenn diese, da sie sehr oft in freyer, rauher und neblichter Luft ganze Nächte zubringen müssen, Säcke hätten, die ihnen über das Gesicht und den ganzen Leib gingen, und solche wohl in Salzwasser netzeten. Auch würde es ihnen sehr gut zu statten kommen, wenn sie auf obengemeldete Art ihren Leib wüschen, wenn sie in dumpfigen Zelten liegen müssen, besonders wenn sie solche bequeme Mittel, die unreine Luft nahe bey der Spitze ihrer Zelten abzuführen, gebrauchten, wie ich in meinem Buche von den Luftkasten beschrieben habe. Denn je mehr und länger die unreinen Dünste eingeschlossen sind, um desto nachtheiliger werden sie der Gesundheit seyn.

Teddington den 30ten Brachm. 1760.

(o)

XVIII.

XVIII.

Leben (*)
des berühmten Tonkünstlers
in London,
Georg Friedrich Händel Esq.

(Gentl. Mag. 1760. Apr. p. 159.)

Georg Friedrich Händel wurde zu Halle im obersächsischen Kreise 1684. den 24 Horn. geboren. Sein Vater war beydes ein Arzt und Wundarzt dieser Stadt. Er hatte sich zum andern mahle verheyrathet, und war schon über 60 Jahr alt, wie ihm unser Händel geboren wurde. Aus derselben Ehe hatte er auch eine Tochter; von seiner ersten Frauen aber einen Sohn, welcher damals Kammerdiener bey dem Herzoge von Sachsen-Weisenfels wurde und sich an dessen Hofe aufhielte.

Wie Händel im siebenten Jahre war, begab sich sein Vater in Amtsgeschäften nach des Herzogs

(*) Dieses ist ein Auszug aus der (Memoires of the life of the late George Frederick Handel) Nachricht von dem Leben des verstorbenen G. F. Händel, welche in diesem 1760ten Jahr zu London im Monat April herausgekommen.

zogs Hofe, und ließ den Knaben zu Hause, ungeachtet derselbe aufs inständigste gebeten hatte, daß er mit reisen möchte, um seinen Bruder zu besuchen. Nachdem er aber die Zeit der Abreise seines Vaters abgewartet hatte, folgete er, ohne daß es jemand im Hause wuste, dem Wagen desselben zu Fusse nach, welchen er, da er der bösen Wege halber nur langsam fortgieng, nicht weit von der Stadt einholete. Wie sein Vater ihn sahe, schmählete er wegen seines Ungehorsams, auf ihn, welches Händel mit nichts als wiederholtem Flehen, daß er ihn mitnehmen möchte, beantwortete; wodurch der Vater sich endlich überwinden ließ, daß er ihn in den Wagen nahm.

Derjenige, welcher diesen Vorfall erzählet, versichert, daß Händel schon damals eine solche Fertigkeit in der Musik erlanget, daß man seine künftige Stärke in derselben daraus leicht vermuthen können; wie auch daß er auf eine ganz ausserordentliche Art dazu gekommen sey. Er sagt, man hätte ihm vor seinem siebenten Jahre erlaubet, mit musikalischen Instrumenten die Zeit zu vertreiben, wodurch er, ohne einigen Unterricht, eine ziemliche Fertigkeit erlanget; wie aber sein Vater schon damals beschlossen, ihn die Rechte studiren zu lassen, so hätte er ihm verboten, hinkünftig ein Instrument anzurühren, auch kein einziges ferner im Hause gelitten; darauf hätte aber Händel Mittel

tel gefunden, heimlich ein kleines Clavier in eine Kammer auf dem öbersten Boden des Hauses zu bringen, zu welcher er sich allezeit, wenn die übrigen Hausgenossen zu Bette gegangen, hinaufgeschlichen, und es dadurch in dieser Kunst so weit gebracht, daß er einen Flügel spielen konte. Allein diese Umstände sind im höchsten Grad unwahrscheinlich. Händel kan nicht älter als fünf Jahr, oder kaum so alt, gewesen seyn, wie er angefangen die Musik von selbst zu erlernen: es ist aber unglaublich, daß ein Kind von 5 Jahren, durch Spielen mit musikalischen Instrumenten, solte ohne Unterweisung die Fähigkeit erlangen dieselbe zu gebrauchen: es ist unglaublich, daß sein Vater ihm in einem so zarten Alter den Gebrauch musikalischer Instrumente aus dem Grunde solte verboten haben, weil er ihn zur Rechtsgelehrsamkeit bestimmet hatte; angesehen er noch lange Zeit hatte, diese Wissenschaft anzufangen: es ist unglaublich, daß ein Kind von diesen Jahren wider den Willen seines Vaters ein Clavier auf den öbersten Boden habe bringen können: es ist noch ungläublicher, daß er, auch nur auf eine Woche, sich mit dem nöthigen Lichte habe versorgen und sich, nachdem die andern zu Bette gegangen, hinauf begeben können, ohne entdecket zu werden. Man wird derhalben dieses wohl als das fabelhafte Alter seiner Geschichte ansehen müssen, wo-

von

von man nur eine unvollkommene und irrige Ueberlieferung hat, in welcher Träume der Einbildungskraft mit Wirklichkeit und Wahrheit vermischet sind.

Händel muß nicht lange an dem Hofe des Herzogs geblieben seyn, weil er erst eben sieben Jahr alt war, wie er nach Halle zurückkehrete. Man sagt indessen, daß er, weil man ihn unmöglich von dem Flügel abhalten können, dem Hang seines Genies gefolget, zuweilen sich auf die Orgel begeben, und nach geendigtem Gottesdienste gespielet habe. Einmal trug es sich zu, daß der Herzog, da er später als gewöhnlich aus der Kirche gieng, ihn hörete, und weil er in seiner Art zu spielen etwas ungemeines bemerkete, den Kammerdiener fragte, wer es wäre? Wie nun dieser antwortete, es wäre sein Bruder, verlangte der Herzog ihn zu sehen. Nachdem er ihn gesprochen hatte, redete er mit seinem Vater und gab demselben zuverstehen, er würde sich gegen das Publicum und die Nachwelt versündigen, wenn er derselben ein so ungemein zur Musik aufgelegtes Genie rauben, und zur Ergreifung eines andern Berufs nöthigen wolte. Der Vater ließ sich, obwohl mit Widerwillen, mehr durch das Ansehen des Herzogs als dessen Gründe überreden, seinen Sohn nach der Neigung seines Genies zu erziehen, und wurde von dem Herzog in Gnaden entlassen, welcher

cher dem Knaben ein Geschenk machte, mit der Versicherung, daß, wenn er sich fleißig auf die Musik legte, es an keiner Aufmunterung fehlen solte.

Nachdem Händels Vater mit ihm nach Halle zurück gekommen war, übergab er ihn der Unterweisung eines Zachau, welcher Organist an der Domkirche, und in seiner Profeßion sehr geschickt war. Man sagt, daß Händel, wie er dem Zachau, seinem ersten Lehrmeister, übergeben worden, ungeachtet er nur sieben Jahr alt war, schon im Stande gewesen, in dessen Abwesenheit seinen Platz zu vertreten, und daß er sich desselben Unterweisung solchergestalt zu Nutze gemacht, daß er schon in seinem neunten Jahre angefangen die Kirchenmusik, mit Stimmen und Instrumenten, zu verfertigen, und drey Jahre nach einander alle Wochen damit fortgefahren.

Nachdem er seinem Meister schon vorausgekommen war, wolte man ihn nicht länger in Halle lassen. Er wurde also 1698, in seinem 14 Jahre nach Berlin gesand, woselbst einer seiner Verwandten am Hofe in Bedienung stand, auf dessen Vorsorge und Liebe seine Aeltern sich verlassen konten.

Damals war die Opera in einem blühenden Zustande, weil sie von dem Großvater des itzigen Königes begünstiget wurde, und unter den Händen

berühmter Meister stand, welche dessen Freygebigkeit aus Italien dahin gezogen hatte, unter welchen besonders Buononcini und Attilio zu rechnen sind. Buononcini war der beste Componist, und Attilio der beste Spieler. Beyde waren so verschieden in ihrer Gemüthsart als Geschicklichkeit. Buononcini war eitel und stolz; Attilio bescheiden und aufrichtig. Buononcini sahe Händel mit Verachtung an, aber Attilio begegnete ihm mit Freundlichkeit. Ob man gleich denken solte, daß ein Knabe von 14 Jahren schon zu groß sey auf den Schooß genommen zu werden, so erzählet man doch, daß Attilio ihn eine ganze Stunde auf seinen Knien vor einem Flügel gehalten, und darauf spielen lassen, um die ausserordentliche Fertigkeit eines so jungen Menschen mit Verwunderung zu betrachten. Buononcini wurde zuletzt genöthiget, seine vorzügliche Geschicklichkeit zu erkennen, und ihm höflich zu begegnen; indessen geschahe es auf eine solche Art, daß man leicht sahe, daß es nicht aus Liebe und Geneigtheit herrührete. Händel machte sich unter Anweisung des Attilio immer vollkommener, und war noch nicht lange in Berlin gewesen, wie der König ihn zu sich kommen ließ, welcher ihn oft beschenkte, und zuletzt ihm vorschlug, daß er ihn auf seine Kosten nach Italien reisen lassen, und, wenn er in seiner Wissenschaft vollkommen geworden, in

seine Dienste nehmen wolte. Allein Händels Aeltern, welche des Königs Gemüth zu wohl kanten, als daß sie das Glück ihres Sohns dessen Willkühr überlassen solten, verboten dieses Anerbieten ungeachtet der Vortheile die sie gleich Anfangs davon hätten ziehen können.

Nachdem also Händel diese königliche Gnade ausgeschlagen, konte er nicht wohl länger in Berlin bleiben. Er gieng derhalben, mit vielen Höflichkeitsbezeugungen bey seiner Abreise nach Halle wieder zurück. Gleichwie er aber sich weit edlere Begriffe in der Musik, als in Halle zu finden war, erworben hatte, wolte er hier nicht länger bleiben, sondern hatte eine heftige Begierde Italien zu besuchen. Weil aber die Kosten einer solchen Reise sein Vermögen überstiegen, wurde er nach Hamburg gesand, woselbst die Opera keiner, als der zu Berlin etwas nachgab. So bald er zu Hamburg angelanget war, starb sein Vater; damit nun Händel seiner Mutter nicht zur Last fallen möchte, legte er sich alsobald auf die Unterweisung, und nahm einen Platz in der Orchester an. Seine Mutter schickte ihm zwar einige Monate nachher etwas Geld; allein sein Fleiß war so glücklich gewesen, daß er, nach seiner besondern Zärtlichkeit gegen die Mutter, derselben nicht allein das geschickete Geld, sondern auch ein

beygelegtes kleines Geschenk von seinem Verdienst zurücksenden konte.

Der erste Flügel wurde dazumal von Kayser, einem Manne der auch vortreflich componirte, gespielet. Weil aber derselbe grossen Aufwand machte, so steckte er sich in grössere Schulden als er bezahlen konte, und wurde deswegen genöthiget zu entweichen. Bey Erledigung seines Platzes wolte derjenige, welcher den zweyten Flügel gespielet hatte, nach dem Rechte der Folge zu dem ersten befördert werden: allein Händel, welcher sich auf seine vorzügliche Fähigkeit gründete, widersetzte sich ihm. Nach einem langen Streite, welcher von allen die die Opera entweder unterhielten oder regierten, mit grosser Heftigkeit geführet wurde, entschied man die Sache zu Händels Vortheil; indem seine Anhänger behaupteten, die Vorsteher müsten allein auf den Vortheil der Opera, und nicht auf den besondern Nutzen eines Musikanten, welcher bey geringer Geschicklichkeit das Recht der Folge für sich anziehen wolte, sehen. Händels Gegner ließ sich aber durch diese Gründe nicht befriedigen, sondern wurde über desselben Glück dergestalt erbittert, daß er, wie sie beyde zugleich aus der Orchester giengen, ihm mit dem Degen einen Stoß auf der Brust versetzte, welcher ihm das Herz hätte durchboren müssen, wo er nicht, zum guten Glücke ein Notenbuch unter

dem

dem Rocke im Busen getragen hätte, welches einen doppelt so starken Stoß aushalten konte.

Bald nachdem Händel als Director der Opera in Kayfers Platz getreten war, folgete er ihm auch als Componist, obwohl er noch nicht volle funfzehn Jahre alt war. Die erste Opera welche er in Musik brachte, hieß Almeria, und dieselbe hatte ein solches Glück, daß sie dreyßig Abende nach einander gespielet wurde. In weniger als eines Jahres Zeit, verfertigte er noch zwo andere, die Florinde und Nerone, welche mit demselben Beyfalle aufgenommen wurden.

Indessen wolte er sich mit dem Vorsteher auf keine Zeit verbinden, sondern behielte sich die Freyheit vor, Hamburg, wann es ihm gefiel, zu verlassen, indem er sich vorgenommen hatte fremde Länder zu besehen, und Stücke von andern Meistern zu hören.

Unter andern Standspersonen, welche sich, während der Vorstellung der Almeria und Florinde in Hamburg aufhielten, war auch der Bruder des Großherzogs von Florenz, Johann Gastons de Medicis, welcher der Prinz genennet wurde. Gleichwie derselbe ein grosser Liebhaber der Musik war, so verschaffete Händel sich durch seine Geschicklichkeit nicht allein einen Zutritt zu demselben, sondern auch eine Art vertrauter Freundschaft. Der Prinz beklagte es oft, daß

Händel mit den italienischen Meistern, von deren Werken er ihm eine starke Samlung zeigte, nicht bekant wäre. Nachdem Händel die Musik betrachtet, sagte er dem Prinzen offenherzig, daß dieselbe mit dem hohen Character, welchen Ihro Hoheit ihm davon gegeben, ihm nicht übereinzustimmen schien. Allein der Prinz versicherte ihn, daß eine Reise nach Italien ihm den Styl und Geschmack der daselbst herrschenden Musik angenehm machen würde, und daß kein Land in der Welt wäre, wo ein Meister in dieser Kunst mehr Aufmunterung fände, und drang sehr stark in ihn mit ihm zurückzureisen, mit dem Versprechen, daß es ihm an keiner Bequemlichkeit mangeln solte. Obwohl aber Händel schon vorhin entschlossen war Italien zu besuchen, so bald er im Stande seyn würde die Reisekosten zu bestreiten, verbat er doch dieses Anerbieten, mit Bezeugung, wie sehr er von des Prinzen Gnade gerühret wäre: Denn er hatte einmal beschlossen, seine Freyheit für keine angebotene Vortheile, wie groß sie auch seyn möchten, zu verkaufen.

Er hielte sich etwa fünf Jahre in Hamburg auf, und hatte, ausser dem was er zu seiner Nothdurft verbrauchet, und ausser den kleinen Geschenken, welche er seiner Mutter gesandt, eine Beurse von 200 Ducaten zusammengesparet, mit welcher er nach Italien gieng, mit Hinterlassung einer gros-

grossen Anzahl von Sonaten, welche itzt verlohren gegangen, oder wenigstens unter seinem Namen nicht mehr bekant sind.

Er begab sich am ersten nach Florenz, woselbst er von dem Prinzen sehr freundlich empfangen wurde, und zu dem Pallaste des Großherzogs einen freyen Zutritt hatte. Ihro Hoheit verlangeten sehr ein Stück von seiner Composition zu sehen; und Händel war, ungeachtet der Verschiedenheit des teutschen und italienischen Styls, ungeachtet seiner Jugend (denn er war kaum neunzehn Jahr alt) in Verfertigung einer Opera Rodrigo genannt, so glücklich, daß er dafür 100 Zechinen und ein Silberservice zum Geschenk bekam.

(Gentl. Magaz. 1760. May. p. 213.)

Die vornehmste Actrice und Sängerin zu der Zeit in Florenz war Vittoria, von welcher man sagt, daß sie sehr schön gewesen, von dem Großherzog sehr geliebet worden, aber ihre Neigung auf Händel geworfen habe.

Nachdem er sich etwa ein Jahr zu Florenz aufgehalten hatte, gieng er nach Venedig, wo er zuerst auf einer Maskerade, wie er verlarvet auf einem Flügel spielete, von Scarlatti (*) entdecket

(*) Es waren zwo Personen dieses Namens, Alessandro Scarlatti, der Verfasser einer Opera, Prin-

cis

wurde, welcher, wie er ungefähr dabey stand, soll ausgerufen haben: der Musikant müßte entweder der Sachse oder der Teufel seyn. Doch wird dieser Einfall auch von vielen andern Personen, die ihre Geschicklichkeit verrathen hat, besonders vom Erasmus, erzählet (*).

Nachdem Händel solchergestalt entdecket worden, lag man ihm stark an, eine Oper in Musik zu setzen. Er ließ sich endlich dazu bereden, und wurde mit einer, welche Agrippina hieß, in dreyen Wochen fertig, welche 27 Abende nach einander mit ausnehmenden Beyfall vorgestellet wurde, auf einem Theater, welches, wie der Verfasser seiner Lebensbeschreibung sagt, seit langer Zeit war verschlossen gewesen; obwohl zu derselben

cipessa Fidele genannt, welche für ein Meisterstück in ihrer Art gehalten wird; und Dominico Scarlatti, Verfasser der berühmten Regeln, welcher noch in Spanien lebet. Wer von beyden es gewesen, der Händel zu Venedig entdecket habe, wird nicht gemeldet. Vielleicht ist es noch ein anderer Meister gewesen; denn wir haben nachher erfahren, daß Händel mit beyden Scarlatti, in des Kardinals Ottoboni Pallaste, zu Rom bekant geworden.

(*) So ist mir von einer glaubwürdigen Person erzählet worden, daß, wie der bekante Samuel Maresius, einmal unerkanter Weise in Frankreich wider einen Jesuiten öffentlich disputiret, und denselben ziemlich in die Enge getrieben, dieser gesagt: aut tu es Maresius, aut Diabolus in forma Maresii. Ueb.

ben Zeit zwey andere Opernhäuser, das eine unter Gasperini, das andere unter Lotti Aufsicht, offen stunden. Es wird aber im folgenden Absatze zu ersehen seyn, daß diese beyden Häuser ihm nicht viele Zuhörer würden entzogen haben, weil die besten Sänger es verliessen, um in der Agrippina zu dienen; worunter besonders Vittoria war, welche wegen ihrer persönlichen Neigung zu Händel, sich ausserordentlich angrif, sein Stück zu verschönern.

Von Venedig begab er sich nach Rom, woselbst seine Ankunft alsobald bekant wurde, und ihm die grösten Höflichkeiten von Personen vom erhabensten Range, besonders von dem Kardinal Ottoboni, zuwege brachte, welcher eine Bande vortreflicher Virtuosen in beständigem Solde hielte, wobey der berühmte Corelli die erste Violine spielete. Händel gab ihm, auf des Kardinals Ansuchen ein musicalisches Stück, wovon verschiedene Theile jenen Virtuosen zu schwer waren herauszubringen, weil sie keiner andern als der italiänischen Musik gewohnt waren. Corelli selbst, der so bescheiden und sanftmüthig als geschickt war, klagte über das Schwere darinn. Nachdem Händel ihm eines Tages verschiedene Anweisungen gegeben, wie er es sich erleichtern könte, aber bemerkete daß er doch damit nicht fertig werden konte, riß er ihm mit einer stoltzen

Dreistigkeit, welche seinem Ansehen keinen geringen Nachtheil verursachete, das Instrument aus der Hand, und spielete diese schwere Stellen selbst weg. Corelli verlangete eine solche Ueberzeugung, daß jener sein Meister wäre, gar nicht, denn er gestand es mit einer stillen Leutseligkeit, und sagte, wie Händel noch immer hitzig blieb, nichts weiter als: Ma caro Sassone, questa musica é nel stylo Francese, di ch'io non m'intendo: Mein lieber Sachse, diese Musik ist nach der französischen Manier, worauf ich mich nicht verstehe.

Als ein Virtuose, hatte er die grösseste Stärke auf dem Flügel. Wie nun Dominico Scarlatti, welcher dazumal bey dem Kardinal Ottoboni war, für den grössesten Meister auf diesem Instrumente in Italien, gehalten wurde, veranstaltete es der Kardinal, daß derselbe mit Händel einmal kämpfen muste. Der Ausgang davon wird verschiedentlich berichtet, indem einige dem Händel, andere dem Scarlatti den Sieg zuschreiben. Wie sie sich aber auf der Orgel versuchten, gestand Scarlatti selbst, daß er von seinem Gegner übertroffen worden. Es gereichet beyden zu grosser Ehre, daß sie, obwohl Nebenbuhler, gute Freunde gewesen: denn Händel redete allezeit mit der grössesten Hochachtung von Scarlatti; und wenn Scarlatti wegen seiner gros-

grossen Geschicklichkeit bewundert wurde, pflegte er Händeln zu rühmen, und zum Zeichen seiner Ehrerbietigkeit ein Creutz vor sich zu schlagen (*).

Obschon Händel sich vornehmlich bey dem Kardinal Ottoboni aufhielte, war er doch auch oft in den Pallästen zweener anderer Kardinäle, nemlich des Kolonna und Pamphili. Pamphili, welcher einen poetischen Geist hatte, schrieb ein musikalisches Drama, il triompho del Tempo genannt, und verschiedene andere Stücke, wovon Händel etliche in einem Abend, aus dem Stegereife in Noten brachte. Eins derselben war ein Lobgedicht auf Händel selbst, in welchem er mit dem Orpheus verglichen und vergöttert wurde. Händel trug kein Bedenken, dieses mit den übrigen in Musik zu bringen, obwohl dis die einzige Gelegenheit war, bey welcher er seine Geschicklichkeit, ohne daß es ihm sonderlich Ehre brachte, zeigen konte. Wie er mit vielen Prälaten der römischen Kirche bekant war, so wurde er oft seiner Religion wegen angefallen: man sahe aber bald, daß Gründe eben so wenig als Zanken bey ihm vermochten; denn Händel wurde so wenig davon gerühret, daß er erklärete, er wolte in

(*) Diese Begebenheit ist von zwoen Personen, Namens Plas, welche beyde auf der Hautbois vortreflich, und seit einiger Zeit aus Madrit hieher gekommen sind, als eine Sache die ihnen ganz bekant wäre erzählet worden.

der Religion worin er erzogen worden, sie möchte wahr oder falsch seyn, leben und sterben. Es gereicht ihm indessen zum Ruhm, daß er sich nimmer bewegen lassen, auch nur die äusserlichen Ceremonien einer Religion, die er nicht bekante, mitzumachen. Er wurde, sagt sein Lebensbeschreiber, von den mehresten angesehen als ein Mann von rechtschaffenen aber irrigen Grundsätzen, und man schloß daraus, daß er sich nicht leicht würde bewegen lassen, dieselbe zu verändern. Allein es läßt sich nicht wohl begreifen, warum man die Hofnung, einen Menschen zu überzeugen, aus dem Grunde weil er beydes rechtschaffen ist und irret, aufgeben müsse. Irret er nicht, so kan er seine Meynung nicht ändern, oder es müste aus Dumheit geschehen; weil die Wahrheit allezeit stärkere Gründe für sich hat als der Irrthum: ist er aber kein rechtschaffener Mann, so kan er ein solcher Sclave des Eigennutzes seyn, der durch keine Ueberzeugung bezwungen werden kan. Ich glaube im Gegentheil, daß Rechtschaffenheit und Irrthum bey einem Gegner, alles in sich schliessen, was uns Hofnung geben kan, er werde seine Vorurtheile überwinden, und seinen Wahn fahren lassen.

Während daß Händel in Rom war, verfertigte er ausser den schon genannten Stücken ein Oratorio, Resurrectione genannt, 150 Cantaten, Sonaten, und andere musikalische Stücke.

Von

Von Rom begab er sich nach Neapel, woselbst er von den meisten vornehmen Personen, die sich in dieser Hauptstadt aufhielten, eingeladen wurde. Hier verfertigte er, auf Begehren der Donna Laura, einer Dame von sehr hohen Stande, welche von spanischer Herkunft gewesen seyn soll, eine Serenade, Acige à galatea genannt. Nachdem er sich hieselbst einige Zeit aufgehalten hatte, besuchte er Florenz, Rom und Venedig zum andern male, und trat darauf, nachdem er sich sechs Jahr in Italien aufgehalten hatte, die Reise nach seinem Vaterlande wieder an. Unterweges besuchte er Hannover, wo er den berühmten Steffani, welcher ihm in Venedig war bekant geworden, und damals Kapellmeister des hochsel. Königs Georg I. aber dazumal nur noch Churfürsten von Hannover war, antraf. In Hannover fand er auch den Baron Kielmansegg, welcher in Italien sehr viel Werk von ihm gemacht hatte, und ihn nun mit so nachdrücklicher Empfehlung zu Hofe brachte, daß der Churfürst ihm alsobald ein jährliches Gehalt von 1500 Thalern anbot, um ihn dadurch in Hannover zu halten. Gleichwie aber Händel dazumal von dem Herzog von Manchester stark genöthiget war nach England überzukommen, auch sein Wort von sich gegeben hatte den Hof des Churfürsten von der Pfalz zu besuchen, gab er dem

Ba-

Baron, durch welchen ihm dieser Antrag geschahe, zu verstehen: wie lebhaft er auch die Großmuth des Churfürsten erkennete, so wenig dürfe er doch das angebotene Gehalt annehmen, weil er sich dadurch verbinden würde in Hannover zu bleiben; welches aber mit seinem Versprechen, und schon vorhin gefasseten Entschliessung, wovon er nicht abgehen könte, streitig wäre. Der Baron stellete Händels Schwierigkeiten dem Churfürsten vor, welcher großmüthig geruhete ihm sagen zu lassen: die Annehmung des angebotenen Gehalts, solte keine Hinderniß seyn sein Versprechen und seinen Vorsatz auszuführen: er solte volle Freyheit haben, ein Jahr, oder, wenn er wolte, noch länger auszubleiben, und wo es ihm gefiel hin zu reisen. Auf diese bequeme Bedinge nahm Händel das Anerbieten mit Danke an.

Nachdem Steffani bald darauf seine Bedienung als Kapellmeister niedergeleget hatte, wurde dieselbe Händeln gegeben. Gleichwie ihm aber dadurch die Freyheit zu verreisen nicht benommen wurde, begab er sich bald darauf nach Düsseldorf, der Residenz des Churfürsten von der Pfalz, und nahm seinen Weg über Halle, wo er sich einige Zeit bey seinen Freunden und Verwandten, besonders seiner damals schon hochbejahrten, und eine geraume Zeit blind gewesenen Mutter, auch seinem alten Lehrmeister Zachau auf-

aufhielte. Der Churfürst von der Pfalz empfing ihn mit besondern Gnadenbezeugungen, und machte ihm, ungeachtet er, wegen Händels Verbindung zu Hannover, seinen Endzweck nicht erreichet, bey seiner Abreise ein Geschenke mit einem saubern künstlich verfertigten Silberservice zum Nachtische.

Von Düsseldorf gieng er, durch Holland nach England, und kam 1710 im Winter, in London an. Die Opern waren damals hier noch etwas neues, und wurden auf eine solche Art aufgeführet, daß sie im höchsten Grad ungereimt und lächerlich heissen konten. Man hatte etliche italienische Opern ins Englische übergesetzet, und die englischen Worte wurden zu der Musik des Originals gesungen. Weil nun die Worte eine andere Stellung bekommen hatten, so fielen die sanften Töne, welche für das Wort, Mitleiden (Pity) bestimmet waren, wol auf das Wort, Wut; (Rage) und der zornige Affect, welcher im Original mit Wut verbunden war, auf Mitleiden. Händels Erscheinung machte diesen Ungereimtheiten ein Ende. Er wurde am Hofe eingeführet, und von der Königin mit vielen Zeichen der Gnade beehret. Um dem hohen Adel, welcher sehnlich wünschte eine Oper von seiner Arbeit zu sehen, zu willfahren, setzte er ein theatralisches Stück Rinaldo genannt, in Musik. Dieses

war

war Italienisch von einem Roßi geschrieben, nach einem Entwurfe den Aaron Hill ihm an die Hand gegeben hatte, welcher auch eine englische Uebersetzung davon heraus gab. In dieser Oper hatte der berühmte Sänger Nicolini eine der vornehmsten Rollen, und ihre Ausführung fand einen ungemeinen Beyfall. Nachdem aber Händel sich ein ganzes Jahr in England aufgehalten hatte, achtete er es seine Schuldigkeit zu seyn nach Hannover zurück zu kehren. Er wurde mit grossen Geschenken von der Königinn und dem Hofe erlassen, und muste versprechen, daß er, wenn er von dem Fürsten, in dessen Diensten er stand, Erlaubniß bekommen könte, wiederkommen wolte.

So bald er zu Hannover angekommen war, verfertigte er zwölf Kammerduetten zur Uebung für die hochsel. Königin Caroline, damaliger Churprinzeßin, wozu der Text von dem Abte Mauro Hortensio aufgesetzet war; nebst verschiedenen andern Stücken, beydes zur Instrumental- und Vocalmusik. Gegen das Ende des Jahres 1712 kehrete er nach England zurück, und wie der utrechtische Friede wenige Monate hernach geschlossen worden, verfertigte er auf diese Gelegenheit ein grosses Te Deum und Jubilate. Wie der Adel inständig begehrete, daß er die Aufsicht über das Opernhaus auf dem Heumarkt

(Hay-

(Hay marcket) auf sich nehmen möchte, geruhete die Königin derselben Ersuchen durch ihr Ansehen ein Gewicht beyzusetzen, und gab ihm, zum Zeichen ihrer Achtung für seine Verdienste, eine jährliche Pension von 200 Pf. Zeit seines Lebens. Händel blieb hier, ungeachtet seiner Verbindung zu Hannover, bis zum Tode der Königin 1714, nachdem die zu seiner Rückkehr bestimmte Zeit längst verflossen war.

Nachdem der hochsel. König den Thron bestiegen, durfte Händel, weil er sich seines übeln Verhaltens bewust war, es nicht wagen am Hofe zu erscheinen. Allein sein Freund der Baron Kielmansegg, welcher zu seinem Glücke mit dem Könige übergekommen war, bewegete verschiedene Grosse, sich seiner anzunehmen; und nachdem er den König zu einer Lustbarkeit auf dem Wasser vermogt, ließ er dem Händel davon Nachricht und zugleich Befehl geben, bey dieser Gelegenheit mit einer Musik sich fertig zu halten. Diese wurde so hurtig, und mit solchem Fleisse verfertiget, als sein Belang bey dem glücklichen Ausgange der Sache es erfoderte, und an dem bestimmten Tage von ihm selbst vollführet. Der König welcher zugleich vergnüget und bestürzet wurde, fragte: von wem die Musik wäre, und wer diese Ergötzlichkeit ohne sein Vorwissen veranstaltet hätte. Darauf brachte der Baron den Schuldigen

digen zum Vorschein, und bat um Erlaubniß ihn Sr. Majestät vorzustellen als einen welcher sein Verbrechen gar zu lebendig erkennete, als daß er es zu entschuldigen suchen solte, aber von Herzen bereit wäre dafür zu büssen. Diese Fürbitte wurde gütig aufgenommen; Händel kam wieder in Gnaden; seine Wassermusik wurde mit dem höchsten Beyfall beehret, und der König vermehrete die jährliche Pension von 200 Pf., welche die Königin ihm für seine Lebenszeit ausgesetzet hatte, mit noch 200 Pf. welche Summe bald hernach bis zu 400 erhöhet wurde, indem ihm aufgetragen wurde die jungen Prinzeßinnen in der Musik zu unterrichten.

Im Jahre 1715 machte er die Oper Amadige, und hielte sich seit der Zeit fast beständig bey dem Grafen von Burlington auf. Gleichwie Herr Pope einen vertrauten Umgang mit diesem Herrn hatte, so geschahe es oft, daß er zugleich mit Händeln bey ihm speisete. Hatte Pope das zarteste Ohr für die poetische Harmonie, so fehlete solches ihm schlechterdings in Absicht auf die Musik; denn er sagte oft, wenn Händel seine besten Stücke gespielet hatte, frey heraus, daß sie kein Vergnügen bey ihm erwecketen. Doch sein Freund Arbuthnot nöthigte ihn Händels vorzügliche Gaben zu gestehen, wann derselbe, wie Pope ihn einmal ernstlich um seine Meynung fragte, zur Antwort

wort gab: Wenn ihr euch seine Geschicklichkeit so hoch als möglich ist vorstellet, so übersteiget sie noch alles was ihr euch vorstellen könnet. Von dem Jahre 1718 bis 1720 hielte Händel sich mehrentheils zu Cannons, dem berühmten Schlosse des Herzogs von Chandois, welcher damals in vollem Glanze war, auf. In den beyden letzten Jahren componirte er nur den Theseo, und Pastor Fido. Denn Buononcini und Attilio arbeiteten für die Oper. Ungefähr um diese Zeit aber wurde von dem Adel ein Entwurf gemacht auf dem Heumarkt, eine Art einer Academie zu errichten, mit der Absicht, einen steten Vorrath von Opern bey der Hand zu haben, welche vom Händel solten componiret, und unter dessen Aufsicht aufgeführet werden. Man nahm zu dem Ende eine Unterschreibung vor, wo des Königs Name oben an erschien, und die Gesellschaft wurde mit dem Namen einer königlichen Academie beehret. Wie die Summe, zu welcher man sich unterschrieben hatte, sich auf nicht weniger den 50000 Pf. belief, wovon der König 1000 auf sich genommen hatte; so war dabey das Vornehmen, daß das Werk 14 Jahre gewiß fortdauren solte. Um diesen Anschlag zu Stande zu bringen, verließ Händel Cannons, und begab sich nach Dresden, um Sänger zu bekommen, woselbst er auch Senesino und Duristanti in Diensten nahm,

und mit sich nach England brachte. Buononcini und Attilio hatten noch eine starke Parthey; dieselbe war aber der Verbindung, welche Händel zu Stande gebracht hatte, nicht gewachsen. Im Jahre 1720 erhielte er also Erlaubniß, seine Oper Radamisto vorzustellen, wobey das Haus so voll wurde, daß viele wegen der unmäßigen Hitze in Ohnmacht fielen, und eine grosse Anzahl, welche hatten draussen bleiben müssen, 40 Schillinge (*) für einen Platz in der Gallerie boten, nachdem sie anderwerts keinen Raum mehr finden können. Der Streit zwischen Buononcinis und Händels Parthey wurde indessen immer hitziger, und die Grossen theileten sich in zwo Factionen, welche sich einander mit grosser Heftigkeit den Kopf boten. Endlich verglich man sich, beyde mit einander um den Vorzug streitende Meister, solten zugleich, aber dergestalt, an einer Oper arbeiten, daß ein jeder einen besondern Aufzug verfertigte, und derjenige, welcher einstimmiger Weise für den geschicktesten würde erkläret werden, solte im Besitze des Hauses bleiben. Die Oper hieß Muzio Scävola, und Händel machte den letzten Aufzug. Man sagt, daß man schon in der Ouvertüre desselben Händels Vorzug erkennet habe: wie aber der Aufzug selbst gespielet wurde, blieb nicht

der

(*) Diese machen 2 Pf. St. welche dazumahl ohngefehr 12 Rthlr. betrugen.

der geringste Vorwand des Zweifels oder Widerspruchs übrig. Die Academie wurde also auf einen festen Fuß gesetzet, und Händel, welcher zum Componisten bestättiget wurde, hatte beynahe neun Jahre mit erwünschtem Fortgange die Aufsicht darüber.

Um diese Zeit aber geriethen Händel und Senesino mit einander in Streit. Senesino klagte über Händels Tyranney, und Händel über Senesinos Widerspenstigkeit. Alle Hofnung eines gütlichen Vergleichs zwischen diesen beyden wichtigen Personen gieng verloren, und ungeachtet die Grossen selbst ihre Vermittelung vorschlugen, war alles vergeblich; ja endlich nahmen sie selbst Parthey in diesem Streite. Sie wolten nicht zugeben, daß Händel, zur Befriedigung seiner eigenen Empfindlichkeit, einer Person Abschied geben solte, welche zu ihrer Ergötzung so nothwendig war; und Händel wolte mit jenem, ihnen zu gefallen, nichts weiter zu thun haben. Ein eben so heftiger Streit erhob sich auch zwischen Faustina und Cuzzoni. So wurde also zuletzt die Hofnung einer Gesellschaft vereitelt, von welcher der König selbst das Haupt war, und wozu fast der ganze Hof gehörete, nachdem man sich zu der ungeheuren Summe von 50, 000 Pf. für eine musikalische Ergötzung unterschrieben hatte: dis geschahe durch den Hochmuth der Personen, welche

ihre eigene Thorheit, durch ausschweifende Lobeserhebung und Verschwendung trotzig gemachet hatte.

Obschon aber die Academie solchergestalt eingegangen war, blieb Händel doch immer auf dem Heumarkt; er empfand aber bald, daß er nicht so unentbehrlich wäre, als er sich eingebildet hatte. Denn nachdem Senesino den Abschied bekommen, verliefen sich seine Zuhörer, und das Publicum bestrafete mit Recht seinen Trotz, wodurch er sich hatte verführen lassen seine Rache auf desselben Kosten zu vergnügen. Er verband sich darauf mit Heideggern, um gemeinschaftlich mit demselben die Oper fortzusetzen, gieng bald darauf nach Italien neue Spieler anzunehmen, und kam mit Stroda, Bernachi, Fabri, Bartoldi und andern mehr zurück; ward aber bald gewahr daß es ein Unterscheid sey, mit dem brittannischen Hofe, und mit Heideggern, in Verbindung zu stehen.

Der Adel, welchem er vor den Kopf gestossen hatte, brachte eine neue Unterschreibung, die Oper in dem Komödienhause zu Lincolns-Inn Fields, wider ihn fortzusetzen, zu Stande, und unter andern Porpora und Farinelli an Porpora war der Verfasser verschiedener Cantaten, welche man bewunderte, und Farinelli bezauberte alle seine Zuhörer mit seiner ausnehmenden Stimme. Hierwieder hielte es Händel in Gesellschaft mit

Hei-

Heideggern zwey Jahre, und hernach allein, ein Jahr aus. Endlich aber muste er nachgeben, und den Heumarkt seinen Nebenbuhlern überlassen.

Nach diesen bemühete er sich umsonst nach dem von seinem Nebenbuhlern verlassenen Hause, in Lincolns-Inn-Fields, Zuhörer zu ziehen; weil er aber keine Hofnung sahe, damit zum Zwecke zu kommen, begab er sich nach Coventgarden und trat mit Herr Rich in Gesellschaft. Zu Coventgarden stellete er im Winter 1733. seine Oper Ariadne vor, mitlerweile eine Oper desselben Namens, welche Porpora componiret hatte, auf dem Heumarkt gespielet wurde; er muste aber mit Verdruß erfahren, daß er, ob er gleich in der Music dem Porpora überlegen war, doch der Stimme des Farinelli nachgeben muste. Dis muste ihn um so vielmehr demüthigen, weil er allen vorigen Beyfall sich allein zugeeignet, und einen Sänger gering geschätzet hatte, welcher, wie nun die Erfahrung lehrete, berechtiget gewesen, denselben mit ihn zu theilen. Dem ungeachtet fuhr er fort, mit derselben Hartnäckigkeit, als er angefangen hatte, ihnen den Kopf zu bieten; bis er sich endlich genöthiget sahe, fast alle seine Capitalien aus öffentlichen Cassen herauszunehmen, um die Schulden, worein sein Zank ihn verwickelt hatte, abzutragen. Nun sahe er endlich, daß es Zeit wäre,

nachzugeben; allein seine Widerwärtigkeiten hatten dergestalt seine Leidenschaften erreget, daß nicht allein seine Gesundheit, sondern so gar auch sein Verstand eine Zeitlang darunter leiden muste. Sein rechter Arm wurde durch einen Schlagfluß gelähmet, und zu Zeiten war er in seinen Worten und Handlungen so wunderlich, daß man an der Verwirrung im Haupte nicht zweifeln konte.

Endlich wurde er doch von diesem elenden Zufalle wieder curiret, und zwar vornehmlich durch das achener Bad, und kam 1736 nach London zurück. Bald nach seiner Wiederkunft wurde sein Alexander Fraſt zu Coventgarden gespielet und wohl aufgenommen. Mitlerweile war das Opernhauß auf dem Heumarkt, durch mancherley Misverstand und übele Verwaltung von seinem Glücke und Glanze so sehr herunter gekommen, daß Lord Middlesex, um demselben wieder aufzuhelfen, die Direction selbst auf sich nahm, und sich noch einmal zum Händel wandte, die Musik dafür zu verfertigen. Händel machte für den Lord zwo Opern, Faramondo und Alessandro Severo. Die letzte war ein Pasticio; beyde wurden auf dem Heumarkt gespielet 1737, und Händel bekam dafür tausend Pfund.

Der Unwille des Publicums gegen Händel fieng nun an, der Ueberzeugung von seiner Geschicklichkeit nachzugeben. Im Jahre 1738 brachte

eine

eine Oper, welche zu seinem Vortheile gespielet wurde, ihm auf einen Abend 1500 Pf. ein, und es fehlete ihm nichts, sich wieder in seinen vorigen glücklichen Zustand zu setzen, als seinen Gegnern, in Dingen, die sie mit Recht fodern konten, nachzugeben.

Doch das erlaubete seine hitzige Gemüthsart nicht; und damit er nicht länger unter der Verbindlichkeit stünde, sich nach den Willen von andern zu richten, wolte er sich nicht weiter mit Unterschreibungen einlassen. Nachdem er noch etliche wenige Opern in Coventgarden, ohne Beyfall gespielet hatte, führete er eine andere Art von Musik, Oratorio genannt, ein, welche er der angebohrnen Ernsthaftigkeit der Engländer gemässer zu seyn erachtete. Da der Stoff dieser Stücke allezeit aus der biblischen Geschichte genommen wurde, wolten einige es für eine Entheiligung ansehen, dieselbe in Musik zu setzen und im Komödienhause vorzustellen. Diese Gedanken fanden indessen keine so allgemeine Beystimmung, daß es verboten wurde die Oratorio als dramatische Unterredungen zu singen: sie wirkten aber doch dieses aus, daß sie nicht als Schauspiele durften vorgestellet werden; wodurch sie aber viel von dem lebhaften Ausdruck und die Vollkommenheit verlohren, welchen ihnen die Action, Kleidung und die Maschinen würden gegeben haben.

Seine Oratorio hatten nicht das Glück, welches sie verdieneten; indessen setzte er sie in der Fastenzeit, bis 1741 fort, da seine Sachen so schlecht liefen, daß er England verließ, und nach Dublin gieng, um daselbst sein Glück zu versuchen. Das erste was er hier that, war die Vorstellung seines Meßias (welcher in England nur kaltsinnig war aufgenommen worden) zum Vortheil des Stadtgefängnisses. Dis brachte alles, was nicht allein die Musik liebete, sondern auch ein Herz voller Mitleiden, und eine Neigung Unglücklichen zu helfen hatte, beysammen. Gleichwie der Stoff dieses Oratorio sich besonders wohl auf die Gelegenheit schickete, so wurde die Wohlthat durch den Zustand, worin Händels Sachen sich befanden, ausnehmend erhöhet. Er wurde in Irrland auf eine Art empfangen, welche eine lebhafte Empfindung seiner Verdienste zu erkennen gab, und als ein stillschweigender Verweiß anzusehen war, daß man in England so lange ihm entgegen gewesen war. Während seines Aufenthalts in Irrland, welches etwa 9 Monate waren, verbesserten sich seine Umstände; er fand bey seiner Rückkunft 1741 und 42, das Publicum viel besser gegen sich gesinnet, und wurde endlich wiederum desselben Liebling; wozu die rühmliche Erwähnung, welche Herr Pope, im vierten Buche seiner Dunciade von ihm gethan, wahr-

wahrscheinlicher Massen nicht wenig beygetragen hat.

Er fieng alsobald seine Oratorios, wovon Simson der erste war, zu Coventgarden wieder an, und dieselbe wurden mit grossem Beyfall aufgenommen. Im Jahr 1743 stelleten sich einige schlagrührige Zufälle wieder ein; und 1744 fiel er bey einer Dame, welche in grossen Ansehen stand, in die höchste Ungnade, welche all ihr Vermögen, ihn zu stürzen, obwohl umsonst, anwendete. Sein Meßias, welcher vorhin so kaltsinnig war aufgenommen worden; wurde itzt am meisten geliebet; welches ihm Anlaß gab, daß er, mit einer edlen Menschenliebe, die einem jeden Charakter Ehre gemachet hätte, den Schluß fassete, denselben jährlich einmal, zum Vortheil des Fündlingshospitals, aufzuführen; welche Stiftung damals noch in ihrer Kindheit war, und nur durch den Beytrag einiger Privatpersonen unterstützet wurde.

Im Jahre 1751 ward er blind, durch die Augenkrankheit, welche man Gutta Serena nennet. Diese benahm ihm allen Muth, und er konte sich nicht eher zufrieden geben, bis er etliche Operationen, die so vergeblich als schmerzlich waren, ausgestanden hatte. Man möchte sich billig verwundern, daß er in solchem Zustande jemand habe finden können, der eine Operation an seinem Auge

verrichtet, angesehen man die Gutta Serena leicht erkennet, und weiß, daß sie durch äusserliche Mittel nicht heilbar ist: allein man wird die Sache leicht begreifen, wenn man weiß, daß der Ritter Taylor, welcher ausser Landes so viele Wunder verrichtet hat, von ungefähr eben zu der Zeit in England gewesen: denn wenn gleich die Operation Händels Augen nichts geholfen, so hat sie doch dem Ritter Geld in den Beutel gebracht.

Diese ganze Zeit her, hatte er seine Oratorios mit ununterbrochenem Fortgange fortgesetzet: wie er aber die Unmöglichkeit, sie allein zu unterhalten, merkete, nahm er Herrn Smith zum Gehülfen an, welcher, auf sein Ersuchen, oft statt seiner spielete, und die Musik dirigirete. Mit dessen Beystande setzte er also seine Oratorios bis acht Tage vor seinem Tode fort. Seit dem Weinmonate 1758 nahm seine Gesundheit sehr stark ab, und er verlor seinen Appetit, welcher sehr scharf gewesen, und von ihm auf alle mögliche Art war vergnüget worden. Er stellete seinen Tod sich ganz gewiß vor, und wolte sich mit keiner Hofnung der Wiederaufkunft schmeicheln lassen. Sein Verstand aber, welcher in dem letztern Theile seines Lebens zuweilen sehr verwirret gewesen, blieb beständig bey vollen Kräften; wie aus verschiedenen Gesängen, Chorliedern und andern Compositionen, welche als die letztern Töne seiner sterbenden Stim-

me

me anzusehen sind, erhellet. Am 6 April 1759, war er bey Aufführung seines letzten Oratorio noch gegenwärtig, und am 14 starb er. Am 20 leistete Dr. Pearce, Bischof zu Rochester, ihm die Leichenceremonien, er wurde in die Westmünsterabthey begraben, alwo auf Händels Verlangen, und eigne Kosten ein Grabmahl zu seinem Gedächtnisse wird aufgerichtet werden.

Dis ist das Bild von Händel, dessen Charakter, bey allen seinen Fehlern nichts niederträchtiges hatte. Besas er Stolz; so war sein Stolz einförmig; er war nicht heute ein Tyrann und morgen ein Sclave; nicht hier ein Tadler und dort ein Schmeichler. Er behauptete seine Unabhänglichkeit in Umständen, in welchen andere sich würden eine Ehre draus gemacht haben unterwürfig zu seyn. Er war freygebig selbst in seiner Armuth, und bedachte seine alten Freunde wie er reich geworden. Er schickte noch als ein Knabe seiner Mutter Geld zu, da sie sich verbunden achtete, ihn mit Gelde zu unterstützen. Er übersandte mehr als einmal Geschenke an die Witwe seines alten Lehrmeisters Zachau, wie er hörete daß sie Mangel hätte, und würde auch ihrem Sohn unter die Arme gegriffen haben, wenn er nicht versichert gewesen wäre, daß er durch Geld nur desto lasterhafter würde geworden seyn. Den grössesten Theil seiner Güter, welche sehr ansehnlich

lich waren, hinterließ er seiner Schwester Tochter; seine musicalischen Schriften aber vermachte er Herrn Smith, von welchem die Oratorios, gemeinschaftlich mit Herrn Stanley, deren Geschicklichkeit der Welt längst bekant sind, stets fortgesetzet werden.

* *

XIX.

Die beste Art
die Länge auf dem Meere
zu entdecken,
vermittelst einer Beobachtung der mittägigen Distanz des Mondes und der Sterne,
den
Herren Commissarien
über die Entdeckung der Länge auf dem Meere
überreichet
von **Francis Bodkin.**

(Gentl. Magaz. 1760. Brachm. S. 261.)

Gesetzt, wenn der Mond an den Meridian zu Greenwich komt, daß einer von den Fixsternen zween Grad mehr nach Westen, als der Mond ist; wenn nun einer zur See bemerket, daß an dem Tage der Fixsterne ein Grad

We-

weniger nach Westen ist, wann der Planet zu dem Meridian komt, worin er ist, und daß in Vergleich seiner Geschwindigkeit, er auch in derselben Progreßion fortläuft; so ist das Schif alsdann 27° 19′ 17″ nach Osten von dem Meridian zu Greenwich. Wird der Fixstern zur See einen Grad mehr nach Westen gefunden, so ist das Schif 27° 19′ 17″ nach Westen von dem Meridian zu Greenwich. Folglich, wenn der Fixstern eine Minute weniger nach Westen ist, so ist das Schif 27 Min. nach Osten von dem Meridian zu Greenwich; oder wenn es eine Minute mehr nach Westen ist, so ist das Schif 27 Min. nach Westen von dem Meridian zu Greenwich, und so weiter in gleicher Proportion. Da aber der Mond in seiner Geschwindigkeit abwechselt, so muß man dieser Veränderung wegen etwas zugeben, und Æquations Tabellen gemacht werden. Diese Tabellen können so genau, als es erfordert wird, verfertiget werden, indem man mit einem Fernglaß, und Micrometer Beobachtungen anstellet, wodurch die Entfernung der Fixsterne abgemessen werden, nicht eigentlich von dem Mond, sondern von dem Meridian, wenn der Mond zu dem Meridian komt.

Der Meridian muß durch eine Linie in dem Glase des Seherohrs von dem höheren zu dem niederen Theile desselben unterschieden werden;

das

das eine Ende dieser Linie in der Beobachtung muß einen merkwürdigen Flecken oder Berg des Monden zu berühren scheinen, wenn er bey seiner Meridianshöhe ist; alsdann bezeichnet die besagte Linie den Meridian genau.

Die Entfernung eines jeden Fixsterns, von dem Meridian, der dem Mond nahe ist, muß durch die Schraube des Micrometers, oder durch Linien in Zölle eingetheilet, und wiederum in geringere Abtheilungen untergetheilet werden. Diese Linien müssen die Meridianlinie des Fernglases in rechten Winkeln durchschneiden.

Stellet man nun Beobachtungen auf dem Meere an, so muß man das Fernglaß auf ein Fusgestell stellen, (es muß eine Stange oder Richtscheid von gefügter Höhe seyn) mit bleiernen Kugeln versehen, welche an einem Drath hangen, und quer über durch die gegenseitige Spitzen des Compasses und des Schifs gehen. Zum Exempel, wenn eine bleierne Kugel quer über durch Norden oder Süden, oder von der rechten Seite des Schiffes zur linken, oder von der linken zur rechten Seite des Schiffes gehet, so muß eine andere so gestellet werden, daß sie durch Osten oder Westen oder von dem Vordertheil des Schiffes bis zum Hintertheil, oder von dem Hintertheil, bis zum Vordertheil des Schiffes sich drehen kan.

Daß

Das Fußgestell muß mit diesen Kugeln eben gestellet werden, und dabeneben gerade in die Höhe oder perpendiculär, durch einen Gehülfen, der eine feste Hand hat, und durch den Gebrauch dergleichen Kunstwerke, die dem Seecompas gleichen, in welchen durch ein proportionirtes Gewicht das Fußgestell unten in Angeln, nach der Querseite sich drehen und wenden kan. Ferner muß man sich eines Mikroskops bedienen, um die Kugel zu übersehen, ein Schirm wird erfordert, den Wind abzuhalten. Dabeneben muß das Fernglaß, oder ein jedes anderes mathematisches Werkzeug, ungeachtet der Bewegung des Schifs, allzeit in demselben festen Stande in Absicht auf das Zenith, besonders in guten Wetter, gehalten werden.

Fußgestelle müssen gemacht werden, auf welchen eine Kugel allein die mancherley Abweichung des Schifs in Absicht des Zenith zeiget. Das Fernglaß wird auf dem Fusgestelle so gesetzet, daß man es von der einen Spitze des Compasses bis zur anderen leicht bewegen kan, ohne jenes zu bewegen.

Nach dieser Vorschrift wird nicht weiter erfordert den Ort des Monden zu wissen, als nur in seiner Abweichung, entweder zur See, oder an dem Meridian zu Greenwich, oder anderswo. Es wird nur blos erfordert, des Mondes gerade

Ascen-

Ascension ausfindig zu machen, von welcher man Tabellen nach der allgemeinen Meynung der Sternkündiger aus den schon angestellten Beobachtungen, innerhalb ein oder zwey Minuten eines Grades verfertigen muß. Durch die künftige Beobachtungen aber mit dem neu erfundenen Micrometer, welcher die Entfernung der Sterne gerade zu von dem Meridian abmißt, kan man bis auf wenige Secunden eines Grades dieses vorher ausrechnen, wovon eine genauere Entdeckung der Länge abhänget.

Dabeneben ist es eine Unmöglichkeit des Mondes genauen Standplatz in Betracht seiner Abweichung zu finden, dieweil der Mond allzeit einige Parallax und Refraction der Abweichung hat, ausgenommen innerhalb den Wendezirkeln, wenn er gerade Ost oder West, oder eben in dem Zenith stehet. Des Monden gerade Ascension kan aber mit dem Meridionalmicrometer zu allen Zeiten genau beobachtet werden, dieses erhellet bey dessen Meridianhöhe nahe bey einem der Fixsternen, weilen derselbe keine Parallax oder Refraction der geraden Aufsteigung hat, wann er die Meridianhöhe erreichet hat.

Es wird ferner erfordert, die Abweichung des Fixsterns zu bemerken, denn je grösser dessen Abweichung ist, desto weniger Raum wird ein Grad,

Minute oder Secunde machen, und sich von dem Meridian entfernen.

Die Meridianhöhe eines merkwürdigen Flecks oder Berges in dem Mond kan ein ander mit einem der Quadranten, die gemeiniglich zur See gebrauchet werden, beobachten. Dieser muß demjenigen, welcher mit dem Fernglaß und Micrometer Beobachtungen anstellet, Nachricht davon ertheilen, und darauf die Entfernung eines der Fixsterne von dem Meridian bemerken. Oder die Meridianhöhe des Mondes kan von demselben Beobachter mit demselben Fernglase und Micrometer mit einem astronomischen Quadranten gehörig vereinigt, weit genauer genommen werden. Dieser Quadrant wird durch die Anwendung derselben Maschine als wie das Fernglaß in solcher Stellung, in Absicht auf das Zenith regieret, damit man die Höhe auf dem Meere ohne Horizont nehmen könne.

Die bleiernen Kügelgen des Meer Fusgestells, welches ich vorher beschrieben, wird Hand und Auge unvermeidlich so regieren damit das Werkzeug seine ordentliche Stellung auf dem Schiffe bekomme, die nothwendigen Beobachtungen damit anzustellen.

Wenn auch gleich die Bewegung des Schiffs, oder irgend eine andere Ursache einen Irrthum von wenigen Minuten eines Grades in der Beobach-

tung der Meridianhöhe des Mondes verursachen würde; so würde es doch nur blos ein Fehler weniger Minuten eines Grades in der Länge seyn, weilen der Unterscheid nur wenige Secunden eines Grades seyn würde, nemlich was die Entfernung des Fixsterns von der Meridianlinie des Fernglases betrift.

Im Falle aber eines solchen Fehlers, damit die Beobachtung desto genauer und recht angestellet werde, muß der Fixstern in der Nachbarschaft des Mondes, und in gefügter Entfernung vom Zenith stehen. Geschiehet die Beobachtung an derselben Seite, wo des Mondes Parallelabweichung ist, so ist es vom Zenith desto entfernter, und die Beobachtung desto genauer. Man kan dieses mit einem Triangel beweisen. Die eine Seite desselben ist ein Segment einer Linie, welche von einem gewissen Punct des Mondes bis zum Zenith gehet, wenn es innerhalb wenigen Minuten von dessen Meridianhöhe, oder wenige Minuten jenseits dessen Meridianhöhe ist. Die andere Seite des Triangels, ist eine Linie von demselben Punct des Monds bis zu den beobachtenden Stern, und die andere Seite, eine Linie von dem Stern bis zur Zenithlinie, um die Zenithlinie in rechten Winkeln zu vereinigen.

Wenn aber der Stern an der andern Seite des Mondes parallel der Abweichung ist, so ist

es

es dem Zenith desto näher, und die Beobachtung desto genauer, wie mân solches ebenfals durch einen Triangel beweisen kan, nemlich an der andern Seite des Mondes parallel der Abweichung.

Je mehr in einem von beyden Fällen der Ort, wo die Beobachtung angestellet wird, nördlich, oder südlich des Monds parallel der Abweichung ist, je genauer ist die Beobachtung.

So wie es eine ausserordentliche Genauigkeit und Erfahrung erfordert, und nicht anders als durch Fleiß und Ausübung gelernet werden kan; so würde es eine lobenswürdige Sache seyn, wenn besondere astronomische Schulen für diesen Zweig der experimental Sternkunst aufgerichtet würden.

Ich zweifle nicht, daß die Länge auf der See kan durch diese Vorschrift innerhalb einem halben Grad eines Zirkels, und oft noch näher auf eine leichte und gewisse Art entdecket werden könne.

Diese Erfindung wird in der Schiffart einen grossen Nutzen stiften, obgleich die anderen Methoden, nemlich durch Beobachtung der Eclipsen des Jupiters Trabanten, und durch Abmessung der Zeit mit einer Uhr wie man hoffet, auch für gut gehalten werden. Denn die Beobachtungen über die Länge kan häufiger und genauer durch den Mond und die Sterne, als durch die Eclipsen der Trabanten des Jupiters, und einer Uhr, welche bisweilen wieder gerichtet werden muß; an-

gestellet werden. Nach dieser Vorschrift kan es zur See verbessert werden, und wird folglich zur Entdeckung der Länge nützlich seyn, wann der Mond zu der Zeit, da er zu seinem Meridian komt, unsichtbar ist; oder die Sterne durch die zwischen kommende Wolken, oder wegen des Sonnenlichtes, nicht zu sehen sind.

Diese Lehrart kan augenblicklich in die Uebung gebracht werden, wenn die Tabellen, welche von des Mondes geraden Ascension gemacht sind, ganz genau vorher ausgerechnet werden, welches man durch Versuche bald erfahren kan, und vermuthlich schon erfahren hat. Durch künftige Beobachtungen kan besagte vorhergehende Ausrechnung verbessert, und zu einer so grossen Vollkommenheit, als man erwarten kan, das ist, zu innerhalb wenigen Secunden eines Grades gebracht werden.

Die andern grossen Schwierigkeiten, welche aus den Parallaxen und Refractionen entstehen, hat man in dieser Vorschrift, vollkommen gehoben.

Diese Methode der Entdeckung der Länge auf dem Meere, ist die Erfindung und Verfertigung des

Ew. ꝛc. Gehors. D. Francis Bodkin

der Herren Commissarien.

NB.

NB. Diese Art der Entdeckung der Länge zur See ist niemals vorher vorgestellet worden. Es hängt von den Experimentalastronomen und den Verfertigern mathematischer Instrumenten ab, dieses in die Ausübung zu bringen.

Die Veränderung der Geschwindigkeit des Mondes, wovon ich bereits geredet habe, betrift nur allein den Lauf des Mondes vom Westen nach Osten, oder dessen aufsteigenden Fortgang, in Absicht auf die Fixsterne. Da diese Veränderung nicht verworren ist, so können leicht astronomische Tabellen für die Länge gemacht werden, und die Länge selbst durch Hülfe des Meridionalmicrometers, welches ich beschrieben habe, auf eine leichte Art entdecket werden.

XX.

Herr de la Condamine Verhandelung von der Einpfropfung der Kinderblattern,

welche 1754. den 24 April der königl. Academie der Wissenschaften zu Paris vorgelesen worden.

Sie bestehet aus drey Theilen. In dem ersten wird das vornehmste, was zur Historie derselben gehört, erzählet. In dem andern werden die Einwürfe wider dieselbe geprüfet. In dem dritten werden einige Folgen aus dem was in den beyden ersten Theilen vorgetragen worden, gezogen, und die Vortheile der Einpfropfung in ihr Licht gestellet. Wir wollen dieser Ordnung folgen, und von jeden Theile besonders handeln.

(Univers. Mag. 1760. May. p. 232.)

Historie der Einpfropfung der Kinderblattern.

Die künstliche Mittheilung der Blattern eine Operation, welche itzt gemeiniglich die Ein-

Einpfropfung heisset, ist seit undenklichen Zeiten in Circaßien, Georgien und den am caspischen See stossenden Ländern, im Schwange gewesen. Wie unbekant sie auch in dem grössesten Theile von Europa war, bedienete man sich derselben doch im Fürstenthum Wallis in England. Sie war ehemals in Griechenlande und der Türkey bekant, ist aber daselbst nachher in Abgang gerathen, und in Constantinopel nicht eher wieder in Gebrauch gekommen, als am Ende des vorigen Jahrhunderts, wie eine thessalische Frau sie daselbst wiederum mit sehr glücklichen Erfolge, doch nur unter dem gemeinen Volke, trieb. Dieser Gebrauch ist sehr alt, und allgemein in Cephalonia, einer Insel unter venetianischer Botmäßigkeit; wie auch in Morea und der Insel Candia. Ausserhalb Europa, finden wir ihn in Bengalen; und er ist auf dieser Küste, wie auch in dem Inneren von Africa, zu Algier, Tunis und Tripoli, schon so lange im Schwange gewesen, daß man seinen Ursprung nicht mehr kennet; wiewohl es wahrscheinlich ist, daß er daselbst zur Zeit der Araber eingeführet worden. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde die Krankheit in China eingepfropfet, doch nicht vermittelst eines Einschnitts, sondern durch die Nase, indem man die pulverisirte Materie einiger getrockneten Blätter einschnupfete. Alles dieses war in Vergessen-

senheit gerathen, bis Emanuel Timons, ein griechischer Arzt, und Mitglied der beyden hohen Schulen zu Padua und Oxford, welcher sich vorgenommen hatte die Einpfropfung wieder einzuführen, eine weitläuftige Beschreibung davon gab, in einem Briefe an Dr. Woodwart, welcher von Constantinopel 1713 im Christmonate geschrieben. Während der acht Jahre, da er in jener Hauptstadt mit dieser Operation beschäftiget war, haben sich nur zween unglückliche Fälle begeben, welche doch aus Ursachen, die nicht mit der Einpfropfung verwandt waren, entsprungen. Denn der eine Patiente starb an der rothen Ruhr, am 32. Tage, und der andere an einer Entkräftung (Marasmus,) am 40 Tage, nach der Operation.

Jacob Pilarini, auch ein griechischer Arzt, welcher diesen neuen Gebrauch lange Zeit gemißbilliget hatte, aber endlich durch die Erfahrung von desselben Nutzbarkeit völlig war überzeuget worden, schrieb eine Schutzschrift für die künstliche Blattern, in einem kleinen lateinischen Werke, welches zu Venedig 1715 gedruckt worden. Obbemeldete thessalische Frau versichert, daß sie im Jahre 1713, sechstausend Personen die Blattern eingepfropfet hätte. Unter dieser Anzahl waren die meisten englische, holländische und französische Kaufleute, welche sich zu Constantinopel gesetzet hatten. Anton le Duc, ein anderer Grieche, welcher

cher von dieser Frauen sich einpfropfen lassen, und hernach im Jahr 1722 zu Leiden den Doctorhut empfieng, behauptete den Gebrauch der Einpfropfung in seiner öffentlichen Schrift.

Mad. Wortley Montague, des englischen Botschafters an der ottomannischen Pforte Gemahlin, ließ daselbst im Jahre 1717, durch ihren Wundarzt ihrem einzigen Sohne, einem Kinde von etwa sechs Jahren, und nach ihrer Wiederkunft in England, ihrer Tochter die Blattern einpfropfen, welchem Vorgange verschiedene Personen von Ansehen folgeten. Auf Ansuchen der Gesellschaft der Aerzte in London, wurde mit sechs Missethätern ein Versuch gemacht, welcher denselben ein Leben, dessen sie sich durch ihr Verbrechen verlustig gemacht hatten, rettete. Die hochsel. Königin, damals noch Prinzeßinn von Wallis, ließ ihre beyde jüngste Töchter, die hochsel. Königin von Dännemark, und die hessencasselsche Prinzeßinn, im Jahre 1722, einpfropfen. Diese Operation, welche unter Aufsicht des Dr. Sloane verrichtet wurde, trug sehr viel dazu bey, den Ruhm dieses neuen Verwahrungsmittels zu befestigen. Derweile indessen die berühmtesten Aerzte, von Großbritanien, ein Sloane, ein Fuller, ein Arbuthnot, ein Jurin, ein Mead ꝛc. sich für Gönner der neuen Methode erkläreten, und dieselbe in ihren Schriften anpriesen; derweile Dr. Shadwell und an-

dere sie so gar bey ihren Kindern anwendeten: wolten Blackmore und Wagstoffe, zween ziemlich unbekante Aerzte, und Massey ein Apothecker, sich durch Verbannung derselben einen Namen erwerben. Derweile der Bischof von Salisbury und mehrere Casuisten ihre Kinder einpfropfen liessen, behaupteten andere Gottesgelehrte, daß dieses den Zorn des Himmels gegen die Nation reitzete; zu dessen Erweise einige so unvernünftig waren, sich auf die grosse Anzahl der an den natürlichen Blattern gestorbenen zu berufen: ja ein gewisser Geistlicher scheuete sich nicht in einer Predigt zu behaupten, der Teufel selbst hätte dem Hiob die Blattern vermittelst dieser höllischen Methode beygebracht.

Indessen, gleichwie man in Constantinopel die Erfahrung hatte, daß daselbst in einem Jahre mehr als 10000 Personen diese Probe glücklich überstanden, so wurde auch in England eine grosse Anzahl, ohne daß jemand davon starb, eingepfropfet. Dr. Jurin, Secretair der königl. Gesellschaft, gab in den Jahren 1723 und 1724 verschiedene Schriften heraus, deren einige den Philosophical Transactions einverleibet sind, in welchen er eine Nachricht von den in Großbrittannien und Neuengland glücklich ausgefallenen Versuchen mittheilet; nebst einem Anhange von verschiedenen Briefen und Beweisen, auch einem

genauen Verzeichnisse der Kranken und derer, die sowohl an den natürlichen als künstlichen Blattern gestorben, und Vergleichung der Wirkungen von beyderley Art. Aus seiner Rechnung, welche durch einige neuere noch mehr bestättiget worden, erhellet, daß nicht allein in London, sondern auch ausser derselben Stadt, wo diese Krankheit nicht so gefährlich zu seyn geglaubet wird, gemeiniglich der siebente, sechste, ja zuweilen der fünfte von denen die die natürliche Blattern gehabt, gestorben; da hergegen bey denen die dieselbe sich einpfropfen lassen, von ein und neunzig etwa einer verunglücket, obwohl diese Methode damals noch nicht zur Vollkommenheit gebracht, auch nicht einmal erweislich war, daß die Blattern die Ursache dieses Todesfalles gewesen. Bey diesen Anfängen wagte man verschiedene Versuche bey schwachen, und nicht gehörig zubereiteten Personen; solchergestalt wurden zu Boston in Neuengland dreyhundert Personen, junge, alte, schwangere Frauen, von einem bis siebenzig Jahren, ohne Unterscheid und mit wenig Zubereitung eingepfropfet, und zwar zu einer Zeit da die Blattern herrscheten, in heissen Wetter, wovon nur fünf, das ist, einer von sechzig starb, wobey es noch zweifelhaft war, ob solches eine Würkung der Operation gewesen. Indessen giebt man vor, daß von neun- und vierzig einer gestorben, und da dieses Unglück etliche vorneh-

nehme Personen betroffen, so wurde dadurch das Geschrey derer, die sich von Vorurtheilen regieren liessen, gestärket. Die Obrigkeit trat zu: der Geist der Partheylichkeit machte sich diesen Umstand zu Nutze, und die Operation wurde unter solchen Einschränkungen, die so gut als ein Verbot waren, zugelassen. Man gab vor, die Einpfropfung schützete nicht gegen die natürliche Blattern, obwohl man kein einziges Beyspiel zum Beweise anführen konte. Weise und gemäßigte Männer urtheileten, die Klugheit erforderte, man müsse warten bis Zeit und wiederholete, Versuche mehr Einsicht in die Sache gegeben hätten.

Der glückliche Erfolg dieser neuen Methode wurde in Frankreich allererst bekant durch einen Brief des Herrn de la Coste, Dr. der Arzneykunst, welcher an Herr Dodart, ersten Arzt des Königes geschrieben war, und 1723 in Paris, mit einer Anpreisung des Herrn Burette, Doctors der Facultät zu Paris, gedrucket worden. In diesem Briefe, auf welchen noch verschiedene andere von Herr Sloane, Herrn Amyand ꝛc. folgeten, wurden die Vortheile der Einpfropfung deutlich bestimmet, die Verzeichnisse und Ausrechnungen des Herrn Jurin angezogen, und etliche neue Begebenheiten, mit vernünftigen Gründen, und einer Beantwortung der Einwürfe vorgetragen. Es geschiehet darin unter andern Meldung

dung von einer Berathschlagung von 9 der berühmtesten Doctoren der Sorbonne, welche zum Vergnügen des Verfassers, endlich zu dem Schlusse gekommen: Es sey erlaubet, in der Absicht dem gemeinem Besten zu dienen, Versuche dieses Gebrauchs zu machen. Derselbe Brief giebt zu verstehen daß Herr Dodart, und verschiedene andere berühmte Aerzte, als Herr Chirac, Helvetius ꝛc. die neue Methode gebilliget haben. In derselben Schrift wird ein Brief des Herrn Astruc angezogen, in welchem derselbe sich erkläret: Er könne nicht sehen, daß mit der Operation einige Gefahr verknüpfet wäre, und es wäre ihm lieb, daß man vorhätte sie in Paris einzuführen.

Die falschen Gerüchte, welche man von dem üblen Erfolge der Einpfropfung zu Boston im Sommer des Jahres 1723, mit Fleisse ausprengete; die grosse Anzahl derer, welche in demselben Jahre, durch die damals herrschende Blattern in London weggeraffet wurden, welche man mit Unrecht auf die Rechnung der Operation setzte; etliche unglückliche Zufälle, die aus Unvorsichtigkeit junger Personen, welche nach der Einpfropfung Ausschweiffungen begangen hatten, entstanden waren, hatten ihren Credit geschwächet. Diese Gerüchte waren nach Paris gekommen, wie die Aerzte eben entschlossen waren die Sache zu ver-

suchen. Nach dem glücklichen Erfolge in England, besonders bey der königlichen Familie, war es hohe Zeit, dasselbe auch in Frankreich, wenigstens in den Hospitälern, zu versuchen. Man wurde von dem Herzog von Orleans, Regenten von Frankreich, begünstiget: allein, kaum hatte dieser die Augen geschlossen, wie in der medicinischen Schule ein Satz behauptet wurde, welcher gegen die Einpfropfung Lärmen blies, diese Operation für strafbar, die Aerzte, welche sich damit abgaben, für Betrüger und Mörder, und die Patienten für Betrogene erklärete.

Indem so gleich darauf der neuen Methode wiederholete Streiche versetzet wurden, fiel sie bald fast in eine gänzliche Vergessenheit dahin, bis zum Jahr 1738. Während dieser Zeit wurden, selbst in England wenige eingepfropfet, und seit dem ist ihre Geschichte in Frankreich fast ganz unbekant geworden.

Mitlerweile die Einpfropfung in Europa verlor, machte sie neue Eroberungen in Asien. Die im Jahre 1723 herrschende Blattern, eine rechte Pest in Europa und America, haben muthmaßlich die ganze Welt durchgewandert. Die Tartaren, bey welchen diese Krankheit sonst ungewöhnlich ist, wurden davon angestecket, und es musten die mehresten, welche nicht mehr Kinder waren, daran sterben. Vater Dentrecaller, ein iesuitischer

scher Mißionair, berichtet in seinem sehr merkwürdigen Briefe, vom 11 May 1726, aus Peking, daß der Kayser von China im Jahre 1724, etliche Aerzte seines Pallastes nach der Tartarey gesendet habe, um daselbst die künstlichen Blattern zu säen; denn so nennen die Chineser ihre Methode der Einpfropfung, wovon wir bald an seinem Orte reden werden. Zweifelsohne sind diese chinesischen Aerzte glücklich gewesen, weil sie viele Pferde, Felle und Pelzwerke, welche der Tartaren ihr Geld und Schätze sind, mit zurück gebracht.

An andern Oertern wurde die Einpfropfung nach europäischer Weise, während ihres Vorfalls, in der Stille fortgesetzet. Von ihrem glücklichen Fortgange wurde zwar nicht viel Wesens gemacht, indessen blieben ihre vortheilhafte Wirkungen darum nicht verborgen beydes in der alten und neuen Welt. Es geschahe ungefähr im Jahre 1728, daß ein carmeliter Mißionair, in der Nachbarschaft der portugiesischen Colonie von Großpara in Südamerica, wie er sahe, daß alle Indianer von seiner Mißion, an der Blatternseuche nach einander wegstarben, und kein einziger, der davon angegriffen worden, wieder aufkam; den ganzen Rest beym Leben erhielte, indem er es wagte die Blattern ihnen einzupfropfen; obwohl er davon nur einen sehr unvollkommenen Begrif, aus einem europäischen Zeitungsblatte, bekommen hatte. Sein

Vor-

Vorgang wurde von einem seiner Mitbrüder, einem Mißionair an den Ufern des Rio Negro, und etlichen Portugiesen von Para, mit nicht geringerem Glücke befolget. In einer neuen Blatternseuche, welche diese Provinz im Jahre 1750 verwüstete, wurde dasselbe Verwahrungsmittel von denselben Wirkungen begleitet. Im Jahre 1738 wurde Carolina von einer entsetzlichen Seuche verheeret: keiner von denen die angegriffen waren konte der Kraft der Krankheit widerstehen. Da erinnerte man sich endlich, wie heilsam das Mittel gewesen, welches man seit 1724 verachtet hatte. Man nahm also wiederum seine Zuflucht zu der Einpfropfung, welches besser als jemals gelung, weil in dem Brachmonate, Heumonate und August, einer Jahreszeit die bey den inflammatorischen Fiebern so gefährlich ist, und in einem Lande wo die Methode nicht so glücklich als in Europa gewesen war, von Tausend eingepfropften Personen, nur Acht, das ist von 125 nur eine gestorben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man bey denen in America an so vielen Negern angestelleten Versuchen nicht diejenige Sorgfalt bey der Vorbereitung angewand, als man in Europa in der Operation bey freyen Personen, deren Leben theurer ist, anzuwenden pflegt. Nicht zu gedenken, daß die mehresten Schwarzen seit ihrer Geburt von einem venerischen Gifte angesteckt

cket sind, welches sie aus ihrem Vaterlande mitbringen: weswegen es schwer ist ein zur Einpfropfung bequemes Subject daraus zu wählen.

Das neue Glück, welches dieser Gebrauch in Carolina hatte, kam demjenigen, welches er in England desselben Jahres hatte, wie er wieder im Schwange kam, nicht bey. Von beynahe 2000, welche innerhalb zwölf Jahren zu Winchester und den daran grenzenden Theilen von Hampshire und Sussex eingepfropfet worden, starb, zu Folge Dr. Langrish Bericht, keiner, als zwo schwangre Frauen, welchen ihre Aerzte gerathen hatten, sich der Gefahr der Einpfropfung nicht bloß zu stellen.

Im Jahre 1746 wurde zu London ein Hospital errichtet, um darin sowohl eine Einpfropfung armer Leute anzustellen, und dadurch der Verheerung, welche die Kinderblattern unter den Menschen anrichten, zu steuren; als auch denen, welche von den natürlichen Blattern angegriffen wurden, zu Hülfe zu kommen. Es war in der Kirche dieses Hospitals, auf derselben Kanzel, auf welcher vor dreyßig Jahren die Einpfropfung als ein teufelisches Werk war ausgeschrien worden; wo Dr. Moddox, Bischof zu Worchester, die berühmte und oft wiedergedruckte Rede hielte, in welcher er seine Mitbürger ermahnet, diesen Gebrauch dessen Vortheile er erweiset, durch ihre Mildthätigkeit

zu unterstützen. Die der Rede beygefügte Anmerkungen, und das von Herrn Kirkpatrick herausgegebene Werk belehren uns, daß von 309, mehrentheils erwachsenen Personen, welche in dem neuen Hospital eingepfropfet worden, und von 1500, welche von dreyen verschiedenen Aerzten die künstlichen Blattern sich beybringen lassen, das ist von 1809, nur sechse gestorben, welches noch nicht einen von 300 macht: daß Herr Wincheſter, Wundarzt im Fündlingshospital von 180 nur ein Kind verloren, und daß unter 370 anderwerts angestelleten Versuchen, nur einer unglücklich gerathen. Herr Frevin versichert, daß von mehr als 300 Einpfropfungen zu Rys nur eine verunglücket sey. Doch sind zu Salisbury von 422, viere, und zu Blandfort von 309 drey gestorben.

Im Wintermonate 1747 hatte Herr Ranby, erster Wundarzt Sr. Britt. Majest. 827 eingepfropfet, und seine miteinander glücklich ausgefallene Versuche beliefen sich am Ende des Jahres 1752 auf mehr als Tausend. Die Verschiedenheit des Erfolgs muß zugeschrieben werden, theils dem verschiedenem Grade der Bösartigkeit der herrschenden Blattern; theils der geringern oder grössern Vorsichtigkeit bey der Vorbereitung und Pflege der Kranken; theils und endlich der verschiedenen Erfahrung und Geschicklichkeit derer, die die Einpfropfung verrichten, besonders in Absicht

sicht auf die Grundregel, daß man die Einpfropfung bey keinen Personen wagen müsse, die von böser Leibesbeschaffenheit, ungesund, oder unter dem Argwohn anderer Krankheiten sind. Die griechische Frau zu Constantinopel war sehr genau in allen diesen Stücken, und sie schrieb der sorgfältigen Beobachtung dieser Regel ihr beständiges Glück zu.

Wenn man nun alle obbenante Vorfälle mit verschiedenen andern, die ich nicht besonders anführe, aufsummiret, so wird sich finden, daß überhaupt von 316 Eingepfropften nur einer gestorben sey.

Im Jahre 1748 entschloß sich Dr. Tronchin, ein Genfer, und Aufseher der Gesellschaft der Aerzte zu Amsterdam, nachdem er einen seiner Söhne durch die natürlichen Blattern beynahe verloren hätte, dem ältesten dieselbe einzupfropfen. Dis war die erste Einpfropfung in Holland. Es folgeten darauf neun andere, über welche Herr Tronchin die Aufsicht auf sich nahm. Zwey Jahre hernach pries er diesen Gebrauch in Genf an, und nachdem man denselben angenommen, gab Herr Calendrini, ein berühmter Mathematicus, und eine der vornehmsten obrigkeitlichen Personen dieser Republik das Exempel an seinem Sohn; seit welcher Zeit kein unglücklicher Zufall ihnen Anlaß gegeben ihres Entschlusses sich ge-

reuen zu lassen. In demselben Jahre wurde die Einpfropfung in Italien, durch Dr. Peverini, damaligen Arzt zu Citerna, im Kirchenstaate, mit sehr glücklichem Erfolge eingeführet. Er hatte verschiedene seiner Amtsgenossen zu Nachfolgern, und über 400 Personen, von allem Alter, wurden in diesem Lande sehr glücklich eingepfropfet.

Im Jahre 1753 wurde zu Amsterdam, die Einpfropfung bey herrschenden Blattern wiederum zur Hand genommen, und im Haag waren die vornehmsten Familien die ersten welche dem Beyspiele des Herrn Tronchin folgeten. Der Beyfall des Herrn Schwenke, Professors der Zergliederungskunst, und sehr berühmten Arztes, wie auch der stete glückliche Erfolg dieser Methode, bewirketen derselben eine begierige Aufnahme in verschiedenen Städten von Holland. Die Schweiz hat, eben wie England, dieselbe der Zärtlichkeit einer Mutter zu danken, indem eine Dame zu Lausanne, wie dieselbe sahe, daß ihr Sohn von den Blattern seiner beyden Schwestern nicht angestecket wurde, dieselbe ihnen durch die Einpfropfung beybringen ließ.

Dis war das abwechselnde Glück der berüchtigten Methode der Einpfropfung seit mehr als 30 Jahren. Die Brechwurzel und peruvianische Rinde hatten mit eben so vielem Widerspruche zu kämpfen, bis ihre Tugenden allenthalben bekant

kant wurden. Ehe ich aber weiter fortgehe, wird es nicht undienlich seyn einen deutlichen Begrif von der Einpfropfung, welches ein wesentliches Theil ihrer Historie ist, und von der verschiedenen Art zu geben, nach welcher sie von denen, die sich nicht recht darauf verstehen, ausgeübet wird.

Die künstlichen Blattern sind wahrscheinlicher Maassen in China früher als irgend einem andern Lande im Gebrauche gewesen. Vater Dentrecolles bemerket in dem obangezogenen Briefe, daß, wenn dieser Gebrauch aus Circaßien, oder den angrenzenden Ländern, nach China gekommen wäre, derselbe sich, nach aller Wahrscheinlichkeit, am ersten nach den westlichen und dem caspischen See am nächsten liegenden Provinzen würde gezogen haben; da hergegen an der andern Seite dieses Reichs, gegen Osten, in der Provinz Kiangnan am japanischen Meere, das Tchong-trou, d. i. Die Aussäung der Blattern am längsten bekant gewesen. Die Chineser stecken den Kindern eine Wicke von Baumwolle, welche, mit gepulverisirter Materie getrockneter Blattern angefüllet, in die Nase. Dieses hat man 1721 auch in England an einem jungen, zum Tode verurtheileten Weibesbilde versuchet. Sie wurde davon kränker als irgend eine Person, welche nach der gewöhnlichen Art war eingepfropfet worden, und deswegen wurde die chinesische Methode, wovon

von Dentrecolles drey verschiedene Recepte giebt, für gefährlich erkläret.

Beydes in Griechenland und der Türkey wird die flüßige und noch warme Materie, welche nur für ein paar Augenblicke aus natürlichen gutartigen Blattern genommen worden, in 7 oder 8 an verschiedenen Stellen des Leibes gemachten Stichen hineingebracht; wobey man mancherley abergläubische Verwahrungsmittel gebraucht, und besonders Wachskerzen opfert, welches den Timone auf dem Argwohn gebracht, daß die griechische Frau sich dadurch die Gewogenheit der griechischen Priester, welche ihr eine entsetzliche Menge Menschen zur Einpfropfung zugeführet, erkaufen wollen.

Derselbe Timone beschreibet die verschiedene Operationen zwoer alter griechischer Weiber; wovon die eine, von Philippopolis, einfältiger zu Werke gieng, die andere aber, von Thessalonich, Quacksalberey mit Aberglauben verband, aber geschickter als alle übrigen von ihrer Schwesterschaft, mit den Chinesern angemerket hatte, daß es gleich viel sey, ob man bey der Einpfropfung die Materie von natürlichen oder künstlichen Blattern nehme. La Motraye meldet, wie er gesehen habe, daß ein altes Weib in Circaßien mit der Operation fast eben so verfahren, wie in Constantinopel gebräuchlich ist. Sie machte nur an verschie-

schiedenen Theilen des Leibes Stiche mit dreyen zusammengebundenen Stecknadeln, und brachte den Patienten zu einer Person, die die natürlichen Blattern hatte, wie noch itzt in der Barbarey gewöhnlich ist. Dieser Gebrauch ist aber gefährlich, weil dis Blatterngift durch Ansteckung, in den Ort der Einpfropfung eindringen kan, ehe die Einpfropfung ihre Wirkung thut. Indessen erhellet aus dieser Aehnlichkeit der Operation bey den Circaßiern und den Einwohnern der Barbarey, daß unter der grossen Menge circaßischer Sclaven, woraus die Militz von Cairo unter dem Namen der Mamelucken bestehet, ihrer etliche diese Gewohnheit aus ihrem Vaterlande nach Egypten gebracht haben, von wannen sie sich zu Tripoli, Tunis, Algier, und in den inneren Theilen von Africa ausgebreitet.

In dem Fürstenthum Wallis machte man so viele Umstände nicht. Die Schulknaben brachten einander die Blattern bey, indem sie sich mit einer Stecknadel stachen, oder nur den Arm oder die Hand, mit einer Blatter, welche zu trocknen anfieng, so lange rieben, bis Blut zum Vorschein kam. Der, welchem die Blattern beygebracht werden solten, gab dem, welcher ihm die Materie überließ, zween oder drey Pfennige, und die Einpfropfung wurde bey den Wälschen nicht anders als: die Blattern kaufen, genannt. Eine lange

Erfahrung hat in England der folgenden Methode den Vorzug gegeben, welche lange Zeit von Herrn Ramby gebrauchet worden, und seit dem in Genf mit dem glücklichsten Erfolge, beydes bey Kindern und Erwachsenen, bis zum Alter von 30 Jahren, begleitet gewesen.

Nachdem die Person etliche Tage vorbereitet, worden durch Enthaltung und bequeme Arzeneyen, als Mäßigkeit im Essen, ein oder zwo gelinde Abführungen, Aderlaß, und zuweilen, wenn es die Umstände erfodern, Baden; wird ein Einschnitt, nicht über einen Zoll lang, nur eben durch die Haut, in der Mitte der äusseren Seite beyder Arme gemacht, unter der Sehne des Muskels Deltoides, damit der Arm an einer freyen Bewegung nicht möge gehindert werden. In den Einschnitt wird ein Faden von gleicher Länge geleget, welcher mit der Materie einer reifen es sey natürlichen oder künstlichen Blatter, die unten nicht roth ist, von einem gesunden Kinde, geschwängert worden. Man weiß aus der Erfahrung, daß diese Materie ihre Kraft etliche Monate lang, vom Herbste bis zum Frühlinge bewahre. Die Chineser haben dieselbe Wahrnehmung gemacht. Nach 40 Stunden wird dieses abgenommen, und die Wunden einmal des Tages verbunden. Doch dieser lange Verzug mag vielmehr als eine Wirkung einer gar zu grossen Vorsichtigkeit

an-

angesehen werden. Denn die griechischen Einpfropfer halten fünf oder sechs Stunden für hinlänglich, und sehen nur darauf, daß sie, wenn sie an vier oder fünf Stellen Stiche gemacht haben, das Blut und die Blattermaterie mit ihrer Nadel wohl mischen, worauf sie die Stiche mit einer welschen Nußschale bedecken.

Obschon der Patient am folgenden Tage nach der Operation ausgehen kan, so lässet man ihn doch die Kammer hüten und in der vorgeschriebenen Diät fortfahren. Am sechsten oder siebenten Tage legt er sich zu Bette, indem ein Fieber sich einstellet, welches doch mit keinen bösen Zufällen begleitet geht, und gemeiniglich am siebenten oder achten Tage, da die Blattern ausschlagen, wieder vergeht. Itzt nimt die Entzündung der Wunden ab, sie geben mehr Materie, und das grösseste Theil des Gifts fliesset durch diesen Weg hinaus. Am zehnten Tage nach dem Ausschlage fangen sie an sich zu füllen, am 15 setzet sich die Narbe, und am 20 schliessen sie sich gemeiniglich von selbst. Merket man aber, daß sie noch fortfliessen, so muß man sie nicht zu geschwind zuheilen lassen. Man hat einen einzigen Einschnitt hinlänglich befunden: wenn man indessen zween macht, so geschiehet solches nicht allein um desto gewisser zu seyn, daß die Einpfropfung angeschlagen; sondern auch um durch eine doppelte Oefnung den Ausfluß der

Blattermaterie desto mehr zu befördern, damit dasjenige, was die Blattern anfüllet, nicht so häufig, noch so scharf, noch so ätzend sey, mithin die Blattern desto gutartiger werden.

Zuweilen fliesset aller, oder doch fast aller Gift aus den beyden Einschnitten heraus, und der Patient bekommt nur eine oder zwo, ja bisweilen gar keine Blatter: bey dem allen aber ist er völlig sicher, daß er die Krankheit durch eine wiederholte Einpfropfung nicht wieder bekommen werde. Je mehr Materie aus den Wunden der Arme herausfliesset, je weniger und weiter von einander abstehend sind die Blattern; da hergegen bey den natürlichen Blattern, eine jede Parthey der Materie durch die innerliche Hitze eine besondere Blatter macht, woher es oft kommt, daß sie zusammenlaufen und desto gefährlicher werden. Bey den Einpfropfungen in Genf hat man diese Art der zusammenlaufenden Blattern nicht bemerket, und kein einziger Patiente hat die geringsten Blattermäler behalten. Dasselbe hat man auch, nicht allein in England, sondern auch in Griechenlande und Circaßien bemerket, inmaassen auch die Einwohner dieser Länder diesen Gebrauch in keiner andern Absicht angenommen haben, als um die Schönheit ihrer Töchter zu erhalten.

Was die natürlichen Blattern am gefährlichsten macht ist das zweyte Fieber, welches bey der

Ver-

Vereiterung sich einstellet: allein bey den künstlichen Blattern ist dieses Fieber sehr selten, besonders bey Kindern, als welche kaum dabey krank werden. Unter zwanzig, durch Herrn Guyot, in Genf eingepfropften Personen hat nur eine einzige, nehmlich eine Frau und Mutter verschiedener Kinder, dieses zweyte Fieber gehabt.

Diese Methode durch den Einschnitt einzupfropfen, welche nun schon über 30 Jahre von allen englischen Wundärzten gebrauchet worden, und auch durchgehends zu Genf im Schwange geht, ist von Herrn Maitland, der Lady Wortley Montagne Wundarzte, zuerst aus Constantinopel nach England gebracht worden. Maitland lernete sie von Timone, welcher sie in den Platz der Stiche, deren sich die griechischen Aerzte bedieneten, eingeführet hat. Bey den ersten Versuchen in Italien bedienete man sich zuweilen des Lanzets, zuweilen aber nur der Stecknadel, nach der einfältigen griechischen Operation, besonders auf dem Lande, indem die Mütter oft, ohne Vorwissen ihrer Männer, die Kinder im Schlafe, und allezeit glücklich einpfropfeten. Herr Tronchin war, so viel ich weiß, der erste, welcher sich blasenziehender Pflaster bedienet hat, weil dieselbe nicht so schmerzlich sind, und die Kinder sich nicht so sehr dafür fürchten. Er legte dieselbe lieber auf die Beine als Arme, um dem bettlägerigen Patienten

desto mehr Freyheit sich zu bewegen zu geben. Da aber das Wesen der Einpfropfung in der Vermischung der Blattermaterie mit dem Blute des Patienten besteht; so ists gleich viel, wenn anders diese Vermischung ihre Wirkung thut, ob die Wunde, die das Blut ausliefert, an einer oder mehrern Stellen des Leibes gemachet werde; ob es mit dem Lanzette, wie in England, oder mit zwoen oder dreyen Nadeln, wie in Griechenland und Circaßien, oder mit einer, wie in Italien, geschehe; ob man einen mit der Materie geschwängerten Faden durch die Haut ziehe, wie in der Barbarey, oder ob man mit der Hand so lange reibe bis das Blut erscheinet, wie im Fürstenthum Wallis, oder endlich ob man mit Herrn Tronchin vermittelst eines Blasenpflasters das Gewebe des Häutleins breche. Alle diese Wege führen zu Einem Ziel, und ein jeder kan denjenigen wählen, der ihm am besten gefällt.

Diese Vorstellung dessen, was bisher in der Sache ergangen ist, wäre schon hinlänglich, alle wider die Einpfropfung eingebrachte Einwürfe zu nichte zu machen: indessen wollen wir, zu desto mehrerer Beruhigung der Leser, nächstens einen jeden insonderheit prüfen.

✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻

De la Condamine
von
Einpfropfung der Kinderblattern.
II Theil.
Beantwortung der Einwürfe.

(Univerſ. Mag. 1760. Jun. p. 284.)

Einwürfe aus der Arzneigelahrheit.

1 Einwurf.

Sind es würklich die Kinderblattern, welche man durch die Einpfropfung mittheilet, kan nicht die Krankheit, welche man einem dadurch beybringet, gefährlicher seyn, als diejenige, welcher man dadurch vorbeugen will?

Antw. Hat man vor diesem wohl gezweifelt, ob die inflammatorische Krankheit, welche auf die Einpfropfung folget, die wahren Blattern wären; so wird solches doch itzo von niemand mehr in den geringsten Zweifel gezogen. Betreffend das andere Stücke des Einwurfs, so kan man antworten, daß die natürlichen Blattern an und für sich nicht gefährlich sind, sondern nur durch eine Verwickelung der Krankheiten mit denselben, und durch eine Bösartigkeit der allgemeinen Seuche

gefährlich werden. Dieser Mensch, welcher in der Blüthe der Jahre abgeschnitten worden, würde noch leben, wenn er nicht in critischen Umständen von den Blattern wäre angegriffen worden; jenes junge Frauenzimmer würde nicht gestorben seyn, wenn nicht die Zufälle einer beschwerlichen Schwangerschaft ihre Kräfte erschöpfet hätten. Diese junge Mannsperson würde ausser Gefahr gewesen seyn, wenn nicht sein Blut durch allerley Ausschweifungen wäre erhitzet gewesen: jener Kranke würde entkommen seyn, wenn nicht ein bösartiges Fleckenfieber seine Krankheit erschweret hättte. Dis ist etwas das man täglich von den Umständen höret, welche diese Krankheit tödtlich machen. Die Einpfropfung wird allen denselben vorbeugen. Die grösseste Kunst der Vorbereitung bestehet darin, daß man fremden Zufällen, einer Verwickelung der Krankheiten, und dem Gifte der Seuche vorbauet; man muß in Ansehung der Jahrszeit, Gelegenheit, des Ortes und der Gemüths- und Leibesbeschaffenheit des Patienten eine kluge Wahl anstellen: wann den Blattern solchergestalt vorgebauet worden, so verbreiten sie sich, in einem wohl zubereiteten Körper, allmählig von den äussersten Theilen bis zum Mittelpunkte. Die Gährung nimt in den auswendigen Theilen ihren Anfang: die gemachten Wunden machen den Ausschlag gelinder, indem sie

dem

dem Gifte einen freyen Ausgang geben. Daher sind die eingepfropfte Blattern allezeit einfach, und derhalben ohne die geringste Gefahr.

Ist eine vorbedächtlich angenommene Krankheit wohl mit einer zu vergleichen, welche uns unvorsehens, auf der Reise, bey der Armee, in critischen Umständen überfällt, besonders in Absicht auf Frauenspersonen, zu einer Zeit da die Seuche herrschet, welche die Zufälle vermehret, und den Sitz der Entzündung in die innersten Theile des Körpers, welcher vielleicht durch Wachen und Arbeit schon erschöpfet ist, überbringet? Wie groß ist der Unterscheid zwischen einer Krankheit, welche man erwartet, und einer die uns überraschet, erschrecket und durch die blosse Furcht tödlich werden kan, oder die durch zweydeutige Zufälle, welche sie begleiten, den geschicktesten Arzt verwirren kan. Dis ist es, was die gesunde Vernunft und nur mittelmäßiges Nachdenken lehren; die Erfahrung aber noch mehr befestiget: denn diese hat erwiesen, daß die Materie der Einpfropfung, welche von solchen Blattern genommen, die mit andern Krankheiten verbunden gehen, zusammenfliessen, ja tödlich sind, doch nur einfache, abgesonderte und gutartige Blattern, ohne das oft so gefährliche Vereiterungsfieber, kurz Blattern, welche keine Mähler nachlassen, hervorbringen. Hieraus ist also erweislich, daß die eingepfropfte

Blat-

Blattern nicht gefährlicher seyn als die natürlichen.

2 Einwurf. Bewahren uns die eingepfropfte Blattern genugsam für die natürlichen?

Antw. Dieser Einwurf kan nicht besser beantwortet werden, als durch die Geschichte der wirklich vorgefallenen Sachen, welche lehret, daß keine einzige eingepfropfte Person die Kinderblattern zum andernmale bekommen. Die Feinde dieser Methode haben alle mögliche Mittel, selbst offenbare Schelmerey gebrauchet, diese Wahrheit zu entkräften. Dr. Midleton sahe sich genöthiget, eine öffentliche Erklärung herauszugeben, gegen ein Gerücht, daß einer von denen, welche er eingepfropfet, von den Blattern wieder angegriffen und davon sehr krank geworden. Es wird darin eines andern Gerüchts erwähnet, mit angefügten Schreiben eines Jones, welcher dasselbe von seinem Sohne behauptet. Dr. Jurin untersuchte die Sache aufs genaueste; der Vater wegerte sich die Nerven seines Kindes zu zeigen, erbot sich aber hernach die Wahrheit zu sagen, wenn man ihn gut dafür bezahlen wolte. Endlich bekennete er in einem Schreiben an Dr. Jurin, daß er von keiner Einpfropfung etwas wüste. Dr. Kirkpatrick hat diesen Brief in seinem Werke abdrucken lassen.

Was ist aber daran gelegen zu wissen ob man die vollkommene Blattern natürlicher Weise zweymal bekommen könne? Wenn gleich diese Sache, welche verschiedene Aerzte läugnen, und Dr. Mead in seinem langen Lebenslaufe, wie er versichert, nie bemerket hat, aufs beste könte, bescheiniget werden; so würde doch daraus nicht nothwendig folgen, daß jemand, der eingepfropfet worden, in Gefahr stünde die Krankheit noch einmal zu bekommen. Wenn man zugäbe, es wäre möglich, auf dem natürlichen Wege die Blattern zweymal zu bekommen, könte man denn nicht mit aller Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die natürlichen Ursachen der Ansteckung die Knospen der Krankheit vielleicht nur unvollkommener weise in dem Körper austrieben, so daß zuweilen eine hinlängliche Materie zu einer neuen Gährung übrig bliebe: da hergegen der Sauerteig der Blattern, welcher, durch ein Gift von derselben Natur in Bewegung gesetzet, nachdem dieses vermittelst etlicher Einschnitte unmittelbar ins Blut gebracht worden, so völlig heraus fliesset, daß keine Materie zu einem neuen Ausbruche übrig bleibt. Eine stärkere Ursache bringet auch stärkere Wirkungen hervor. Die Milch gerinnet viel gewisser und stärker durch unmittelbare Zugiessung einer Säure, als durch die natürliche Wirksamkeit der Luft und Hitze. Die künstlichen Blattern mögen also

den Sauerteig ausfegen können, welchen die natürlichen vielleicht nicht gänzlich wegschaffen können. Doch diese Schlüsse an die Seite gesetzt; wird die Furcht, nach der Einpfropfung zum andernmale von den Blattern befallen zu werden, nicht damit genugsam getilget, wenn man versichern kan, daß noch itzo, seit mehr als 30 Jahren, da dieselbe in England im Schwange gewesen, kein einziges Beyspiel kan angeführet werden, daß jemand nach der Einpfropfung, entweder durch die Natur, oder durch Kunst, zum andernmale wieder angestecket worden? Diejenigen an welchen man etwa die Einpfropfung ohne Wirkung versuchet hat, werden mit Unrecht unter die Eingepfropften gerechnet. Wenn die Operation, sie mag gut oder übel vorgenommen seyn, weder Blattern noch Vereiterung zuwege bringt, so läßt sie den Menschen in demselben Zustande worin er vorher war. Wird er nun nachher von den natürlichen Blattern angegriffen; so kan man nicht sagen, daß er die Krankheit zweymal gehabt habe.

Man hat etliche eingepfropfte Kinder mit andern, welche die natürlichen Blattern hatten, umgehen, und bey denselben liegen lassen, ohne daß eins davon wiederum angestecket worden. Elisabeth Harris, eine von den sechs Missethätern, an welchen man die erste Probe machte, hat mehr als

zwan-

zwanzig an den Blattern liegenden Personen aufgewartet; die ansteckende Seuche aber hat nichts auf sie vermocht. Man hat die Einpfropfung zu verschiedenen malen an verschiedenen Personen wiederhohlet: allein nachdem die Wirkungen der ersten Operation vorbey waren, sind die neuen Einschnitte, ungeachtet der Faden mit dem Gifte geschwängert war, wie ein ordentlicher Schnitt wieder zugeheilet. Hieraus ist also klar, daß der Blatterngift, wenn er gleich unmittelbar mit den Blute vermischet worden, das Vermögen nicht habe die Blattern wiederum hervorzubringen; und hieraus kan man mit gutem Grunde schliessen, daß die natürliche Seuche, welche vermittelst der Luft mitgetheilet wird, kein Vermögen auf einen Körper habe, der durch die Einpfropfung einmal von diesem Sauerteige gereiniget worden.

3 Einwurf. Die kleine Quantität des Gifts, welche durch die Einpfropfung in das Blut gebracht wird, kan vielleicht die Anlage oder den Samen anderer Krankheiten, als des Scorbuts, Gelbsucht ꝛc. in sich enthalten, und also dieselbe zugleich mit überbringen.

Antw. Die Gefahr solche Krankheiten zugleich mit den Blattern zu bekommen ist, dieselbe es sey daß man diese natürlicher Weise oder durch die Einpfropfung bekomt. Da indessen kein Beyspiel vorhanden ist, daß Scorbut, Gelbsucht ꝛc.

durch Ansteckung von den natürlichen Blattern mitgeführet worden; warum soll dann diese Gefahr grösser seyn bey der Einpfropfung? Ja, was mehr ist: Man hat unwidersprechliche Beweise, daß diese Gefahr nur eingebildet ist, indem die Erfahrung uns schon gelehret hat, daß die Blatternmaterie, welche von einem mit der geilen Seuche vergifteten Körper genommen, nur einfache und gutartige Blattern mitgetheilet habe. Diese wirklich geschehene Sache, welche entscheidend und unwidersprechlich ist, wird in Dr. Matys British Journal, for. Apr. 1754. S. 403 bescheiniget. Indessen da man die Materie zur Einpfropfung nach Belieben wählen kan, so nehme man sie am liebsten von einer gesunden Person, besonders von einem Kinde, welches keine andere Krankheit als die Blattern hat.

4 Einwurf. Die Einpfropfung hat zuweilen beschwerliche Folgen, als Wunden, Geschwülste ꝛc.

Antw. Nichts kan unbilliger seyn als dieser Einwurf. Jene Zufälle sind nur gar zu gewöhnlich nach den natürlichen Blattern, aber sehr selten nach den eingepfropften. Man kan denselben durch abführende Mittel vorbeugen.

Moralische Einwürfe.

5 Einwurf. Es würde ein Eingrif in die göttliche Rechte seyn, einem eine Krankheit beyzubrin-

bringen, womit er nicht heimgesuchet wird; oder ihn einer Krankheit zu entziehen, welche er nach der Ordnung der göttlichen Vorsehung, natürlicher Weise haben solte.

Antw. Dieser Einwurf, wenn er so genannt werden mag, kan nur von Fatalisten und den strengen Verfechtern des unbedingten Rathschlusses gemacht werden. Man könte ihnen antworten, daß der Eingepfropfte zur Einpfropfung prädestiniret gewesen, und daß durch die Einpfropfung die Schlüsse der göttlichen Vorsehung erfüllet würden. Doch, ohne diesen wunderlichen Beweisgrund gegen sie selbst zu richten, wolte ich sie fragen; ob das Vertrauen auf die Vorsehung uns von der Pflicht entbinde, Uebeln, die wir voraus sehen, und wogegen wir uns durch eine kluge Vorsichtigkeit in Sicherheit setzen können, vorzubeugen? Wenn diejenigen welche diesen Grundsatz hegen, demselben gemäß handeln wollen, so müssen sie alle Arzeneien, welche man zur Vorsicht und Verwahrung brauchet, verbannen: sie müssen den Türken nachahmen, welche aus Furcht der Vorsehung zu widerstreben, in Pestzeiten, welche zu Constantinopel so gewöhnlich sind, bey Tausenden sterben; mitlerweile sie sehen daß die unter ihnen wohnende Franken, sich beydes in der Stadt und auf dem Lande, gegen die tödtlichen Wirkungen der Krankeit dadurch verwahren, daß

sie sich sorgfältig in ihren Häusern verschliessen um mit niemanden drausſen Umgang zu haben. Man mag diejenige, welche die Rechte der göttlichen Vorsehung vertheidigen, fragen: wenn die Vorsehung die Entdeckung eines sichern Verwahrungsmittels gegen die Wut der Blattern verhenget, ob es uns dann verboten sey desſelben uns zu bedienen? Die Vorsehung selbst beschenket uns mit diesem Mittel, und man würde sich an ihr versündigen, wenn man ihre Gabe verächtlich verwerfen wolte.

6 Einwurf. Es ist nicht erlaubet jemand eine grausame und gefährliche Krankheit beyzubringen, welche er vielleicht nie würde bekommen haben.

Antw. Man kan nicht mit dem geringsten Scheine der Wahrheit sagen, daß die eingepfropfte Blattern entweder grausam oder gefährlich seyn. Ein Einschnit, welcher nur an der Oberfläche der Haut gemachet wird, ein schlechter Stich, die Blase eines Fliegenpflasters, ein leichtes Fieber, welches mit etlichen, kaum 24 Stunden daurenden, Zufällen begleitet geht, kan keine grausame Krankheit genennet werden: eine Krankheit an welcher nicht mehr als einer von 300, oder vielleicht nicht einer von Tausend sterben mag, kan nicht gefährlich heissen. Ja es ist noch ungewiß

ob

ob der Tod des einen von so vielen, der Einpfropfung nothwendig müsse zugeschrieben werden.

Wenn aber von 320 Personen, die man nimt so wie sie kommen, durchgehens nur einer stirbt, wie gehet es denn zu, daß Herr Ramby keinen einzigen von 1200 verlor? Die Ursache ist, weil er nur junge Personen von gesunder Leibesbeschaffenheit auswählete. Wenn man ohne Wahl und Vorsicht Leute von allen Alter einpfropfet, wie zu Boston bey dem ersten Versuche geschah, da die mehresten unter dem Verdachte der Verdorbenheit des Bluts und der Säfte lagen, und zwar zur Zeit einer allgemeinen Blatternseuche, da verschiedene nach aller Wahrscheinlichkeit schon vor der Operation, die Krankheit durch die natürliche Ansteckung empfangen hatten; so darf man sich nicht verwundern, daß von 49 oder 50 einer gestorben.

Man muß also zugeben, daß die eingepfropfete Blattern weder gefährlich noch grausam seyn, wie der Einwurf besaget. Man möchte aber darauf dringen, man könne doch nicht läugnen, daß es nicht eine Krankheit sey; warum man dieselbe denn jemand, der sie vielleicht nimmer bekommen würde, umsonst beybringe? Dis ist der scheinbarste Grund, womit man diesen Gebrauch bestreiten kan, aber zugleich auch der leichteste zu widerlegen.

Ich antworte darauf zuförderst, daß man diese Krankheit niemalen einem Menschen, der mit den natürlichen Blattern würde verschonet bleiben, geben könne. Denn entweder haben alle Menschen ohne Ausnahme die Kinderblattern zu erwarten, oder einige bleiben davon frey. In dem ersten Falle kan man nicht sagen, daß die Krankheit einem Menschen beygebracht werde, der sie nimmer bekommen würde. Eben dasselbe hat auch seine Wahrheit in dem andern Falle: denn die Erfahrung hat gelehret, daß etliche Menschen die Blattern durch Einpfropfung nicht haben erlangen können, wenn gleich die Operation zu verschiedenen malen wiederholet worden: Zweifels ohne aus der Ursache, weil ihre Leibesbeschaffenheit sie nicht annehmen wolte. Wer keine Anlage dazu in seinem Blute hat, wird mit einer Operation, die nicht einmal so schmerzhaft als ein Aderlaß ist, davon kommen. Die Einschnitte werden als eine schlechte Wunde zutrocknen. Er wird sich also von der Furcht, welche diejenige quälet, die diesen Zoll der Natur noch nicht bezahlet haben, auf ewig befreyet sehen. Die Probe welche er ausgestanden, leistet ihm die Gewähr, daß er vor aller Ansteckung sicher sey. Ja dis ist der einzige Weg, die Furcht derjenigen zu vertreiben, welche, weil sie noch keine entscheidende Blattern gehabt, oder nicht wissen

ob sie dieselbe in ihrer Kindheit schon ausgestanden haben, ihre Tage als unter einer stetigen Straffe zubringen. Die Krankheit kan also keiner Person, die sie nimmer bekommen würde, beygebracht werden, wie in dem Einwurfe vorgegeben wird.

Ich antworte zweytens: Die Blattern sind eine Krankheit welche man allgemein nennen kan, und welche die Versehung allen Menschenkindern aufgeleget hat; angesehen die Anzahl derer, welche ohne dieselbe alt werden, so klein ist, daß es kaum eine Ausnahme von dem allgemeinen Gesetze heissen kan. Was geschiehet nun bey Einpfropfung der Blattern? Dasselbe was bey Erwegung eines Anstosses vom Podagra geschiehet, wenn die Theilchen dieser peinlichen Krankheit durch die ganze Masse des Bluts verbreitet sind. In beyden Fällen wird nicht eigentlich eine Krankheit dem Körper, welcher davon frey bleiben würde, beygebracht; sondern nur die bequemste Zeit ausgesuchet, derjenigen Gährung, welche sie verursachen würde, und welche wir alle in unserm Blute haben, Luft zu geben. Diese Auslüftung der Gährung ist, in Absicht auf die Blattern fast unvermeidlich, und desto gefährlicher, wenn sie sich von selbst einstellet; besonders zur Zeit einer allgemeinen Seuche.

7 Einwurf. Man darf kein kleines Uebel thun, um dadurch ein grösser Gut zuwege zu bringen.

Antw. Dieser Einwurf beruhet auf einer Zweydeutigkeit des Wortes. Ich will gestehen, daß dieser Grundsatz in seiner vollen Kraft und insgemein wahr sey, daß er keine Ausnahme und Einschränkung leide, bey moralischen Uebeln. Er ist aber ganz falsch wenn man ihn bey physikalischen Uebeln anwenden will. Es ist ja unstreitig erlaubt ein Haus niederzureissen, um eine Stadt zu bewahren, daß sie nicht ganz im Feuer aufgehe, obschon der Eigenthümer desselben mit seiner Familie dadurch etwa an den Bettelstab gebracht wird: Man darf eine ganze Provinz unter Wasser setzen, oder auf etliche Jahre verwüsten, wenn man dadurch dem ferneren Eindringen eines verheerenden Feindes vorbauen kan. Man läßt kein der Pest verdächtiges Schif, wenn es seinem Untergange auch noch so nahe ist, in den Haven kommen. Das kleine physikalische Uebel der Einpfropfung ist also nicht in Vergleichung zu bringen mit so vielerley Uebeln, welche durch die Gesetze der weisesten Nationen geduldet, erlaubet und gut geheissen werden.

8 Einwurf. Die Einpfropfung ist ein moralisches Uebel. Dis folget daraus, daß man nicht läugnen kan, daß einige daran gestorben sind. Man kan also für den glücklichen Ausschlag dieser Methode nicht einstehen: Man kan derohalben sich derselben nicht unterwerfen ohne sein Leben in Gefahr

fahr zu setzen, worüber man keine Macht hat. Die Einpfropfung ist also den moralischen Grundsätzen entgegen.

Antw. Erstlich: Man kan diesen Einwurf kurz damit abfertigen, wenn man sagt, daß niemand an den eingepfropften Blattern sterbe, und daß die bösen Zufälle, welche man der Einpfropfung zur Last legt, keiner andern Ursache als der Unvorsichtigkeit entweder des Kranken oder des Arztes zuzuschreiben sey. Verschiedene geschickte Aerzte sind dieser Meynung gewesen. Herr Tronchin war davon so vollkommen überzeuget, daß er öffentlich erklärete: wenn er durch die Einpfropfung einen einzigen Patienten verlöhre, so wolte er Zeit Lebens niemand wieder einpfropfen.

Zweytens: Der hier gegen die Einpfropfung angeführte Grund kan auch gegen die Aderlässe am Arm gebrauchet werden. Wie viele sind nicht an Durchstechung der Schlagadern gestorben? Es ist also gewiß, daß durch das Aderlassen das Leben in Gefahr gesetzet worden, welches nicht mit derselben Erweislichkeit von der Einpfropfung kan behauptet werden. Indessen ist noch kein Casuist bisher so gewissenhaft gewesen, daß er die Aderlässe am Arme verboten hätte.

Drittens: Muß angemerket werden, daß das besondere, welches die Einpfropfung an sich haben soll,

soll, daß sie nehmlich dem Menschen eine Krankheit die er nicht hat, beybringen solle, diesem Verwahrungsmitteln, mit allen andern Genesmitteln gemein sey; inmassen keine von der Natur entstehende Krankheit anders kan curiret werden, als durch künstliche Uebel, welche noch dazu nicht von aller Gefahr frey sind, als Aderlässe, Purganzen, Brennen, Zugpfläster, Brechmittel ꝛc.

Man gestehet, daß ein jeder Mensch verpflichtet ist, die Gefahren, welche seinem Leben drohen, zu vermeiden; wie stehets aber um diese Verpflichtung, wenn die Gefahr unvermeidlich ist? Sie verwandelt sich unstreitig in eine Verpflichtung, die Gefahr so viel möglich ist, zu verringern. Nun aber ist die Gefahr, heute oder morgen die Blattern zu bekommen, oder wohl gar daran zu sterben, für denjenigen der sie noch nicht gehabt hat, unvermeidlich; derhaben ist die Einpfropfung ein sicheres Mittel, diese Gefahr in einem hohen Grade zu vermindern.

Es ist klar, daß wenn man die Blattern von den Händen der Natur erwartet, man der Gefahr über kurz oder lang zu sterben ausgesetzet sey: Diese Gefahr wird aber als noch weit entfernet betrachtet, weil es scheinet, daß dieselbe nicht eher ihren Anfang nehme, als wenn der wirkliche Anstoß empfunden wird, welcher vor erst noch nicht da ist, und, wie man sich schmeichelt,

viel-

vielleicht nimmer kommen wird. Um die wahrscheinliche Todesgefahr eines Menschen, der die natürlichen Blattern noch nicht gehabt hat, genau zu bestimmen, müste man nothwendig wissen, wie groß das Theil des menschlichen Geschlechts sey, welches der Blattern unfähig ist. Indessen kan mit gutem Grunde behauptet werden, daß die Beyspiele derer, welche, ungeachtet sie der Ansteckung nahe gewesen sind, ohne diese abscheuliche Krankheit zu erfahren, das männliche Alter erreichet haben, so ungemein wenig sind, daß sie kaum eine Ausnahme machen. Die Ausrechnungen der Gelehrten erweisen, daß sie sich wie eins zu vielen Hunderten verhalten.

Die Gefahr heute oder morgen an den Blattern zu sterben, welche, so lange man noch gesund ist, so weit entfernet scheinet, ist fast eben so groß, als wenn man schon wirklich davon angegriffen worden. Kurz, von 70 die an den Blattern krank liegen, sterben 10; und von 70 die sie noch nicht haben, werden wahrscheinlicher Maassen 9 sterben. Solte man geglaubet haben, daß zwischen beyderley Gefahr ein so geringer Unterscheid wäre?

Die Gefahr an den Blattern zu sterben, wird seit dem Augenblicke der Geburt immer grösser. Diese Gefahr drohet dem vierzehnten von eben gebornen Kindern; dem achten von jährigen Kindern:

dern: dem siebenten derer die das gewöhnliche Alter der Einpfropfung erreichet hat. Komt man weiter, so steht das sechste, das fünfte, das vierte in Gefahr; ja vielleicht liesse sich nicht mehr als zwey gegen eins für das Leben einer Person verwetten, die vor Abstattung dieses fatalen Tributs das dreyßigste Jahr erreichet hat.

Die Gefahr des Todes, welcher man ausgestellet ist, wenn man das von dem Verhängnisse uns bestimmete Geschenk der Blattern von der Natur erwartet, verhält sich also wie 9 zu 70, welches mehr als einen achten Theil ausmachet: die Gefahr aber an der Einpfropfung zu sterben, wird wie eins gegen 376 gerechnet, wie aus mehr denn 6000 Fällen herausgebracht worden. Man mag derhalben sagen, daß einem Vater nur die Wahl gelassen werde, ob er seinen Sohn wolle einpfropfen lassen oder nicht: hier sind zwo Gefahren, deren eine unvermeidlich ist. Läßt er ihn einpfropfen, so ist gegen 375 glückliche Fälle nur ein unglücklicher zu vermuthen; läßt er ihn nicht einpfropfen, so läßt sich mehr als eins gegen sieben wetten, daß er ihn verlieren werde: denn wenn von 70 neune sterben, so ist die Wette 9 gegen 61, das ist mehr als eins gegen sieben. Da demnach die letztere Gefahr 50 mal gröſſer ist als die erste, so kan er vernünftiger Maassen bey der Wahl nicht zweifelhaft bleiben.

Diese

Diese Rechnung ist nicht übertrieben. Nachdem Dr. Jurin aus seinen ersten Rechnungen herausgebracht hatte, daß, ein Jahr ins andere gerechnet, der siebente von denen, die die Blattern bekommen, gestorben sey; so nahm er aus mehrern und genaueren Nachrichten, erstlich bey 1500, und nachher bey mehr den 1700 Personen wahr, daß oft einer von fünften, und gemeiniglich zween von eilfen gestorben. Man hat also die Gefahr der natürlichen Blattern nicht über die Gebühr vergrössert, wenn man angenommen, daß seiner gegen sieben drauf gehe. Was die Einpfropfung betrift, wobey man annimt, daß einer gegen 375 Gefahr laufe, so hat der stetige glückliche Erfolg dieser Operation in dem Blatternlazareth zu London, an Personen von allem Alter, erwiesen, daß durch die gemachten Berechnungen, die Gefahr dieser Methode eher vermehret als vermindert worden.

Wie groß aber auch die Vortheile der künstlichen Blattern immer seyn mögen, wenn so gar auch von 10000 kaum einer daran stürbe: so wolte ich doch keinem Vater rathen dieselbe seinem Sohne beybringen zu lassen, wenn er versichert wäre, daß er mit den natürlichen Blattern würde verschonet bleiben. Da aber, anstatt einer solchen Offenbahrung, die niemand bekommen hat, der Vater vielmehr versichert ist, daß die Gefahr, wel-

welcher er seinen Sohn ausstellet, wenn er die Natur wirken läßt, weit grösser sey; so ist klar, daß die Vernunft ihm räth, und die väterliche Liebe ihn verpflichtet, eine Gefahr, welcher er nicht ausweichen kan, so sehr zu vermindern als ihm immer möglich ist.

Dis ist das Schicksal der Menschenkinder! mehr als der dritte Theil derer, die geboren werden, sind bestimmet, im ersten Jahre ihres Lebens, an unheilbaren, wenigstens unbekanten Krankheiten, zu sterben. Sind sie dieser ersten Gefahr entgangen, so schwebet ihnen eine unvermeidliche Todesgefahr bey den Blattern über dem Haupte. Diese erstrecket sich über den ganzen Lauf des Lebens, und wird von Augenblicke zu Augenblick grösser. Sie ist eine Zwanglotterie, an welcher wir Theil nehmen müssen, wir mögen wollen oder nicht. Ein jeglicher von uns hat sein Los darin, und je länger es währet, ehe es heraus kommt, je grösser wird die Gefahr. Was hat man nun hiebey der Einpfropfung zu danken? Die Bedinge der Lotterie werden verändert: die Anzahl der schlimmen Lose wird vermindert. War bey den natürlichen Blattern eins gegen sieben, und unter gesundern Himmelsstrichen, eins gegen zehen ein Todeslos; bey den eingepfropften Blattern ists nunmehr nur eins gegen 300, eins gegen 500, eins gegen 1000 wovon man Beyspiele hat. Alle

künf-

künftige Zeiten werden die Unsrigen dieser Entdeckung wegen beneiden. Die Natur ziehet aus uns den Zehnten; die Kunst aber nur den Tausendsten.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Von der

Einpfropfung der Kinderblattern.

III Theil.

Welcher die Beantwortung der übrigen Einwürfe, einige aus den Erfahrungen gezogene Folgen, und Betrachtungen enthält.

(Supplem. to the Univerſ. Magaz. 1760. Jun. p. 343.)

Ich habe in meinen bisherigen Untersuchungen, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, angenommen, daß bey der Einpfropfung einige wirkliche Gefahr wäre, und weiter nichts erweisen wollen, als daß diese Gefahr, in Vergleichung derjenigen, welcher man bey den natürlichen Blattern bloß stehet, so klein sey, daß sie fast für nichts könne geachtet werden. Und in Wahrheit, die Gefahr von 1 gegen 300, 500, oder 1000 ist nicht von derselben Art, und dazu noch kleiner als diejenige, welcher man sich alle Tage freywillig und ohne

Noth aussetzet. Einige machen sich heftige und gefährliche Leibesbewegungen, als Jagd, Postreiten, Kegelspiel ꝛc. andere durchkreutzen das Meer, wo sie oft den gewissen Tod vor Augen sehen. Darf man nun sagen, es sey erlaubt, sein Leben wegen Neugier, Zeitvertreib, Spaß, oder bestens um seiner Bequemlichkeit und des Gewinns willen, täglich in Gefahr zu setzen; es sey aber strafbar, ich will nicht sagen, sich ein- vor allemal in eine geringe Gefahr zu setzen, um einer grössern vorzubauen, sondern, eine grosse unvermeidliche Gefahr in eine zehn, zwanzig, dreyßig, ja mehrmalen kleinere Gefahr zu verwandeln? Dis ist die Folge, welche die Feinde der Einpfropfung anzunehmen genöthiget sind; selbst wenn man ihnen zugeben will, daß sie nicht ohne alle Gefahr sey. Was würden sie aber sagen, wenn die vorgegebene Gefahr ein lauteres Nichts wäre, wie verschiedene berühmte Aerzte glauben, und ihrer etliche zu erweisen sich angelegen seyn lassen.

Ich will mich nicht einlassen in eine gründliche Untersuchung einer Sache, deren vollständige Abhandlung eine tiefe Kenntniß sowohl der Theorie als Praxis der Geneskunst erfodert; ich beschränke mich nur zu einfältigen Betrachtungen. Wo soll die Gefahr der Einpfropfung stecken? In der Operation, oder in ihren Wirkungen?

Neuer Einwurf. In beyden. Eine eiterhafte Materie von einem mit einer gefährlichen Krankheit angesteckten Körper, wird dem Blute einer gesunden Person einverleibet. Ist dis nicht etwas gräßliches? Eine solche Ursache muß nothwendig schädliche Wirkungen hervorbringen.

Antwort. Laßt uns nicht Worte für Sachen ansehen. Wir müssen kindische Spitzfindigkeiten Kindern überlassen, und uns nur erinnern, daß, wenn die Vernunft nicht über die Vorurtheile und denjenigen natürlichen Widersinn, welchen die Zergliederung eines menschlichen Körpers erwecket, gesieget hätten, alle die Krankheiten, wofür man durch die Anatomie Mittel entdecket hat, unheilbar geblieben wären. Entsetzet sich nicht die Natur, wenn man ein Glied abnehmen, wenn man bey dem Empyema die Brust durchstechen, wenn man den Stein schneiden, wenn man den Trepan gebrauchen, und dergleichen siehet? Alle diese Operationen sind grausam schmerzlich, ihr Erfolg zweifelhaft, und die Gefahr des Todes sehr groß. Dem ungeachtet macht man sich kein Gewissen daraus, sie täglich vorzunehmen. Welch ein gewaltiger Unterscheid ist aber nicht zwischen denselben und der Einpfropfung?

Ich habe einen Unterscheid zwischen der Operation und den Wirkungen der Einpfropfung gemacht. Was die Operation betrift, so hat die-

selbe weder etwas schreckliches noch gefährliches. Ein kleiner Schnitt in die Oberfläche der Haut ist von einem Kratzen nur darin unterschieden, daß das letztere etwas schmerzlicher ist. Kan man aber sagen, daß jemand am Kratzen sterbe?

Betreffend die Wirkungen der Operation, so entscheidet die Erfahrung, von welcher Beschaffenheit sie seyn. Ich will mich nicht in die Untersuchung einlassen, ob das ansteckende Gift der Blatternseuche in der Luft, die man einathemet, das ist, in einer äusserlichen Ursache befindlich sey; woraus folgen würde, daß es gleich viel wäre, von welcher Person man die Materie zur Einpfropfung nähme: ich will nur dieses erwähnen, daß, weil man beydes die Person und die gelindeste und gutartigsten Blattern wählen kan, man denjenigen, welcher hiebey die beste Wahl thut, nicht beschuldigen könne, daß er etwas von einer gefährlichen Krankheit in die Adern eines gesunden Menschen hineinbringe. Ueberdem hat die Erfahrung verschiedener Jahrhunderte sowohl in Asien als Afrika, und, und seit fast hundert Jahren, in Europa, erwiesen, daß unter den Händen eines geschickten Arztes die Gefahr verschwinde, durch die Wahl der Person, die Vorbereitung ꝛc. daß die Einpfropfung nur einfache Blattern zuwege bringe, deren Gift grösten Theils durch die Einschnitte herausfliesset, die derohalben

ben auch fast nimmer zusammenlaufen, sondern allezeit gelinder sind als die natürlichen. Es ist ferner erwiesen, daß sie keine Narben zurück lassen, und mit keinem Eiterungsfieber, welches bey den natürlichen Blattern so gemein und so gefährlich ist, begleitet gehen. Kan man noch etwas mehrers begehren, um den Schluß zu machen, daß das Leben des Patienten bey der Einpfropfung, wenn man die angezeigte Vorsichtigkeit dabey gebraucht, in Sicherheit sey? und daß die wenigen Unglücksfälle, welche sich dabey etwa ereignet haben, andern Ursachen müssen zugeschrieben werden? Ist es nicht aus den Regeln der Wahrscheinlichkeit erweislich, daß von tausend eingepfropften Personen, eine sterben müste, ich will nicht sagen vierzig Tage hernach, sondern in derselben Woche, ja desselben Tages; aus derselben Ursache, Kraft welcher sie acht Tage, einen Tag, oder eine Stunde vor der Operation den Zoll der Natur hätte bezahlen müssen? Die Einpfropfung bauet der Gefahr und den Folgen der natürlichen Blattern vor; daraus folget aber nicht, daß sie ein Mittel gegen alle Krankheiten sey, welchen eine so stark zusammengesetzte Maschine, als der menschliche Körper, unterworfen ist; noch vielweniger daß sie uns für einen plötzlichen Tod schützen könne.

Ich habe, um alle Hindernisse, welche die Gegner dieser Methode mit ihren Spitzfindigkeiten mir in den Weg geworfen, aufzuräumen, alle meine Rechnungen auf ihre selbstangenommene Sätze gegründet: Nun aber ist es Zeit, daß ich die Wahrheit selbst für mich reden lasse. Laßt uns denn zuförderst von der angeblichen Zahl der Schlachtopfer dieser Methode diejenige abrechnen, welche aus einer andern Ursache sterben; z. E. die Säuglinge, welche bey den gutartigsten Blattern, durch Convulsionen oder Kolik plötzlich hinweggerissen werden; welches andern Kindern dieses Alters, welche vollkommen gesund zu seyn scheinen, nur gar zu oft wiederfähret: laßt uns nicht auf die Rechnung der eingepfropften Blattern den Tod derjenigen schreiben, welche zur Zeit, da die natürlichen Blattern herrschen, schon vor ihrer Einpfropfung von der Krankheit angesteckt gewesen; welches man daraus urtheilen kan, wenn die Zufälle sich vor der Zeit, da die Operation dieselbe hervorzubringen pflegt, einstellen: laßt uns auch, wie nicht mehr als billig ist, die Todesfälle derjenigen ausnehmen, welche entweder von der unordentlichen Lebensart und andern Ausschweifungen, denen die Patienten ergeben gewesen, entstehen; oder welche augenscheinlich der Unvorsichtigkeit derer, die die Einpfropfung verrichtet haben, zuzuschreiben sind. Dergleichen

traurige Vorfälle sind itzt nur selten; sie waren aber häufig genug, wie diese Methode zuerst eingeführet wurde. Wenn alle diese Todesfälle abgezogen werden, so wird vielleicht keine einzige Person übrig bleiben, deren Tod der Einpfropfung mit Recht könne zugeschrieben werden.

Wählet eine gesunde, junge Person von guter Leibesbeschaffenheit: lasset sie durch einen geschickten Arzt sorgfältig vorbereiten: bewahret sie für die Ansteckung der Seuche: pfropfet ihr die Blattern ein: und ich will für ihr Leben einstehen.

Letzter Einwurf. Man will annehmen daß, die Einpfropfung für sich nimmer tödtlich sey: man könte aber sagen: Das gemeine Wesen würde dabey leiden, wenn ein Mensch, welcher vielleicht nicht eher an den natürlichen Blattern würde gestorben seyn, als bis er funfzig Jahre erreichet, Kinder auf die Welt gesetzet, und seinem Vaterlande Dienste geleistet, an der Einpfropfung in seiner Kindheit stürbe.

Antwort. Dieser Einwurf hat mehr Schein als Wesen; indem er voraussetzet, daß bey der Einpfropfung eine wirkliche Gefahr sey. Es wird deswegen unnöthig seyn, dessen Schwäche anzuzeigen, selbst wenn die Einpfropfung nicht schlechterdings ohne alle Gefahr wäre. Es ist klar, daß selbst in diesem Falle die grosse Ungleichheit der Gefahr bey den natürlichen und künstli-

chen Blattern, die Ungewißheit der Zeit, in welcher unser Leben von jenen kan angegriffen werden, und die mit den Jahren immer zunehmende Gefahr daran zu sterben, so viele entscheidende Gründe sind, welche den künstlichen Blattern den Vorzug geben.

Was ich vorhin erwähnet habe, daß die Blattern den vierten Theil des menschlichen Geschlechts tödtet, verstümmelt oder ungestalt macht, möchte jemand für eine Vergrösserung ansehen: ich habe aber nur von dem viersen Theile derer geredet, welche die Krankheiten der ersten Kindheit überstanden haben. Dis wird aus folgenden Betrachtungen erhellen.

Gegen das Ende des 16 Jahrhunderts, etwa 50 Jahr nach der Entdeckung von Peru, wurde diese Krankheit aus Europa, nach Carthagena in Amerika übergebracht, welche sich über das ganze feste Land der neuen Welt ausbreitete, und allein in der Provinz Quito mehr als 100,000 Indianer aufrieb. Diese Anmerkung ist aus einer alten Handschrift der Cathedralkirche dieser Stadt genommen. In den portugisischen Kolonien rissen die Blattern alle Eingeborne dieses Landes hinweg. Herr Maitland, welchem England für die Einführung der Einpfropfung verbunden ist, erzählet, daß es Jahre gebe, worin die

Blat-

Blattern in der Levant als eine Pest wüten, und wenigstens den dritten Theil derer, die davon angegriffen werden, hinwegreissen. Dieselbe entsetzliche Proportion findet auch nicht selten in der Barbarey Platz. Betrachten wir Dr. Jurins Listen, ich meyne diejenigen, welche seinem Werke angefüget sind, unter andern die von Dr. Nettleton, welcher in verschiedenen Städten von Hause zu Hause gieng, um die Anzahl der Kran- und Verstorbenen des ganzen Jahres aufzunehmen; (welches der sicherste Weg ist zur Genauigkeit zu gelangen) so wird man gewahr werden, daß zu London, und an andern Oertern von England, in etlichen Jahren der fünfte Theil, und in andern noch mehr, von denen die die Blattern bekommen, gestorben seyn. Was aber die betrift, welche daran nicht sterben, wie viele derselben verlieren nicht ihr Gehör oder Gesicht, entweder gänzlich oder zum Theil? Wie viele leiden nicht Schaden an der Brust und Lunge, und bleiben schwächlich, kränklich und verstümmelt? Wie viele müssen Lebenslang so ungestalte Narben und Schmarren tragen, daß man sie nicht ohne Grausen ansehen kan? Endlich, was dasjenige Geschlecht betrift, welchem die Schönheit so kostbar ist, wie viele von demselben verlieren nicht ihre Reize; wie viele, die Zärtlichkeit ihrer Ehemänner; wie viele, die Hofnung ihr Glück in der

Welt zu machen, wobey der Staat einen wirklichen Verlust leidet?

Die Blattern greifen den vierzehnten Theil des menschlichen Geschlechts an, und wenn gleich die Anzahl derer, welche von ihren Pfeilen nur verwundet werden, die Anzahl derer, welche davon getödtet werden, nicht übersteigen solte; so wird es doch allezeit wahr bleiben, daß von 100 Personen, die die ersten Gefahren der Kindheit überstanden haben, 13 oder 14 von dieser Krankheit hinweggeraffet werden; und daß eben so viele alle scheußliche Merkmale derselben, Zeit Lebens, an ihrem Leibe herumtragen. Unter 100 Personen giebt es also 26 oder 28 Zeugen, welche erweisen, daß diese Pest den vierten Theil der Menschenkinder entweder tödtet oder schändet.

Die grosse Anzahl der angezogenen Erfahrungen erweiset also, daß die Einpfropfung allen diesen Uebeln vorbeuget. Die eingepfropften Blattern sind nicht allein keinesweges tödlich oder gefährlich, sondern ziehen auch keine Folgen nach sich, welche uns eine schmerzliche Erinnerung derselben geben könten. Diese Betrachtung allein wird bey derjenigen Hälfte des menschlichen Geschlechts, welcher die Schönheit zuweilen weit theurer als das Leben ist, entscheidend seyn. Der Anblick des erstaunlichen Unterschieds, welchen man in dem Blatternhospital zwischen den Gesich-

sichtern derer, die die eingepfropften, und derer die die natürlichen Blattern gehabt, bemerket, ist für sich hinlänglich, alle diejenige auf unsre Seite zu bringen, welche nicht gerne ungestalt seyn wollen.

Dis sind keine Muthmassungen, dergleichen ein systematischer Kopf zu wagen pflegt: Unsre Sätze sind eine Folge von Erfahrungen, die von beyden Seiten scharf untersuchet, und von grossen Gottsgelehrten, erfahrnen Aerzten und geschickten Wundärzten, vor den Augen der ganzen Welt geschrieben worden: Sätze die durch die grossen Namen eines Sydenham und Boerhave; des Bischofs von Worcester, des Dr. Jurins, Secret. der königl. Wissenschaften, des Dr. Meads unsers engländischen Hippokrates, des Herrn Ranby, ersten Wundarztes S. Britt. Majest. bestättiget und gleichsam geheiliget worden.

Anfänglich rieth die Klugheit, daß man bey Annehmung einer Neuigkeit, welche betrüglich schien, sich für Uebereilung in Acht nehmen müsse; die Zeit müste erst ihren Nutzen in ein helles Licht setzen: Seit mehr als dreyßig Jahr aber hat die Erfahrung alle Zweifel vertrieben, und diese Methode zur Vollkommenheit gebracht. Seit dem die Einpfropfung in England gemein geworden, sind die Listen der an den Blattern Verstorbenen um den fünften Theil vermindert. Es ist eine Wahrheit, welche itzt in London nicht mehr schei-

net

net bestritten zu werden, daß die eingepfropften Blattern unendlich weniger Gefahr haben als die natürlichen, und daß jene uns für diese in Sicherheit setzen. Vor diesem wurde diese Operation in England aufs heftigste herunter gemacht; itzo aber unterstehet sich niemand mehr sie öffentlich anzugreifen. Der Erweis, welchen die Erfahrung geliefert hat, und die Schaam, eine verzweifelte Sache noch ferner zu schützen, hat ihre allerbittersten Feinde stumm gemacht.

* *

XXI.

Geographische Beschreibung der Dichtkunst, und der übrigen damit vergeschwisterten Künste.

(New Univ. Magaz. 1759. S. 227 und 274.)

Das Königreich der Dichtkunst ist groß, und gut bevölkert, es grenzet von der einem Seite an das Reich der Malerey, und an der andern, an das der Tonkunst. Es wird in das hohe und niedere, so wie verschieden andere Länder, getheilet. Die hohe Dichtkunst

kunst wird von einem ernsthaften, finstern, und melancholischen Volke bewohnet, das eine Sprache redet, welche in Absicht auf andere Provinzen wie das Wälsche gegen die englische Sprache ist. Die Spitzen aller Bäume in der hohen Dichtkunst schiessen in die Wolken; ihre Pferde laufen schneller als der Wind; die Männer sind überhaupt Helden von Profeßion, und spalten mit einem Streiche einen von Kopf bis zu Fuß gewafneten Riesen. Was die Weiber betrift, so sind sie mit der Sonne nicht zu vergleichen, ob sie gleich noch so wenig Schönheit haben. Die Hauptstadt dieser Provinz heisset episches Gedicht, sie lieget auf einem sandichten und unangenehmen Boden, welchen zu bauen, kaum jemand der Mühe werth achtet. Die Stadt ist viele Tagreisen groß, und von einem langweiligen Umfang. Das Volk so wol daselbst, als auch durch das ganze Königreich hat nur wenig Achtung für die Wahrheit, und findet mehr Vergnügen an erdichteten Historien. Man kan niemals aus dem epischen Gedicht gehen, ohne unter Wegens Gefechte und Mord anzutreffen. Wenn man aber durch Romanen, welche dessen Vorstadt, und grösser als die Stadt ist, gehet, so trift man am Ende derselben Leute voller Lust und Freude an, die zu ihrer Hochzeit alle Zubereitungen machen. Sie sind heftig Verliebte, mächtige Reisende, und Erzähler der

Hi-

Historchen, und das schönste und vollkommenste Volk in der Welt.

Die Berge der Tragödie machen den besten Theil der hohen Dichtkunst aus, sie sind hohe und rauhe Hügel, allwo man sehr gefährliche steile Abgründe findet, und dieses verpflichtet manche in den Thälern zu bauen, welches man heut zu Tage für das Beste hält; denn diejenigen, welche höher wohnen, werden nicht so, wie es solte, aufgemuntert; wenige Leute betrachten die Mühe, die sie unternehmen, um die Materialien so hoch zu bringen, und die Luft dieser hohen Gebürge ist denen zu fein, welche gewohnt sind die grobe und gemeine Luft in den Thälern einzuhauchen.

Auf diesen Gebürgen siehet man noch die herrlichen Ruinen und Ueberbleibsel einiger alten Städte, von deren Materialien von Zeit zu Zeit einige herunter gehohlet werden, um neue zu bauen und damit auszuzieren. Die meisten derselben sind nicht nach den Regeln der römischen und griechischen Baukunst, sondern haben viel Gothisches an sich. Die Einwohner sind daselbst sehr blutig und vornemlich ihre Weiber, welche an öffentlichen Mordthaten sich so vergnügen, daß sie insgemein lachen, und für Freude in die Hände schlagen, wann ein Unglückseliger hingerichtet wird, oder sich selbst das Leben nimt.

Pindarische Ode ist eine Stadt auf einem sehr hohen Grund gelegen; sie hat von ferne einen schönen Prospect, und die Unregelmäßigkeit, die in anderen ein Fehler ist, trägt vieles zu ihrer Vollkommenheit bey. Die Einwohner scheinen hier in allerley Art ausgelassener Freyheit zu leben. Ihre Sprache scheinet denen, die sie nicht ganz verstehen, uneben und nachläßig zu seyn; obgleich diejenigen, die sie verstehen, (deren es gewis nur sehr wenige gibt) solche sanftfliessender und ebener finden, als diejenigen Sprachen, die mehr Abmessung, und weniger Freyheit in sich haben. Um die Stadt herum gibt es viele Affen und Papageyen; erstere bemühen sich dem majestätischen Gang der Einwohner nachzuahmen, und treten aufgeblasen auf den Zäen einher; die andern haben einige ihrer hohen Wörter behalten, und ob sie gleich dieselben blindlings wieder hervorbringen, so irren fremde in ihrer Stimme, und halten sie für die Stimme der Menschen.

In eben dieser Provinz findet sich ein fein prächtig bezaubertes Schloß Opera genannt. Ein italienischer Zauberer hat es zuerst angeleget, aus Italien ging es nach Frankreich, und ist nun an einem andern Orte gebauet, nachdem es, wie das Haus zu Loretto lang herum gereiset. Einige Beschwerer bringen durch ihre Kunst die Sonne, Mond und Sterne aus ihren Kreisen dahin.

Him-

Himmel und Hölle, Land und Wasser, und die ganze Gesellschaft heydnischer Götter begleiten ihre Bewegung, sie singen und tanzen liebreich mit einander. Für die Lebendigen gibt es daselbst immerwährende Sänger, es sey in Freude oder Trauer, ja oft singen sie, wie die Schwäne, gegen ihren Ende am besten.

Niedrige Dichtkunst ist den niedrig gelegenen Ländern ähnlich, die voll von Sümpfen und Morästen sind. **Burlesque** ist die Hauptstadt derselben, sie lieget in einem sehr morastigen Grund. Die Prinzen reden hier, wie der Pöbel, und alle ihre Einwohner sind gebohrne Pickelhäringe. Nicht weit davon ist ein offener Ort Possen (Force) genannt, welcher in Betracht seiner Lage und Einwohner, fast einerley mit der vorigen Stadt ist, nur diese sind weit unverschämter, und halten einen zwey oder drey Stunden mit Histörchen auf, die nicht den geringsten Schein der Wahrheit haben.

Comödie ist eine Stadt, die weit besser und angenehmer gelegen ist, obgleich die Nachbarschaft der Possen einigermassen zum Nachtheil gereichet. In dieser gibt es sehr gute Maler, und die Stadt ist voller Spiegel, welche denen grosse Dienste thun, deren Kleidung oder Handlungen unordentlich geworden sind. Sie lachen andere gerne ihrer Fehler wegen aus, obgleich sie nicht

selbst

selbst davon nicht frey sind, als wann sie angenehme Abbildungen des Lasters auf ihren Gemählden vorstellen, und wenn sie ihre eigene Gestalt in den Spiegeln untersuchen wolten, würden sie sich oft sehr schmutzig finden. Dieser Ort ist in fünf Gegenden eingetheilet, und wenn man von einem Platz zum andern gehet, so hat man allzeit Musik und bisweilen auch einen Tanz. Bey dem Eingange ist ein Casteel, Vorredner (Prologus) genannt, welcher, wie die Schildwachen auf ihren Posten, sich erst mit einem unterredet, ehe man in die Stadt eingelassen wird. Kunstrichter werden hier streng behandelt, eine Nation, die mit der Dichtkunst beständig Krieg führet. Bisweilen sind sie höflicher, bitten sich eure Gewogenheit aus, und empfinden die guten Wirkungen ihrer Unterwerfung. An dem entferntesten Ende der Stadt ist eine andere Schanze, Nachredner (Epilogus) genannt; daselbst ist man höflicher, und bittet selten um etwas mehrers, als um geneigten Beyfall.

Nicht weit von der Comödie ist eine Stadt Tragicomödie genannt. Ein Theil derselben lieget auf einem kleinen Hügel, und wird grösstentheils von Personen von hohen Range bewohnet, ist aber lange nicht so volkreich, als Comödie, welche von so vielen Leuten von allerley Neigungen, Gattungen und Grösse bewohnet wird, daß

deswegen manche sich zur Tragicomödie drängen, obgleich diese Vermischung, dem alten Volke sehr unangenehm seyn muß.

Zwischen der hohen und niedren Dichtkunst sind die Einöden des Verstandes, und erstrecken sich sehr weit. Es ist keine Stadt noch Flecken in der ganzen Gegend, sondern allein einige wenige Hütten hier und da zerstreuet. Obgleich dieselbe der beste und angenehmste Theil des ganzen Königreichs sind, und alles haben, was man nur wünschen kan: so sind doch die Zugänge rauh, die Wege so enge und beschwerlich, und es hält schwer, Wegweiser zu bekommen, die einen dahin einführen, daher es kein Wunder ist, daß so wenig dahin zu gehen, sich in Sinn kommen lassen. Daneben grenzet es an ein Land, wo die meisten Leute lieber bleiben, indem es so angenehm und reitzend scheinet, daß keiner, wenn er hier ist, sich die Mühe giebt, durch die Einöden des Verstandes durchzuwandern: Es heißt die Provinz falscher Gedanken. Alles lächele einen daselbst an, alles scheinet bezaubert zu seyn, jeder Schritt, den man thut, ist auf Blumen, so gar daß man dafür nicht weiß, wohin man seinen Tritt richten soll. Es gehet aber mit einer grössern Unbequemlichkeit noch gepaaret, denn der Grund ist sumpfig, und hat keine Festigkeit, er sinket fast allenthalben unter den Füssen weg, und man kan keinen sichern

Tritt

Tritt thun. Elegie ist die Hauptstadt darinnen, die Einwohner thun nichts als klagen, und dieses auf eine so seltsame Weise, daß man schwören solte, sie thäten solches zum Zeitvertreib. Diese Stadt ist mit Holzungen, Felsen, Brüchen, und Höhlen umgeben, allwo sie beständig einzeln spazieren gehen, und jene zu Vertraute ihrer Liebe machen, sie sind dabeneben so furchtsam, verrathen, oder behorchet zu werden, daß sie denselben ein ewiges Stillschweigen aufzulegen pflegen. In dieser Provinz sind zwey kleine Dörfer, Spitzfindigkeit (Pun) und Schwänke, (Clench) welche in vorigen Zeiten häufig und vornehmlich von Geistlichen bewohnt wurden, und noch viele Einwohner haben.

Zween Flüsse bewässern das Königreich der Dichtkunst, der eine ist der Fluß des Reimes. Er entspringet an dem Fusse der Gebürge der Tiefsinnigkeit, deren einige Spitzen sich in den Wolken zu verlieren scheinen, sie heissen die Spizen erhabner Gedanken. Einige wenige gelangen durch wiederhohlte übernatürliche Bemühung auf ihre Höhe, aber eine unendliche Zahl anderer stürzet in dem Versuche herab, deren Fall mit dem Gelächter solcher, welche sie, ohne sie zu kennen, bewunderten, begleitet gehet. Nahe bey dem Fusse dieser Gebürge sind die Spaziergänge der niederen Gedanken, welche niemals leer von

Leuten sind, indem eine grosse Menge Volks beständig darauf spazieren gehet. An dem Ende derselben sind die schwarzen Gruben tiefes Nachsinnens. Manche gehen durch unvermerkte Staffeln bis auf ihren Grund herab, und begraben sich in ihren Gedanken so weit, daß sie sich schon in diesen Höhlen befinden ehe sie es gewahr werden. Sie sind voller Wendungen und Nebenwege, welche jeden irre machen, und man kan sich nicht vorstellen, was für Mühe es erfordere, um wieder heraus zu kommen.

Nahe bey diesen Spatziergängen sind die Gänge natürlicher Gedanken; sie sind bequem und eben. Diejenigen, welche darauf wandeln, lachen eben so wol über die, welche auf die Spitzen erhabener Gedanken hinauf klimmen wollen, als über diejenigen, die sich in den Spatziergängen niedrer Gedanken aufhalten. Würden sie nirgends anders wohin gehen, so könte man sie nicht tadeln, aber sie übergeben sich bald der Versuchung, in einen nicht weit davon stehenden sehr schimmernden Pallast hineinzugehen, welcher der Pallast der Kleinigkeiten ist. So bald sind sie nicht da, so werden sie wie die, welche darin leben, so eitel und kindisch, daß man sie nicht mehr kennet. Solchergestalt sind diejenigen, die niemals die Spatziergänge natürlicher Gedanken verlassen, die Vernünftigsten von allen, sie schwingen sich

nicht

nicht höher, als sie müssen, und ihre Gedanken sind allzeit recht.

Nebst dem Fluß des Reimes ist noch ein anderer, welcher der Fluß der Vernunft heißt. Beyde Flüsse sind weit genug von einander, und ihr Lauf ist auch ganz unterschieden. Es kan keine Gemeinschaft zwischen beyden seyn, als durch Canäle, welche grosse Arbeit erfordern, sie können auch nicht an allen Orten gemacht werden, denn nur blos das eine Ende des Flusses Reim, schicket sich zu dem Flusse der Vernunft. Solchergestalt liegen verschiedene Städte an dem Reim, die keine Gemeinschaft mit Vernunft haben, was man auch für Mühe deswegen anwendet. Ferner müssen diese Canäle durch die Wüsteneyen des Verstandes geleitet werden, und dieses ist ein Land, das so wenig bekant ist, als das am Süderpole gelegene. Reim ist ein grosser Strom, dessen Lauf sehr ungleich und krum ist, und einige Wasserfälle hat, die denen, welche darauf zu schiffen sich wagen, sehr gefährlich sind. Im Gegentheil ist der Lauf des Flusses Vernunft sehr gerade und eben, und sein Wasser klar und sanftfliessend, es ist aber ein Fluß, der alle Arten Schiffe nicht träget.

Es ist in der Dichtkunst ein sehr finsterer Wald, er heißt der Wald der Dumheit oder des Unverstandes. Er hält die Probe wider die Sonnenstrahlen, und das Licht selbst kan nicht

durchdringen. Seine Bäume sind dick, büschigt, und alle in einander verwickelt. Er ist so alt, daß man es schon zu einem Religionspunkt gemacht, dessen Bäume nicht anzurühren, es ist auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, daß sich jemals einer unterstehen wird, denselben auszurotten oder helle zu machen. Man kan kaum seinen Fuß hinein setzen, so verliehret man sich in demselben, ohne es sich einzubilden, daß man sich verirret habe. Er ist mit einer unendlichen Menge unvermerklicher Labyrinthen angefüllet, wo man unmöglich wieder herauskommen kan. — In diesem Walde verliehret sich der Fluß Vernunft selbst.

Die grosse Provinz der Nachahmung ist überaus unfruchtbar. Ihre Einwohner sind sehr arm, sie halten die Nachlese auf den Feldern ihrer Nachbaren, und erkennen die Höflichkeit gar nicht, obgleich einige durch diese Handthierung reich werden. — Die Dichtkunst ist gegen Norden sehr kalt, daselbst finden wir die Städte Reimgedicht, (Acrostichon) Buchstaben Wechsel (Anagramma,) und einige andere. Das Volk redet hier einen Dialekt, der von dem ganz unterschieden ist, den man in den südlichern Gegenden gebrauchet, und ihr Umgang mit diesen geschiehet derohalben im Lateinischen, worinnen die meisten geübet sind.

Die

Die Insel der Satire ist in dem Meere der Gelehrsamkeit gelegen, welches an der einem Seite an das Königreich der Dichtkunst gränzet. Sie stehet unter dessen Oberherrschaft, wie die Insel Wight unter Hampshire. Sie ist allenthalben mit einer bittern See umgeben, und hat Ueberflus an Salz, vornehmlich von einer schwarzen Gattung. Sie hat manche kleine Bäche, deren Quellen, wie des Nils, ganz unbekant sind, und, was das seltsamste ist, keiner hat frisches, sondern aufs beste nur Brakwasser. Das Volk hat eine natürliche Neigung, seine Nachbaren zu verbessern, und schilt sehr auf ihre Laster. Eine Menge derselben sind auch boshaftig grob, und eigensinnig, und opfern ihren Freund gern ihrem Scherze auf, daß um desselben los zu werden, sie sich mit ihren Freunden herumschlagen wollen. Sie schonen weder des Alters, Geschlechts, noch Standes, wodurch sie bey allen im ganzen Königreiche sich so verhaßt machen, daß man sie mit Beförderung bestechen muß, um ihnen das Maul zu stopfen. Es gehet ihnen wie einigen Geistlichen, sie schmähen am meisten, wenn sie Bedienungen haben wollen.

Die natürliche Neigung welche die Einwohner der Dichtkunst haben, sich einander zu hassen, und zu schmähen, gereichet den Satirenschreibern zur grossen Aufmunterung. Denn alles was sie sa-

gen, wird von andern mit Vergnügen angehöret, wenn es nur sie selbst nicht angehet. Nahe bey dieser Insel ist die Halbinsel des Epigramma, sie hat eine scharfe Spitze, und ist sehr angenehm, obgleich nicht groß. Nicht weit von dem festen Lande ist der Archipelagus der Bagatellen, es sind eine ungeheure Menge kleiner Inseln, die hie und da, wie die maldivischen Eilande, zerstreuet sind, indem die Natur sich ein Vergnügen daraus gemacht hat, daselbst eben so, wie in dem ägeischen Meere zu spielen. Die vornehmsten sind die Inseln der Madrigalen, Gesänge, Sonneten, Cantaten, ꝛc. welche auf dem Wasser beständig hin und her schwimmen, indem sie die leichtesten Sachen in der Welt sind. Es ist in der Dichtkunst eine Provinz, Hirtenlied, oder Bucolica genannt; das Volk wohnt daselbst gar nicht in Städten, sie haben einen heftigen Abscheu dafür; ihr vornehmstes Dorf heißt Pastoral. Diese würden die glücklichsten Menschen in der Welt seyn, wenn sie nicht durchgehends unglücklich in der Liebe wären, welches verursachet, daß ihre Schafe in der irre gehen, oder von den Wölfen gefressen werden, welche sie doch öfters für höflicher ansehen, als ihre Schönen. Sie sind aber nicht so glücklich daß sie die Wölfe ausrotten können, wie wir in England gethan. Sie sind insgemein so voller Galanterie, daß wenn, sie

von ihren Heerden und Landbeschäftigungen nicht redeten, man sie für Höflinge ansehen solte. Das Dorf Ecloge ist bey weiten nicht so groß als Pastoral, aber meiner Meynung nach, angenehmer. Die Lieblichkeit der Luft, dessen angenehme Felder und Thäler, dessen schattigte Lustwälder, und rieselnde Ströme, die natürliche Zärtlichkeit in der Sprache der Einwohner, und das geruhige und stille Leben derselben, erfüllen einen mit einem stärkern Reize und wirklichern Vergnügen, als alles schimmernde Gepränge der Höfe und Städte; so wie die Lilien und Rosen ihrer Nymphen mehr reitzen, als das Gold und die strahlende Edelgesteine der Grossen; obgleich einige ihrer Einwohner oft mehr redneriſch und witzig, so wie andere derselben zu bäuerisch und grob sind.

XXII.

Charles Lamotte, Doct. Theol.

Anmerkungen über eine Stelle im Virgil,

von der Zerstöhrung der Stadt Troja, und über das Palladium,

welches von den Trojanern und Römern für die Hauptstütze ihres Staats gehalten wurde.

(New. Univ. Magaz. 1759. Merz. S. 81.)

Venit summa dies & ineluctabile tempus
Dardaniæ. Fuimus Troes: fuit Ilium, & ingens
Gloria Teucrorum. Ferus omnia *Jupiter Argos*
Transtulit: incensa Danai dominantur in urbe.

VIRGIL. L. II. *Æneid.* 324.

Der Teukrer letzter Tag und Fall ist angebrochen.
Ach der Trojaner Nam und Stadt und grosser Ruhm
Kömmt durch der Götter Zorn und Griechen Macht itzt um.
Der Feind ist Herr der Stadt, die durch die Glut vergehet.

Schwarz.

Diese bewegliche Rede, welche der Poet dem Pantheus einem Priester des Apollo in den

den Mund legt, enthält eine lebhafte Beschreibung des Elends und der Noth, worin die Trojaner durch den langen und verdrießlichen Krieg, welchen sie wider die Griechen geführt, waren versetzet worden. Dieses wird durch den Contract und die Entgegensetzung der vorigen Grösse und Herrlichkeit dieses Volks sehr schön ins Licht gestellet.

-- *Fuimus Troes: fuit Ilium & ingens*
Gloria Teucrorum.

Es ist aber ein Wort, in dem Virgil, ich gestehe es, dem ich niemals beygepflichtet, und welches in Betracht der Stärke und des Nachdrucks mit den vorhergehenden Zeilen weit zurück bleibt. Das Wort welches ich meyne ist *Omnia*. Worauf sich dieses Beywort beziehe, kan ich meiner Einsicht nach nicht ausfindig machen. Eigentlich kan es nicht zu *Troes* und *Ilium* gehören, welche nicht mehr waren und auch nach Argos nicht konten gebracht werden; auch nicht zum Worte *gloria;* denn so würde der Poet *omnem* gesagt haben, welches einen klaren und deutlichen Sinn machet, und alle Schwürigkeit und zweifelhafte Auslegung von dieser Stelle entfernet. Aus diesen Ursachen habe ich oft gedacht, es müsse ein Fehler in den Text eingelaufen seyn, und daß *Omina* und nicht *omnia* die wahre und rechte

Les-

Lesart sey. Dieses ist nur eine geringe Veränderung, allein sie reichet einen herrlichen Sinn dar, der mit der Majestät der ganzen Stelle übereinkommt, und sich zu der Person, die da redet, sehr wohl schicket. Dieses war der Priester des Apollo, dessen Amt darinnen bestund, daß er den Willen der Götter erklären, und Gutes oder Böses der Welt vorher verkündigen muste. Lassen wir dieses Wort, als die wahre Lesart zu, so giebt es einen doppelten und verschiedenen Sinn, entweder zuerst die Gunst und Gegenwart ihrer Götter, ihrer Schutzgottheiten, der Patronen, und Eigenthumsherren ihres Staats, welche nun auf Befehl des Jupiter sie verlassen hatten, und zu den Griechen übergegangen waren. Oder es bedeutet zweytens, den Verlust ihres Palladium, welches sie für die Hauptstütze ihres Staats hielten. Was den ersten Sinn dieser Wörter betrift, so ist gewis, daß die Heyden einen Begrif hatten, wenn eine Stadt oder Nation von ihren Göttern zum Untergang bestimmet, und es demselben schon sehr nahe war, daß alsdann die Schutzgötter den Ort verlassen, und ihre Gegenwart und Beschützung von demselben zurückgezogen hätten. Sophocles berichtet uns, (in einem seiner Trauerspiele) daß dieses dasjenige sey, was sich bey der Belagerung von Troja zugetragen habe. Die Götter, saget er, verliessen nicht allein selbst den

Ort,

Ort, sondern nahmen auch ihre Kästgen mit ihren Bildern mit sich. Hierauf sinnspielet auch Petronius in seinem Gedichte von der Einnahme Troja.

Troja capta perdidit primum Deos.

Und Virgil beschreibt dieses sehr zierlich im 351 Vers dieses Buchs

Excessere omnes, adytis, arisque relictis,
Dii, quibus imperium hoc steterat.

Die Götter, die dis Reich beschirmten,
sind nun alle aus unsern Tempel weg.

Obgleich nun diese Meynung ihren Göttern unanständig war, indem sie lieber diesen Leuten in ihren Nöthen hätten beystehen, und in allen Wiederwärtigkeiten vertheidigen und sie dafür behüten sollen; so hatte sie doch in den Gemüthern der Heyden so tiefe Wurzeln geschossen, daß einige gewohnet gewesen, die Bildnisse ihrer Götter anzubinden, und sie mit Ketten an den Mauern ihrer Tempel fest zu heften, damit dieselben nicht den Ort verlassen, und sie in der Noth stecken liessen. So lesen wir von den Athenienfern, daß sie in gröften Drangsalen die Bildsäule der Göttin des Sieges in ihrem Tempel angebunden. Und Quintus Curtius erzählet von den Tiriern, da sie von Alexander dem Grossen enge eingeschlossen,

und

und auf das äusserste gebracht waren, daß sie die Statue des Apollo an dem Altar des Herkules fest gebunden, um sich seiner Gunst zu versichern, und seinen Schutz auf ihre Stadt einzuschrenken. Und dieser Begrif, den die Griechen und Römer von ihren Göttern hatten, daß sie nemlich eine Stadt oder Land vor seinem bevorstehenden Untergange verliessen, glaubten sie so fest, daß so oft sie einen Feind, oder Stadt angriffen, welche einzunehmen, sie sich nicht für mächtig genug hielten, sie alsobald zur Zauberey, Zauberworte, und Herausrufungen ihre Zuflucht nahmen, die Götter von ihren Feinden abriefen, und auf ihre Seite zu treten, anlockten, mit dem Anerbieten, ihnen einen prächtigern Tempel zu bauen, und grössere Ehre in dem Gottesdienste unter ihnen zu erweisen. Die Redensarten die bey diesen Herausrufungen gebräuchlich waren, lieset man bey dem Macrobius L. 13. c. 9. und in den Anmerkungen, die ich über den Josephus in den Werken der Gelehrten (*Works of the learned*) herausgegeben habe. Dieser jüdische Schriftsteller, wie gelehrte Männer längst bemerket haben, breitet in seinen Schriften, Wunder, Wunderzeichen und Vorbedeutungen aus, um denselben eine Art eines heydnischen Ansehens zu geben, und sie den sehr leichtgläubigen, und in diesem Aberglauben verliebten Griechen und Römern angenehm zu ma-

machen, dieser, sage ich, hat nicht unterlassen, einen Umstand von dieser Art, um seine Leser zu vergnügen, mit einzuschalten, und zugleich auch seine Geschichte von den jüdischen Kriegen damit auszuzieren. Er erzählet also ordentlich, daß um die Zeit des Pfingstfestes, kurz von der Zerstörung der Stadt Jerusalem, die Thüren des Tempels plötzlich von sich selbsten sich geöfnet, welches von den Alten als ein böses Zeichen eines bevorstehenden Unglücks angesehen worden. Er füget noch hinzu, daß, als die Priester in das Innere des Tempels bey Nachtzeit gegangen, um daselbst den Gottesdienst zu verrichten, sie ein Getöse und Erbeben des Ortes verspüret, und darauf eine grobe und starke Stimme, wie von einer grossen Menge, gehöret, welche gesagt, laßt uns von hinnen ziehen.

Herr Simon, ein gelehrter Mann, und Mitglied der Academie der schönen Wissenschaften zu Paris, hat diesen Gegenstand in einer besondern Abhandlung ausgeführet, und versichert, die Heyden hätten ihren Begrif von den Schutzgöttern von den Juden entlehnet. Ich will mich über diese Sache mit ihm hier nicht einlassen, noch leugnen, daß die Juden eine solche Meynung von Schutzengeln gehabt haben, wie solches aus verschiedenen Stellen der heiligen Schrift erwiesen werden kan. Da man aber nicht findet, daß sie

die

die geringsten Begriffe von Zaubergesängen und Herausrufungen gehabt, noch daß die Engel die unter ihre Beschützung stehende Oerter bey herannahenden Gefahren, und kurz vor ihrer gänzlichen Zerstöhrung verlassen; so wolte ich lieber glauben, Josephus habe diesen Umstand der Stimme in dem Tempel, und die Abreise ihrer Schutzgötter, so wie er in manchen andern Stellen seiner Geschichte auch gethan, deswegen eingeschaltet, um derselben, wie vorher gesagt, ein heydnisches Ansehen zu geben, und solche den Heyden angenehmer und schmackhafter zu machen, weilen sie dergleichen Wunderzeichen liebten, dabey er auch zu gleicher Zeit dem römischen Kayser schmeicheln wolte, als ob er die Götter augenscheinlich auf seiner Seite hätte, und die Vorsehung ihm auf eine besondere Art in der Eroberung Jerusalems behülflich gewesen wäre.

Tacitus, der nach gelehrter Männer Meynung verschiedene Stücke aus dem Josephus genommen haben soll, hat auch diese Geschichte aus demselben auszuschreiben, nicht vergessen, im Gegentheil hat er sie in seiner Historie von der Eroberung Jerusalems und der Niederlage der Juden und Zerstöhrung des Tempels, künstlich mit eingeschaltet. Die Thüren des Tempels, sagt er, flogen von selbsten auf, und eine Stimme, die heller als eines Menschen Stimme war,

war, hörete man sagen, die Götter verliessen diesen Ort, und dabey wurde auch ein Getöse vernommen, welches dem gleich war, als wenn sie aus dem Tempel mit Gewalt hinausdrungen.

Dieses hat, wie schon erinnert, Tacitus sinnreich aus diesem jüdischen Schriftsteller ausgeschrieben, welches ihn aber in einen grossen Irthum verleitet. Denn, nachdem er dieses als eine Wahrheit niedergeschrieben, der grosse und Hauptartikel der jüdischen Religion sey nemlich die Einheit GOttes, und sey nur ein höchstes, einiges, unveränderliches und unsterbliches Wesen von ihnen verehret worden; so meldet er alsobald nachher von mehrern Göttern, als ob er das vorhergehende schon wieder vergessen, und saget, daß vor dem Untergange Jerusalems, eine Stimme gehöret sey, welche gesagt, die Götter gingen von dannen, und verliessen ihren Tempel. Ein gelehrter Mann, und bekanter Kunstrichter bemühet sich, ihn zu vertheidigen, indem er saget, Tacitus rede in der mehrern Zahl (collectively) nach heydnischer Art. Ich bin allzeit willig den Fehlern und Irthümern alter Schriftsteller so viel als möglich, das Wort zu reden:

Hanc veniam petimusque damusque vicissim.

Ich muß aber gestehen, daß ich nicht so günstig als Clericus von einem Schreiber denken kan, welcher, wenn er von den Juden redet, keinen Schritt zu thun vermögend ist, ohne zu straucheln oder zu fallen, und der in seinen Nachrichten von dem Alterthume, und der Historie dieses Volks Fehler auf Fehler gehäufet hat, obgleich er zu gleicher Zeit an dem Josephus einen guten Führer und Geleitsmann hatte.

Allein wieder auf meinen Gegenstand zurück zu kehren, so habe ich oft gedacht, daß Virgil durch das Wort *omina*, welches ich für die wahre Lesart in dieser Stelle halte, die Gegenwart ihrer Götter unter ihnen mag verstanden haben. Dieses konte er mit Fug thun, indem sie ohne derselben nicht glücklich seyn, noch bestehen konten. Doch kan das Wort, wie ich glaube, noch einen anderen leichteren und natürlicheren Sinn zulassen, und welcher eine grössere Wahrscheinlichkeit mit sich führet. Ich meyne, der Poet verstehe hier durch *omina* das Palladium, oder das Bild der Göttin Pallas, welches zu Troja als ein Heiligthum aufbehalten wurde, und das die Griechen kurz vorher ihnen weggestohlen hatten. Dieses konte mit Recht *omina imperii* genannt werden, weilen es die Trojaner, und nachher die Römer als die grosse Stütze, den Schutz, und die Sicherheit ihres Staats betrachteten.

Von

Von diesem Palladium hatten sie die Tradition, daß, als Troja gebauet wurde, sey dieses Bild der Göttin Pallas von sich selbst vom Himmel herabgekommen, und habe sich auf das Schloß, ehe das Dach darauf gebauet wurde, niedergelassen, und hätten Trojaner, weil sie bey dieser Gelegenheit den Apollo um Rath gefraget, die Versicherung bekommen, daß so lange sie dieses göttliche Bild in Ehren halten und bewahren würden; ihre Stadt beglückt, und in blühenden Umständen seyn würde. Wofern sie aber zuliessen, daß es verlohren ginge, oder von den Feinden weggenommen würde, wäre ihr Untergang vor der Thüre, und ihre Zerstöhrung würde gewis erfolgen. Als nun Diomedes und Ulysses das Schloß eingenommen, und das Palladium gestohlen hatten, so ist es kein Wunder, daß der Priester ankündigte; die *Omina imperii* wären verlohren, und von den Trojanern auf die Griechen übergebracht worden; und daher die Gelegenheit ergrif, den Fall und die Zerstöhrung ihres Staats vorher zu verkündigen.

Was nun dieses noch wahrscheinlicher machet, ist, daß Virgil hier nach römischer Art redet, nehmlich nach den Begriffen der Römer, wie er oft zu thun pfleget. Denn zu der Zeit gaben sie vor, daß sie eben dieses Bild der Pallas in Rom besässen, welches die Griechen den Trojanern weg-

genommen hätten, und daß sie eben so, wie jene dachten, die Sicherheit nehmlich, und die Wohlfahrt ihres Reichs hange gänzlich von der Bewahrung desselben ab. Varro erzählet, Diomedes, welcher dieses Wunderbild bey sich bewahrete, habe auf seiner Reise von Troja viel Noth und Elend ausgestanden, und deswegen die Götter um Rath gefraget, welche ihm geantwortet, sein Elend würde nimmer ein Ende nehmen, so lange er nicht das Palladium den Trojanern, denen es eigenthümlich und ursprünglich zugehörete, wieder überliefert hätte. Solchergestalt hat dieser Held, um der Warnung von Himmel zu gehorchen, dasselbe, als er durch Calabrien reisete, dem Aeneas wieder zuzustellen, sich erboten. Dieser war damals eben beschäftiget, den Göttern ein Opfer zu bringen, und hatte nach Opfergebrauch, eine Decke über seinem Haupt, er befahl solches dem Nantes zu überreichen, der ein alter und verehrungswürdiger Priester der Göttin Minerva war, dessen Familie und Nachkommenschaft das Palladium beständig in Verwahrung gehabt hat.

Seit der Zeit erwiesen die Römer, (eben so wie die Trojaner vorher thaten) diesem Bilde die grösseste Ehrerbietung und Hochachtung, und betrachteten solches als die Hauptstütze und Beschirmung ihres Staats, wie solches aus verschie-

de-

denen Stellen der lateinischen Schriftsteller erhellet. So nennet es Virgil

- - *signum fatale Minervæ.*

Livius im 26 Buche seiner Historie, *signum & pignus imperii*, welches mit den *Omina imperii* sehr genau übereinkommt. Ovid nennet es im erhabnen Sinne *Res Romana.* Der heilige Augustin; *sacra fatalia.* Lipsius saget, das Palladium wäre, da der Tempel der Vesta zu Rom abgebrannt sey, zu desto grösserer Sicherheit in den Pallast des Augustus niedergeleget worden. Und damit auch ins künftige dergleichen Unglück und Noth vorgebeuget würde, welche die Trojaner ihre Vorfahren durch den Verlust dieses sonderbaren Bildes ausgestanden hätten; so wäre man auf die Gedanken gekommen, verschiedene andere Statüen von gleicher Form und Gleichheit künstlich zu erfinden, damit sie nicht das ächte Bild so leicht verlieren möchten. Solchergestalt als der Kayser Heliogabal, unter seinen übrigen Ausschweifungen, beschlossen hatte, das Palladium wegzunehmen, und es in den Tempel seines GOttes der Sonne wieder aufzustellen, wurde er von der Oberpriesterin der vestalischen Jungfrauen betrogen, indem sie ihm ein nachgemachtes falsches Bild einhändigen ließ. Denn Lampridius saget in dem Leben dieses Fürsten, *signum, quod*

verum esse credebat, *abstulit*. Er hat das Bild, welches er für das wahre hielt, weggenommen. Diese Worte zeigen deutlich an, er sey betrogen, und ein falsches Bild ihm überliefert worden.

Ich bitte um Erlaubniß, hier noch zu bemerken, daß dieses Bild aus Ursache der Materie, woraus es verfertiget worden, gar nicht schätzbar war, weil man gewis weiß, daß es von Holz gewesen. Es ist in dem so eben angeführten Schriftsteller noch eine Stelle, die ich nicht verschweigen darf, welche dem vorigen zu widersprechen scheinet, und die jemanden auf die Gedanken bringen könte, dieses Bild wäre aus einer kostbarern Materie als Holz, nemlich von Gold verfertiget worden: *Palladium*, saget er, *Heliogabalus fictum auro in templo suo locavit*. Aber der gelehrte Salmasius beweiset, diese Lesart sey ein Fehler der Abschreiber, und meynet, daß durch Hülfe einer pfälzischen Handschrift, welche *auro victum* hat, die wahre Lesart *auro vinctum* gewesen, das ist, mit Gold umwunden, gezieret, besetzet, oder in goldnen Kästgen gesetzet worden. Denn dieses war die Gewohnheit der Alten, daß sie auf solche Weise die Bilder ihrer Götter auszierten und schmückten, es sey, daß sie ihre Gottheiten dadurch verehren, oder die Hochachtung und Ehrerbietung gegen dieselben bey dem gemeinen Volke da-

dadurch vermehren wolten. Diese auf solche Art in goldnen Kästgen gesetzte und ausgezierte Statüen nannten sie χρυσενδετα και χρυσοκολλητα. Siehe Salmasii Anmerk. in Lampridii Leben des Heliogabals.

Wir kehren zum Virgil wieder zurück. Da nun die Trojaner eine solche Achtung und Ehrerbietung für das Palladium hatten, daß sie dieses als die Stütze und Beschirmung ihres Reichs betrachteten; da auch die Lesart *omina* hier einen guten Sinn darreichet, welcher mit den Umständen der Trojaner, und den Begriffen beyder, nemlich ihrer und der Römer von diesen Bilde übereinkommt, dabeneben sich auch zu der Würde der Stelle des Virgils schicket, und, wie ich oben bemerket, der Person, die da redet, vollkommen gemäß ist; so hoffe ich genugsamen Grund zu haben, die wahre Lesart dieser Stelle, die ich behaupte, sey gewesen,

-- *Ferus* omina *Jupiter Argos*
Transtulit.

Ich halte dafür, daß die Abschreiber in diesen Irthum verfallen, da sie in einigen Handschriften das Wort *omina*, durch eine Abkürzung, *onia*, gefunden, und solches für *omnia* gelesen. Was auch in meiner Muthmassung mich noch mehr stärket, ist, daß eben dieser Fehler, da man nem-

lich *omnia* anstatt *omina* gelesen, auch von den Abschreibern und Buchdruckern in einer Stelle des Seneca in seiner *Consolatione ad Polybium*, begangen worden. Erasmus hat dieses aus einem gelehrten Kunstrichter bemerket. Pintianus, saget er, ein in griechischen und lateinischen erfahrner Mann, hat mit Recht diese Stelle im Seneca *aut* omnia *me fallunt*, verbessert, und will dafür *omina* lesen, indem es eine Art eines gewöhnlichen Ausdrucks und Sprüchworts ist. Da ich die Werke des Pintianus nicht bey der Hand habe, und Erasmus auch die Ursachen, die jener dieser Verbesserung wegen angiebt, nicht angeführet; so will ich es wagen, meine eigene vorzustellen, die ich aus dem Zusammenhange hergenommen, und dieselbe eines jedem Urtheile übergeben. Seneca schrieb dieses Buch an Polybius, der ein Freygelassener des Kayfers Claudius war, um ihn über das Absterben seines geliebten Bruders zu trösten. Unter andern Beweisgründen, die er vorbringt, suchet er ihm die Gunst, welche er in so hohen Grade bey dem Kayser genoß, ins Gedächtniß zu bringen, welcher das Gegentheil war von dem Caligula, dem er in der Regierung folgte. Dieser gab durch die Bereitwilligkeit, welche er zeigte, seinen Unterthanen beyzuspringen, und Erleichterung zu verschaffen, die Betrübten zu trösten, und den Nothleidenden zu

Hülfe

Hülfe zu kommen, und zu beschützen, den Römern eine hofnungsvolle und angenehme Aussicht von Glückseligkeit, und füget darauf hinzu, *aut omina fallunt*, entweder, diese glückliche Vorzeichen betrügen mich, oder dieser gnädige Fürst, der die allgemeine Unterstützung aller Menschen ist, hat bereits angefangen, euren Gram zu versüssen, und zu besänftigen. Dieses, meyne ich, giebt einen natürlichen und edlen Sinn, der dem Seneca anständig ist; da im Gegentheil, wenn man es durch *omnia* giebt oder alles betrüget mich, der Ausdruck matt und niederträchtig ist, und sich für das Genie und den Geist dieses Weltweisen gar nicht schicket. Doch ich darf so weit nicht gehen, um ein Beyspiel von diesem Fehler, da *omnia* für *omina* gesetzet ist, beyzubringen, indem unser Poet selbst ein merkwürdiges Exempel in der *Æneis* giebt, wo Calchas, nachdem er erkläret, die Griechen würden niemals Meister von Troja werden,

Omina ni repetant Argis, Numenque reducant,
Quod pelago & curvis secum advexere carinis:

die ganze Stelle so beschliesset,

Ita digerit omina *Calchas.*
Virgil Æneid L. II. 178 sq.

Hier haben die Abschreiber auch unverständig genug *omnia* gesetzet, obgleich *omina* in der ersten ange-

führten Zeile sie gnugsam hätte zurecht bringen, und für den Irthum bewahren können. Ich verwunderte mich, da ich diesen Irthum in der Ausgabe des Virgils *in usum Delphini* fand, welche doch eine der besten aller französischen Ausgaben ist. Ruäus bemerket in seinen Anmerkungen über diese Stelle doch die wahre Lesart, wo er sagt, *alii legunt* omina *nec male*. Dieses war aber nicht genug gesagt, denn jedermann kan sehen, daß dieses die wahre und ächte Lesart sey.

Ich muß mich sehr über Herrn Bayle verwundern, einen Mann von guten Geschmack und Einsicht, der in seinem historischen Wörterbuche, unter dem Namen Hilten, ebenfals diesen Irthum begangen. Einen Fehler, der obigen nicht ungleich ist, findet man in einigen Ausgaben des Horaz, im 3 Buch, 14 Ode vers 11. allwo der Poet, indem er dem August wegen seiner Zurückkunft aus Spanien Glück wünschet, die Römer einladet ihren Göttern zu opfern, und sie bittet, *male* ominatis *parcere verbis*, an statt dessen einige Ausgaben solches *male nominatis* lesen. Lambin bemühet sich doch diese wunderliche Lesart durch das Ansehen einiger Handschriften zu vertheidigen, und bemerket dabey ferner, die Alten hätten besondere Sorge getragen, daß nicht allein diejenigen, welche die Opfer opfer-

ten,

ten, sondern auch die Opfer selbst, welche den Göttern dargebracht wurden, keine vorbedeutende unglückliche Namen hatten. Allein mit gebührender Achtung gegen einen so grossen Kunstrichter, glaube ich, daß keiner, der einen rechten Geschmack und Einsicht in den Horaz hat, die Wörter *verbis male nominatis* billigen, oder glauben werde, ein so einfältiger Ausdruck wäre aus der Feder dieses vortreflichen Poeten geflossen. Dabeneben scheinet die Ursache, welche er anführet, nemlich, daß sie Sorge getragen, damit nicht allein die Personen welche opferten, sondern selbsten auch die den Göttern gebrachte Opferthiere nicht übel vorbedeutende und unglückliche Namen hätten, gar nicht zum Zweck dienen, und im Gegentheil zur vorhabenden Materie gar nicht gehöre, indem Horaz sich geradesweges zu jungen Frauenzimmern und Knaben, *pueri & puellæ jam virum expertæ*, wendet, die mit den Namen derer die opferten, oder der Opferthiere die den Göttern gebracht wurden, nichts zu thun hatten. Dieses hat mich auf die Gedanken gebracht, die andere Lesart, die in manchen andern Ausgaben schon vorkommt, vorzuziehen.

Male ominatis parcite verbis.

Man wird hierauf einwenden, solchergestalt wäre ein Hiatus in dem Verse, und er würde sehr lahm

und

und unzierlich fliessen. Ich gestehe es, man kan aber dem Poeten wohl einige Freyheit erlauben, ja ich muß es bekennen, ich wolte lieber alles zulassen, als ohne rechte Ursache eine so kahle und sinnlose Redart dem grossen Meister des Geschmacks und der Zierlichkeit des Stils zuschreiben.

Als ich dieses geschrieben hatte, finde ich, daß der grosse Bentlei, dessen Ausgabe des Horaz ich damals nicht bey der Hand hatte, diese kranke Stelle nach seiner gewöhnlichen Scharfsinnigkeit, geheilet, und die Sache in so klares Licht gesetzet, auch dabeneben alle Schwierigkeiten, die dem Sinne hinderlich waren, und das Metrum verstrickten, gehoben habe, indem er die Worte also liesct:

Male inominatis *parcite verbis.*

Denn dieses ist nicht ein neugemachtes Wort, das er erfunden, sondern es gründet sich auf das Ansehen des Horaz selber, er hat es in der 16 Ode seiner Epoden gebrauchet.

inominata perprimat cubilia.

Diese Lesart zu bestärken, und den Irthum der Abschreiber zu beweisen, berufet er sich auf eine Stelle des Gellius, welcher einen vorbedeutenden und unglücklichen Tag, *diem inominalem* nennet, welches war von den Abschreibern aus eben

der

der Unvorsichtigkeit, als in demselben, welches wir hier vor uns haben, in *nominalem* verändert worden. Und da das Beywort *male* oftmals den Sinn verstärket, und so viel als *valde*, sehr, als *male dispari*, *male falsus*, und *male rauci*, bedeutet; so ist der Sinn der Erinnerung des Horaz natürlich und deutlich, daß sie nemlich, vorbedeutende und unglückliche Worte sorgfältig vermeiden solten, damit die Götter dadurch nicht beleidiget, noch die gute Wirkung ihres Opfers vernichtet würde.

Dieses ist eine von den glücklichen Entdeckungen, und wohl ausgesonnenen Verbesserungen, womit unter vielen andern, dieser grosse Kunstrichter sich bey der gelehrten Welt verpflichtet hat, in seinen schönen Noten über den Horaz ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

XXIII.

Erklärung einer Stelle aus der Offenbahrung Johannis XIV. 13.

(Gentl. Magaz. 1760. Horn. p. 59.)

In der Offenbahrung Johannis Kap. 14, 13 findet sich eine Schwürigkeit welche die Ausleger und Geistlichen bisher sehr

sehr geübt hat. Schreibe, selig sind die Todten, die in dem HErrn sterben; von nun an. Ja der Geist spricht ꝛc. Die Frage ist, wohin man die Worte von nun an bringen solle; = = Waren diejenigen, welche in dem HErrn, in dem Glauben an Christum starben, nicht von allen Zeiten her selig, oder von einem besonderen Zeitlauf an? Erzbischof Tillotson saget, das Wort ἀπαρτι von nun an, müsse auf den ganzen Spruch gebracht werden; als ob Johannes gesaget hätte, wir mögen, da er die äusserste und grausamste Marter dieser letzten und strengen Verfolgung betrachtete, von dieser Zeit an vorwärts diejenigen die schon gestorben sind, (vorausgesetzt, daß sie in dem HErrn gestorben) für selig achten, weil sie diejenige Zeit nicht erlebet, um mit ihren Augen anzuschauen, und dasjenige mit zu leiden, welches die gläubigen Knechte GOttes überfallen wird, wann der Teufel mit starken Zorne kommen wird ꝛc. Siehe TILLOTSONS *sermons* B. 5. S. 301. 12^mo.

Der gelehrte und sinnreiche Dr. Newton bemerket in seinen Abhandlungen über die Weissagungen, daß die gröste Schwierigkeit in dem Text sich in diesen Worten von nun an finde; denn warum solte die Seligkeit der Todten, die in dem HErrn sterben auf diese Zeit eingeschrenkt werden, und von diesem Zeitpunkt lie-

ber

ber anfangen, als von irgend einem andern, da sie zu allen Zeiten, und in allen Perioden gleichselig, und nicht mehr seit dieser Zeit als vorher selig sind? Die Ausleger wissen sich hier gar nicht zu helfen, und bringen wenig oder nichts vor, das hinlänglich ist. Die Schwierigkeit fält aber grösstentheils weg, wenn wir, wie ich dafür halte, diese Prophezeyung auf die Reformation anwenden. Denn von der Zeit an, obgleich die Seligkeit der Todten nicht ist vergrössert, so ist sie doch besser verstanden, und klärer beschrieben und ausgebreitet worden, als vorher, und die damit streitende Lehre von dem Fegefeuer ist von allen vernünftigen Menschen verachtet, und verwiesen worden. Diese Wahrheit war dabeneben eine von den Hauptgrundsätzen der Reformation. Was den D. Luther zuerst anreitzte, war die anstößige Ablaßkrämerey. Da nun die Lehre von dem Ablaß eine genaue Verbindung mit der Lehre vom Fegefeuer hat; so leitete ihn die Widerlegung des einen natürlicher Weise zur Widerlegung des andern. Sein erstes Werk zur Reformation waren die 95 Theses oder Sätze wider den Ablaß, das Fegefeuer, und die davon abhangenden Lehren. So daß man von ihm sagen kan, er habe den Befehl vom Himmel buchstäblich erfüllet, zu schreiben, Selig sind die Todten, die in dem HErrn sterben, von nun an: und von dieser

Zeit

Zeit an bis auf die jetzige ist diese Wahrheit so deutlich bewiesen, und so fest gegründet worden, daß sie vermuthlich beständig dauren wird. = = = Newtons *Dissertatt. Vol. III.* p. 248.

Ich muß gestehen, ich bin mit keiner von den beyden Auflösungen dieser Schwierigkeit zufrieden, obgleich beyde sinnreich sind. Das Wort ἀπαρτι bedeutet unmittelbar, alsobald, von diesem Augenblick an, und auch vortreflich, vollkommen ꝛc. (Siehe Constantins Wörterbuch.) Ich meyne, wenn man dieses Wort in seinem ersten und eigenen Sinne nimt, daß es alsdann eine merkwürdige Unterweisung mit sich führe. ich hörete eine Stimme, saget der Apostel, vom Himmel, die sprach zu mir: Schreibe = = Nun können wir vernünftiger Weise voraussetzen, daß dasjenige, was hier mit so vielen Gepränge eingeführet wird, von keinem geringen Nachdruck seyn müsse. = = Selig sind die Todten, welche in dem HErrn sterben von nun an = = Allein war dieses nicht schon eine Sache, die den Christen bekant war, und keiner solchen feyerlichen Ankündigung bedurfte? sie wusten allerdings schon, daß diejenigen, welche in dem HErrn sterben, selig seyn würden. = = Man übersetze es derohalben also, Selig sind die Todten, welche in dem HErrn sterben, unmittelbar, oder in dem Augenblick, da sie sterben. Unmittel-

telbar, (oder in dem Augenblick da sie abscheiden) sind die Todten selig, welche in dem HErrn sterben. = = Solchergestalt wird eine wichtige Wahrheit den Christen offenbaret, welche ihnen die Versicherung giebt, es sey kein römisches Fegefeuer, kein mittler Zustand der Unempfindlichkeit, sondern unmittelbare Seligkeit in dem Augenblick, da sie sterben. Unser Heyland scheinet dieses zu bekräftigen, da er zu dem busfertigen Schächer am Kreutz sagte, heute (an diesem Tage) solst du mit mir im Paradiese seyn. Und mir deucht, dieses ist die richtigste und natürlichste Meynung der Worte, die einen Sinn giebt, welcher einer himmlischen Stimme würdig ist.

PS. Diese Stelle läßt sich auch vollkommen so übersetzen = = Ich hörete eine Stimme ꝛc. Selig sind die Todten, die in dem HErrn sterben; augenblicklich: Ja der Geist spricht ꝛc. Die abgebrochene Kürze ist besonders edel und erhaben.

* *

XXIV.

Zwey Fragmenten der alten Dichtkunst von den Hochländern in Schottland,

aus der alten Gallischen oder Erisischen Sprache übersetzet.

(Gentl. Mag. 1760. Brachm. S. 287.)

Der Herbst ist finster auf den Bergen, grauer Nebel ruhet auf den Hügeln. Der Wirbelwind heulet auf den Heiden. Schwarz rollet der Fluß durch die enge Ebene. Ein Baum stehet auf dem Hügel allein, und bezeichnet das Grab des Connal. Die Blätter wirbeln sich von dem Winde herum, und bestreuen das Grab des Verstorbenen. Zu Zeiten siehet man hier die Geister der Todten, wann der nachsinnende Jäger ganz allein über die Heide langsam einhergehet.

Wer kan die Wurzel deines Stammes erreichen. O Connal! und wer deine Väter erzählen? Dein Geschlecht wuchs wie eine Eiche auf dem Berge, welche dem Sturme mit ihrem prächtigen Haupte Trotz bietet. Wer wird den Platz des Connal wieder ausfüllen?

Hier

Hier war das Getöse deiner Waffen, und hier das Winseln des Sterbenden. Betrübt war der Krieg zu Fingal, O Connal, hier war es, da du erschlagen wurdest. Dein Arm war wie ein Sturm; dein Schwerdt ein Strahl aus den Wolken; deine Höhe, ein Felsen auf der Ebene; deine Augen, ein Feuerofen. Deine Stimme war stärker als ein Sturmwind, wann du das Feld in Schrecken setztest, Helden fielen durch dein Schwerdt, wie die Distel durch den Stab eines Knaben.

Dargo der mächtige kam wie eine Donnerwolke, seine Augenbraunen waren zusammengezogen und finster. Seine Augen wie zwo Höhlen in einem Felsen. Glänzend stiegen ihre Schwerdter an jeder Seite empor; schrecklich war der Klang ihres Staats.

Die Tochter des Rinval war nahe. Crimora glänzte in der Rüstung eines Mannes; ihre Haare flatterten frey um ihren Nacken, mit ihrem Bogen in der Hand. Sie folgte dem Jüngling zum Kriege, Connal ihrem sehr Geliebten. Sie spannete die Schnur auf Dargo: aber sie irrete, und durchbohrete ihren Connal. Er schlug nieder wie eine Eiche auf der Ebene, und wie ein Felsen von einer steilen Höhe. Was soll sie thun, das unglückliche Mädchen! Er verblutet; Connal stirbet. Sie schreyet die ganze Nacht, und den

ganzen Tag, o Connal, mein Liebster und mein Freund! Von Gram stirbt die innigst Betrübte.

Auf diesem Hügel beschliesset die Erde das liebenswürdigste Paar. Das Graß wächset unter den Steinen ihres Grabmals; ich sitze in dessen traurigen Schatten, der Wind pfeifet durch das Graß, und ihr Andenken dringet plötzlich in mein Gemüth. Unzerstört schlaft ihr nun beysammen; in dem Grabe des Berges ruhet ihr einsam.

II. Ryno, Alpin.

Ryno. Wind und Regen sind vorbey: Stille ist der Mittag. Die Wolken am Himmel sind zertheilt. Ueber die grünen Hügel flieget die unbeständige Sonne. Roth durch das Steinthal fliesset der Strom von dem Hügel herab. Süß sind deine Gemurmel, o Strom! aber süsser ist die Stimme, welche ich höre. Es ist die Stimme des Alpin, des Sohnes des Gesangs, der den Todten betrauret. Sein Haupt ist von Alter gebeugt, sein Auge ist roth voll Thränen. Alpin, du Sohn des Gesangs, wie so allein auf dem stillen Hügel? Was klagest du, wie der Wind in dem Walde; wie eine Welle an dem einsamen Ufer?

Alpin. Meine Thränen, o Ryno! sind über die Todten; meine Stimme für die Einwohner des Grabes. Groß bist du auf dem Hügel; schön unter den Söhnen der Ebene: Aber du solt

wie

wie Morar fallen; und der Weinende soll auf deinem Grabmahl sitzen. Die Hügel werden dich nicht mehr kennen; dein Bogen wird loßgespannet in dem Saale liegen.

Du wirst schnell, o Morar! wie ein Rehe auf dem Hügel; fürchterlich wie ein feuriges Luftzeichen. Deine Wuth war wie der Sturm des Christmonats. Dein Schwerdt im Kriege, wie der Blitz auf dem Felde. Deine Stimme war wie ein Strom nach dem Regen; wie der Donner, auf entfernten Hügeln. Wie viele stürzten nieder durch deinen Arm? Durch die Flammen deines Zorns wurden sie verzehret. Aber wann du vom Kriege zurückkehrtest, wie Friedensvoll war deine Stirn! Dein Gesicht war wie die Sonne nach dem Regen; wie der Mond in der Stille der Nacht; still wie die Ausdünstung einer stehenden See, wann der Wind sich geleget.

Enge ist nun deine Wohnung; finster der Ort deines Aufenthalts. Dein Grab, o du, der du vorher so groß warest, wird durch drey Schritte eingeschrenkt. Vier Steine mit bemooßten Häuptern sind das einzige Andenken von dir. Ein Baum, mit kaum einen Blatte, langes Graß, worin der Wind pfeifet, bezeichnen dem Auge des Jägers, das Grab des mächtigen Morar. O Morar! Du bist in der That gering. Du hast keine Mutter mehr, die dich betrauret, kein Mädchen,

die Liebesthränen vergießt. Todt ist diejenige, die dich gebohren. Gefallen ist die Tochter des Morglan. = = Wer ist es, der auf seinen Stab sich lehnet? wer ist es, dessen Haupt von Alter grau ist, dessen Augen von Thränen roth sind, der bey jedem Schritt zittert? = = Ist es dein Vater, o Morar? nur dein und keines andern Vater. Er hörete von deinem Ruhm im Treffen; er hörete von den zerstreueten Feinden. Er hörete von Morars Ruhm; warum hörete er auch nicht von seiner Wunde? Weine, du Vater des Morar! Weine, aber dein Sohn höret es nicht. Tief ist der Schlaf des Todten; niedrig sein Hauptküssen von Staub. Nicht mehr wird er deine Stimme hören; nicht mehr wird er durch dein Rufen aufwachen. Wann wird im Grabe der Morgen anbrechen, und dem Schlummerer befehlen, daß er erwache.

Lebe wohl, du tapferster der Männer, du Sieger auf dem Felde. Jedoch das Feld wird dich nicht mehr sehen; noch der finstere Wald durch den Glanz deines Stahls erleuchtet werden. Du hast keinen Sohn nachgelassen, aber der Gesang soll deinen Namen verewigen. Die künftigen Zeiten werden von dir hören; sie werden von dem erschlagenen Morar hören.

XXV.

Nachricht von dem Leben und Schriften drey berühmter Geschichtschreiber aus Portugal, von Anton Barbosa.

(Imperial Magaz. 1760. Horn. S. 98.)

I. Hieronymus Mascarenhas, ein Sohn des Marquisen von Montalvao, der ehedem Vicekönig von Brasilien, und Domherr zu Coimbra war. Er hielte es mit Philip dem IV in der Staatsveränderung, wodurch Johann von Braganza auf den Thron gesetzet wurde. Der König von Spanien suchte ihn auf seine Seite zu bringen, und beschenkte ihn mit dem Orden von Calatrava, und ernannte ihn zu einem seiner geheimden Räthe, zum Großprior von Guimaranes, und Bischof von Leiria, er war aber niemahls im Stande, ihn in Besitz aller dieser Würden zu setzen. Er begleitete die Königin Maria von Oesterreich nach Spanien, als Almosenier. Während der Minderjährigkeit ihres

Sohnes, Carls des II. machte sie ihn zum Bischof von Segovien, welchen bischöflichen Stuhl er mit grosser Weisheit und Bescheidenheit bis zu seinem Absterben im Jahr 1671, bekleidete.

In der Kirchengeschichte so wohl als der bürgerlichen seines Vaterlandes war er überaus bewandert, und überdem im Arbeiten so unermüdet, daß er 37 vollständige Werke hinterlassen. Unter vielen andern seiner Bücher sind folgende bekant. Erzählung von der Reise der Königin Maria von Oesterreich von Madrit nach Wien. Gedruckt zu Madrit 1650. 4. Historische Schutzschrift für die Religion zu Calatrava. Madrit 1651. 4. Lob des Raymonds, Abts zu Fitero, Stifter des Ordens zu Calatrava. Madrit 1653. 4. Regeln des Ordens von Calatrava, Madrit. 1663. fol. Johann von Oesterreich Feldzug in Extremadura im Jahr 1662. Madrit. 1663. 4. Der Graf Ericeyra tadelt diesen Geschichtschreiber in diesem Buche seiner Partheyligkeit wegen gegen die Castilianer.

Die Handschriften, welche der Bischof hinterlassen, sind, Historie von Coimbra, die Monumenten Italiens, eine Sammlung von Grabschriften und Inscriptionen, welche er in seinen Reisen durch Italien aufgezeichnet. Beschreibung der Stadt Trident. Anmerkungen über das Concilium zu Trident, mit dem Charakter der daselbst ge-

gewesenen Spanier. Geschlechtregister der österreichischen und portugiesischen Häuser. Geschichte der Stadt Ceuta. Kirchengeschichte von Portugal. Historie der Kriegsorden von Christus, Jacob, und Avitz. Beschreibung von Portugal. Anmerkungen über die Stadt Leiria. Leben der Prinzeßin Johanna, Tochter Alphonsus des V. Leben der heiligen Elisabeth, Königin von Portugal, Leben des Infanten Don Ferdinand, Leben Königs Johann des 1sten. Ursprung der Inquisition in Portugal.

II. **Johann Baptista Lavanna**, Ritter des Christsordens, ein Geschichtschreiber des 16ten Jahrhunderts. König Sebastian schickte ihn, da er noch sehr jung war, nach Rom, um in den Wissenschaften sich daselbst zu üben. Die Erwartung des Königs schlug auch nicht fehl. Nach seiner Zurückkunft verordnete ihn König Philipp der Kluge zum Erdbeschreiber, und Philipp III. zum Geschichtschreiber von Portugal. Letzterer schickte ihn nach Frankreich und Flandern, um eine genaue Erkenntniß in der Geschichte in Absicht auf die spanische Monarchie sich zu erwerben, und zu diesem Endzweck gab er ihm trefliche Empfehlungsschreiben mit. Zwo seiner Töchter gingen ins Closter zu Madrit. Der König hatte die Gnade, sie dahin zu begleiten, und der Ceremonie der Einkleidung mit beyzuwohnen.

Seine vornehmste Schriften sind: Eine Abhandlung von dem Seeguvernement, gedruckt zu Lissabon 1595. 4. Die vierte Zehend von Asien des Johann von Barros mit geographischen Anmerkungen und Charten. Die Reisen Philipps des III. in Portugal, und eine Erzählung des feyerlichen Empfanges dieses Monarchens. Ma. 1622. fol. Historische und genealogische Abhandlung von der spanischen Monarchie, im Jahr 1612. auf Befehl Philipps III. geschrieben. Dieses Buch enthält eine Beschreibung 22 spanischer Provinzen, und schliesset zugleich mit ein die Genealogie der Häuser von Maura, Lerma, Sylva und Mendoza. Madrit 1646.

Seine Handschriften sind, eine Reisebeschreibung von Arragonien, welche auch dessen Alterthümer mit enthält. Eine Beschreibung von Guinea, und die Historie von Cunhala eines indianischen Seeräubers.

III. N. FREYRE DE MONTARROGO MASCARENHAS, aus adlichen Stamme, gebohren zu Lissabon im Jahr 1670. Sein wirksames und durchdringendes Genie führte ihn leicht durch den ganzen Zirkel der Wissenschaften. Auch selbst in seiner Jugend freueten sich alle portugiesischen Academien, seinen Namen ins Buch ihrer Studenten einzuschreiben. Er war Secretair der Unitarien, Vorsänger des Chors, und in der Aca-

de-

demie der Edelmüthigen (Generous) hielt er öffentlich manche vortrefliche Rede. Im Jahr 1693 stellete er eine Reise durch ganz Europa an, welche ihn aufmunterte, daß er alle Merkwürdigkeiten, welche in den lebendigen Sprachen gedruckt wurden, sammlete, und es in die portugiesische Sprache übersetzte. Nach seiner Zurückkunft, dienete er vom Jahr 1704 bis 1710 als Hauptmann bey der Reuterey, unter einem der Regimenter, welche von der Königin von England waren angeworben worden. Er zog aber endlich die Ruhe des Apollo den Unruhen des Mars vor. Seitdem er sich den Kriegsdiensten entzogen, ist er zweymal Präsident der Academie der Ungenannten, darauf Secretair und Lehrer der Rechtschreibung bey der Academie der Uebenden (Applyers) gewesen. Er war der erste, welcher im Jahr 1715 Zeitungen herauszugeben, in Portugal einführete. Seine Bücher sind so viel an der Zahl, als von verschiedenen Inhalt. Die vornehmsten derselben, welche Barbosa aufzählet, sind folgende.

In den historischen Briefen *vol.* 10. p. 47. findet man eine Erzählung des öffentlichen Einzugs des wienerischen Gesandten. Die Unterhandlungen bey dem riswikschen Frieden, in welchem er die beyderseitigen Forderungen des Königs von Frankreich, und der Alliirten gegen ein-

ander untersuchet. Alles dieses ist in französischer Sprache geschrieben, und zu Haag 1697. 2 vol. 8. ohne Namen gedruckt worden.

Folgende Bücher sind in portugiesischer Sprache herausgekommen: Antwort eines spanischen Herrn an einen Minister über die spanische Thronfolge, nach dem Tode Carls II. Amst. 1693. 12. Dieses Buch hat auf dem Titel den Namen Antonio Perez Ferreyra Memoirs des Friedensgeschäfts zu Ryswick, Haag 1698. 12. Nachricht von dem Treffen bey Oudenarde, Erzählung des glücklichen Fortgangs der portugiesischen Waffen in Indien im Jahr 1713. Lissabon 1715. 4 Theile. Historische Erzählung der letzten Krankheit und des Todes Ludwigs XIV. mit einer Abschrift seines letzten Willens. Lissab. 1715. 4. Eine jährliche, chronologische und politische Historie der Welt, welche enthält die Geburt, Bündnisse, und Tod der Prinzen und grosser Herren, die Siege, Treffen und Reisen der Fürsten, Friedenshandlungen ꝛc. Dieses Werk ist aus den portugiesischen Zeitungen gesammlet, und regelmäßig eingerichtet bisher alle Jahr ordentlich von 1715 bis auf diese Zeit herausgegeben worden. Die Ueberwindung der Ovizes, eines brasilianischen Volks, welches zum römischen Glauben bekehret, und unter die portugiesische Herrschaft gebracht worden 1716. 4. Die Verfinsterung des ottomannischen Monds, oder

eine

eine Erzählung des Treffens bey Peterwaradein 1716. 4. Nachricht von der Belagerung der Insel Corfu, mit einer Beschreibung derselben. Von dem Siege der Kayserlichen über die Türken bey Carlowitz 1716. Wunderzeichen in 1716. Der Sieg bey Belgrad über die Türken durch den Prinz Eugenius, 1717. 4. Der kayserliche Adler über den ottomannischen Mond, oder eine Nachricht von der Belagerung Bregrads, und dem Sieg über die Türken am 16ten August 1717. 4. Der Traum Achmets III. ausgeleget. 1717. 4. Schreckliches Unglück, das sich in Europa zugetragen 1717. 4. Vorlesung der experimental Weltweisheit 1725. Erzählung der Zerstörung der Stadt Palermo durch ein Erdbeben 1 Sept. 1726. Nachricht von einem wilden Menschen, der in der Nachbarschaft Jerusalems starb 1726. 4. Von einem Wunderthier aus Natolien zu dem Grosstürken geschickt 1727. 4. Das Testament des Mully Ismael, Kayfers von Marocco, 1727. 4. Traurige Veränderung am ottomannischen Hofe, oder eine Erzählung von der Absetzung Achmets des III. und der Krönung Mahomets V. 1730. 1731. 4. Philipps V. Sieg über Mequinez 1733. 4. Die Einnahme Orans 1732. 4. Nachricht von dem Erdbeben zu Neapoli den 29 Nov. 1732. 4. Rusland beleidiget und beruhiget, oder von dem rußischen Kriegszuge wider die Türken und

Tar-

Tartaren. 1736. 4. Die Einnahme Oczakau von den Russen 1737. 4. Historie der Siege des Grafen Münnichs über die Türken. Unter verschiedenen seiner hinterlassenen Handschriften finden sich auch manche Geschlechtsregister, Tageregister seiner Feldzüge von 1704 bis 1710. Die Vertheidigung von Campomajor wie es von den Castilianern 1712. belagert wurde. Neue Rechtschreibung. Problematische Abhandlung, worin die Frage vollständig entschieden wird, ob die Wissenschaften oder die Kriegsdienste dem gemeinen Wesen mehr Dienste leisten.

* *

XXVI.

Von dem Nutzen der Flutmühlen.

mit der Zeichnung zweyer Modelle.

(Univers. Magaz. 1760. Sept. p. 144.)

Da die Gesellschaft zur Beförderung der Künste, Manufacturen und des Handels, ein Geschenk von 60 Pf. Sterl. demjenigen versprochen, welcher an oder noch vor dem ersten Dienstage im April 1761. das beste Modell einer Flutmühle erfinden und liefern wird; so wol-

wollen wir denjenigen zum besten, welche Lust haben nach dieser Belohnung zu streben, einen Versuch thun, die beste Art, wie dieselbe können verfertiget werden, zu beschreiben.

Diese Art Mühlen ist, wo nicht ganz etwas neues, doch wenig unter uns bekant. Das ganze Geheimniß besteht darin, daß man beydes die Ebbe und Flut nöthige, die Mühlenräder beständig nach einer und derselben Seite umzudrehen. Dis kan auf eine sehr künstliche Art ins Werk gerichtet werden. Die erste Erfindung der Flutmühlen wird einem Zimmermeister von Dünkirchen, Namens Perse, zugeschrieben, welcher gewißlich keinen geringen Dank verdienet hat, indem ein guter Bürger nichts löblichers thun kan, als wenn er etwas neues erfindet, das der bürgerlichen Gesellschaft nützlich seyn kan. In der That, wie viele zu einem bequemen Leben nöthige Dinge giebt es nicht, deren Werth wir nicht erkennen, wenn wir sie nicht haben. Von dieser Art sind die Mühlen überhaupt; weswegen wir denenjenigen uns höchstverpflichtet achten müsten, deren Scharfsinnigkeit uns damit an allen Oertern versehen würden. Man hat keine Wassermühlen, wo es an Ströhmen fehlet; und da die Windmühlen einige Zeit im Jahre still stehen, so will es den umher wohnenden Leuten zuweilen an nöthigen Mehlvorrath gebrechen. Könte man sich

aber

aber der Flut bedienen, so würde man so viele Wassermühlen bauen können als man nöthig hat. Ich rede von Städten, die am Meere oder grossen Flüssen liegen die Flut, und Ebbe haben. Bey diesen allen findet sich das Ungemach, daß sie keine ordentliche Wassermühlen haben, und da es scheinet, daß derselben Einwohner bisher noch kein Mittel gewust demselben abzuhelfen, so wird man sich ihnen durch folgende Nachricht verbindlich machen.

Die erste Figur stellet drey Kanäle vor, wovon der mittelste K. C. M. durch zwey Schutzbreter, oder Fallthüren bey B und E. verschlossen wird; gleichwie die beyden andern G. D. L. und H. F. I. durch die beyden Fallthüren D. F. Um die Art, mit welcher die Mühlen in den Gang gebracht werden, zu verstehen, ist zu wissen daß das Seewasser bey M. hineindringt, und an der andern Seite bey K. wieder hinausläuft, in ein grosses Wasserbehältniß, worin es eine Zeitlang aufgehoben wird.

Wenn die Flut aufsteiget, werden die beyden Fallthüren B. E. aufgezogen, mitlerweile die beyden D. und F. verschlossen bleiben. Indem nun das Wasser durch den mittelsten Kanal fliesset, treibet es das Rad ungefähr vier und eine halbe Stunde lang um, in denen 6 Stunden während welcher die Flut steiget. Denn wenn die Flut

bey-

beynahe von gleicher Höhe mit dem Wasser im Wasserbehältniß wird, höret das Rad anderthalb Stunden, bevor die Flut ihre grösseste Höhe erreichet hat, auf, sich umzudrehen; eben so auch anderthalb Stunden nach der grössesten Höhe; daß demnach in den 12 Stunden der Ebbe und Flut die Mühle nur drey Stunden still steht.

Wenn das Meer anfängt zu fallen, werden die beyden Fallthüren E und B niedergelassen, hergegen die beyden andern D und F. aufgezogen. Hiedurch wird das Wasser in dem Wasserbehältniß genöthiget in den Kanal G. D. L. zu dringen, und da es ins Meer keinen Ausgang findet, geht es unter dem Rade C. wieder zurück, welches dadurch in derselben Richtung wie vorhin umgedrehet wird: von dannen geht es durch den Kanal H. F. I. und stürzet sich ins Meer. Die ganze Arbeit besteht also nur darin, daß man die Fallthüren E. B. und D. F., alle sechs Stunden wechselsweise aufziehet und niederläßt. Damit man, wenn es nöthig ist, die Mühle hemmen könne, macht man bey A. eine Fallthüre, welche das Seewasser zurückhält.

Man kan sich auch auf eine noch einfältigere Art als die vorhergehende der Flut bedienen, eine Mühle zu treiben. Man stelle sich vor, daß in der zwoten Figur R. S. T. das Zeichen des niedrigen Wassers, und K. Q. M. des hohen Was-

sers sey; und daß der Erdboden bis zur Tiefe der niedrigsten Flut ausgegraben sey, in der Fläche S. L. A. G. N. T. welche an die zwo Kanäle oder Wasserbehältnisse D. O. H. und G. P. I. stößt. Von diesen muß das Bette des ersten 6 bis 7 Fuß höher seyn als das Bette des letztern, welches mit dem niedrigen Wasser, das ist, der niedrigsten Ebbung gleiche Höhe hat. Hieraus wird bey H. I. ein Wasserfall entstehen, bey welchem eine Schleuse mit Thüren angebracht wird, die das Wasser des oberen Kanals aufhalten, und verschiedene Mühlen in den Gang bringen. Am Eingange des oberen Kanals macht man die Schleuse A. B. mit zwoen sich zuschliessenden Thüren. Diese Thüren öffnen sich von selbst bey dem Aufsteigen der Fluth nach der Seite des Kanals; das Wasser wird bis auf 7 oder 8 Fuß hoch hineindringen, und darin solchergestalt eingeschlossen werden, daß es nirgends anders, als wo es bey den Mühlen eine Oefnung findet, wieder heraus kan; weil die Thüren D. sich von selbst schliessen, so bald die Ebbe den Anfang nimt.

Man mache auch die Schleuse E. F. bey dem Eingange des unteren Kanals, deren nach der See stehende Thüren, G. sich von selbst schliessen werden, wenn die Flut zu steigen beginnet. Das Seewasser kan also nicht in diesen Kanal kommen, welcher blosserdings bestimmet ist, das Wasser von

oben

oben zu empfangen. Denn, da die Mühlen ungefähr auf derselben Höhe mit dem Bette des oberen Kanals stehen, so kan das Wasser von dem einen in den andern fliessen, und zuletzt sich ins Meer ergiessen, wenn die Ebbe den Thüren G. die Freyheit giebt, sich zu öffnen und diesen Kanal alle 12 Stunden auszuleeren. Wenn nun die Grösse des oberen Kanals in Proportion steht mit der Quantität des Wassers, welches die Mühlen während 9 oder 10 Stunden verbrauchen, werden die Mühlen, ohne aufgehalten zu werden, beständig fortgehen.

Da in allen Flüssen, welche sich ins Meer ergiessen, die Flut merklich über den Ausfluß derselben hinaufsteigt, so können auch die an denselben liegende Städte und Dörfer sich dieses Vortheils bedienen. Dis werden wir in einem der folgenden Magazine mit einem Kupferstiche erklären, worin wir auch die rechte Höhe und Breite der Wassermühle, die Anzahl, Grösse und Lage ihrer Flügel ꝛc. anzeigen wollen.

XXVII.

Die Eigenschaften der berühmten Pflanze Gin-Seng,

die Art dieselbe zu bereiten,

die Oerter, wo sie wächst, ihre Einrichtung und Beschaffenheit, wie es von denen, welche sie gesammlet haben, beobachtet worden.

(New. Univ. Magaz. Aprilmon. 1759. S. 121.)

Die geschicktesten Aerzte in China haben ganze Bücher über die Eigenschaften dieser Pflanze geschrieben. Sie gebrauchen sie fast in allen Arzeneyen, die sie den Grossen vorschreiben, weil sie dem gemeinen Volke zu theuer ist. Sie behaupten, daß sie das kräftigste Mittel wider Schwachheit und Entkräftung sey, welche von der schweren Arbeit entweder des Leibes oder der Seelen herrühren; daß es die wässerichte Feuchtigkeiten auflöse, und das Seitenstechen, nebst der Schwachheit der Lungen vertreibe; sie hindert das Erbrechen, stärket den Mund des Magens, und erregt die Begierde zum Essen; sie zertheilet die Blähungen, sie nimt weg das schwache und geschwinde Othem holen, durch die Stärkung der

Brust

Brust; sie stärket die Lebensgeister, und vermehret die wässerichten Theile in dem Blute; mit einem Wort, sie ist gut wider den Schwindel und Erhitzung der Augen; und verlängert das Leben bis auf die späteste Jahre. Man kan es sich kaum einbilden, daß die Tartaren und Chineser für diese Wurzel eine so grosse Hochachtung haben solten, wenn sie nicht beständig eine gute Würkung thäte. Vollkommen gesunde Personen gebrauchen sich derselben zu mehrerer Stärkung: Es ist wahrscheinlich, daß diese Wurzel in den Händen solcher Europäer, welche die Apotheckerkunst verstehen, ein vortrefliches Genesmittel werden würde, wenn sie nur genug davon hätten, um ihre Natur nach der Scheidekunst zu untersuchen, und sie in ihrer gehörigen Maasse der Natur der Krankheit gemäß, für welche es dienlich seyn soll, vorzuschreiben. Es ist gewiß, daß sie das Blut verdünnet, dessen Bewegung beschleuniget, es erwärmet, die Verdauung befördert, und auf eine merkliche Weise stärket. Eine unglaubliche Anzahl täglicher Beyspiele hat dieses bewiesen; und man muß dem Leser berichten, daß sich die wunderbahre Würkungen dieser Wurzel merklich und beynahe augenblicklich offenbahren.

Die Chineser sowohl als die Tartaren gebrauchen oft die Blätter von Gin Seng anstatt Thee, und es gefällt ihnen sowohl, daß viele die erste-

ren der besten Sorte des letztern vorziehen. Die Farbe ist eben so schön, und wenn jemand davon zwey oder dreymahl getrunken hat, so findet er den Geruch und Geschmack sehr angenehm. Die Wurzel muß ein wenig länger, als der Thee gekocht werden, um ihr seine gehörige Zeit zu geben, daß die Kraft recht ausgezogen werde. Dieses ist der Gebrauch der Chineser, wenn sie solche einem Kranken verschreiben, und dennoch geben sie ihm kaum $\frac{1}{2}$ Unze von der getrockneten Wurzel. Gesunde Leute, welche es zur Erhaltung der Gesundheit gebrauchen, nicht weniger diejenige, welche sie zur Genesung eines geringen Uebels nehmen, müssen zum wenigsten von einer Unze zehn Dosen machen und dörfen sie nicht täglich gebrauchen. Man bereitet sie auf nachfolgende Art. Sie schneiden dieselbe in kleine Stücken, welche sie in einen gut glasurten irdenen Topf thun, worin ohngefehr fünf Quart Wasser sind; (Gallon) der Topf wird wohl zugedeckt; man kochet es auf einem gelinden Feuer und wann das Wasser, bis auf einen Spielnapf voll, eingekocht ist, so werfen sie ein wenig Zucker darein, und trinken es gleich; darauf giessen sie auf die Hefen eben so viel Wasser und kochen es auf dieselbe Weise, um allen Saft und Ueberbleibsel der geistigen Theile von der Wurzel abzuziehen. Man nimt von diesen Dosen eine des Morgens und die andere des Abends.

Die

Die Oerter, wo diese Wurzel wächst, liegen zwischen 39 bis 47 Grad nordlicher Breite, und zwischen dem zehnten bis zwanzigsten Grad östlicher Länge nach der Mittagslinie von Peking zu rechnen. Daselbst findet man eine lange Reihe Berge, welche ein dicker Wald, womit sie bedeckt und umgeben sind, beynahe undurchdringlich macht. An dem Abhange dieser Berge, in diesem dicken Walde, an den Ufern des Flusses rund um die Felsen an den Wurzeln der Bäume, und unter allen Arten Kräuter, wird das Gin-Seng gefunden. Es wird nie auf den Ebenen gefunden, noch in Morästen und tiefen Gründen, welche von der Fluht gemacht werden noch auch an allzu offenen Oertern. Wenn der Wald abgebrannt wird, so erscheint diese Pflanze nicht ehender, bis drey oder vier Jahre nachher, welches beweiset, daß sie die Hitze nicht ertragen kan; dieweil sie am besten an schattigten Orten, die frey von der Sonnen, aufwächst. Dieses alles macht es wahrscheinlich, daß, wenn diese Pflanze in einem andern Welttheile gefunden werden solte, sie in Nord America seyn müste, wo die Wälder und Berge eine grosse Gleichheit mit diesen in China haben.

Die Oerter wo Gin-Seng wächst, sind weit entfernt von der Provinz Quanton, auf den alten chinesischen Karten Leaotong genannt, aus Ursache der Palisaden, welche die ganze Provinz umgeben;

bey welchen beständig Wachen gehalten werden, um die Chineser abzuwehren, daß sie nicht aus dieser Provinz kommen, um diese Wurzel aufzusuchen. Aber aller Wachsamkeit ohngeachtet, giebt die Liebe zum Gewinn, den Chinesern an die Hand, in Geheim in die Wüste hinein zu schleichen, daß deren Anzahl oftmahls 2 oder 3000 ausmacht, welche sich der Gefahr blos stellen, entweder ihre Freyheit oder die Frucht ihrer Arbeit, wenn sie von ihrer Provinz kommen und wieder zu derselben zurückkehren, zu verliehren. Der Kayser, welcher verlangte, daß die Tartaren lieber den Gewinn der Waare als die Chineser haben solten, hatte im Jahr 1709 an 10000 Tartaren den Befehl ertheilt, um so viel Gin-Seng zu sammlen als sie konten, mit dem Beding, daß ein jeder Seiner Majestät 2 Unzen von dem besten geben und das übrige an ihm zu einen wohlfeilen Preiß verkaufen solte. Auf diese Weise hätte der Kayser 20000 chinesische Pfunde hievon bekommen, welches ihm etwas mehr als den vierten Theil, des Wehrts kostete.

Diese Armee von Kräutersamlern beobachteten nachfolgende Ordnung. Nachdem sie das Land nach ihren Feldzeichen getheilt, so breitete sich ein jeder Haufe an der Zahl 2 hundert in derselben Linie bis zu einen bezeichneten Ort aus, und liessen einen bestimten Raum zwischen jegliche zehn Mann. Sie suchten sehr sorgfältig darauf nach dieser Pflanze, indem sie nach und nach in derselben Linie fortgingen. Und auf diese Weise überliefen sie in einer gewissen Anzahl Tage den ganzen Kreiß, der für sie bestimt war. So bald die Zeit verstrichen, sandten die

Man-

Mandarins, welche sich in ihren Zelten an gewissen Oertern, wo sie Futter für ihre Pferde hatten, aufhielten, ihre Befehle an einen jeglichen Haufen, und untersuchten, ob ihre Anzahl vollständig wäre. Wenn einige fehleten, welches sich fleißig zutrug, entweder daß einer sich verirret hatte, oder von den wilden Thieren gefressen wurde, so suchten sie nach ihm ein oder zween Tage, und alsdann setzeten sie ihre Arbeit weiter fort.

Diese Tartaren litten sehr viel bey ihrem Zuge, weil sie weder Betten noch Zelter hatten. Ein jeglicher von ihnen war genug beladen mit seiner eigenen Nahrungsbedürfniß, von in Ofen gedorreter Hirse, wovon sie während der ganzen Reise leben musten. Sie sahen sich also genöthiget unter Bäumen zu schlaffen, und bedeckten sich mit den Aesten oder Rinden der Bäume, welche sie antraffen. Die Mandarins sandten ihnen dann und wann einige Stücke Rindfleisch, oder einige Vögel, welche Speisen sie, nachdem sie solche ein wenig am Feuer gebraten, verzehreten. Dergestalt bringen diese 10000 Mann 6 Monate im Jahre zu; ohngeachtet dieser Beschwerlichkeiten sind sie starke und gute Soldaten.

Wenn die Wurzel des Gin-Seng gewaschen wird, so ist sie weiß und etwas rauch, so wie die Wurzeln anderer Pflanzen gemeiniglich zu seyn pflegen. Der Stengel ist glat, sehr rund, und von einer dunkelrothen Farbe, ausgenommen unten, wo er weiß ist, je nachdem er der Erden näher kommt. Er hat eine Art von Knoten an sich, welcher durch vier Aeste gebildet wird, die aus ihm hervor schiessen, welche sich hernach selbst gleich weit von einander und in derselben Höhe ausbreiten. Die untern Theile

dieser Aeste sind von einer bleichgrünen Farbe, die obern gleichen dem Stengel, denn sie sind von einer dunkelrothen Farbe; die beyden Farben vereinigen sich hernach miteinander auf den Seiten, mit ihrer natürlichen Schattirung; ein jeglicher Zweig hat fünf Blätter, und man hat wahrgenommen, daß diese Zweige gleich weit von einander abgesondert mit ihren Blättern eine Rundung beynahe paralel mit der Erden machen; die Fasern von den Blättern sind sehr kenntlich und diese Blätter haben gegen die Spitze einige dünne und weißliche Haare. Das Häutchen zwischen den Fasern erhebt sich gegen die Mitte ein wenig über der Fläche der Fasern selbst; die Farbe der Blätter gegen der Spitze ist dunkelgrün, und unten ein weißlich etwas glänzend Grün, alle Blätter sind sehr fein ausgezackt. Von dem Mittelpunkt dieser Zweige schiesset ein anderer Stengel hervor, sehr gerade, glat, und von oben bis unten von einer weissen Farbe; an den äussersten Theil dieses Stengels ist eine Traube von Früchten, welche rund, und von einer schönen rothen Farbe sind, eine jede Traube enthält 24 Beeren. Die rothe Haut welche die Frucht bedeckt, ist zart, glat und enthält ein weises und weiches Fleisch in sich. Da diese Früchte doppelt sind, wiewohl doch einige einzeln gefunden werden, so hat jegliche von ihnen zween unebene Körner, von Grösse und Gestalt, wie die gewöhnlichen Linsen sind. Dieser Kern hat keine so scharfe Spitze wie unsere Linsen, sondern ist beynahe allenthalben gleich dicke. Eine jegliche Beere hängt an einem glatten und schmahlen Stengel derselben Farbe, wie unsere kleine rothe Kirschen.

Alle

Alle diese Stengel entstehen von derselben Mittelpunkt und zertheilen sich nach allen Richtungen, gleich den Ranken eines Zirkels und machen diese rothe Traube der Früchte aus.

Es ist die Frucht nicht gut zu essen; der Kern ist dem gewöhnlichen Kern gleich, hart, und fasset den Saamen in sich; er liegt allezeit mit dem Stengel, welcher die Frucht trägt, paralel, daher es komt, daß diese Frucht nicht rund, sondern ein wenig platt an beyden Seiten ist. Wenn sie doppelt ist, so ist sie in der Mitte etwas eingedrückt, da wo sich beyde Theile derselben vereinigen. Sie hat auch einen kleinen Baart gerade gleich gegen den Stengel über, an welchem sie hängt. Wenn die Frucht trocken ist, so bleibt nichts als die Haut, welche zusammengeschrumpft an den Kern befestiget ist, in dieser Beschaffenheit nimt sie eine dunkelrothe und beynahe schwarze Farbe an. Die Pflanze läst ihre Blätter fallen und schlägt alle Jahre wieder aus. Man weiß, wie alt sie ist an der Zahl der Schüsse, so sie getrieben und woran allezeit einige Kennzeichen zurück bleiben. Was die Blume betrift, so sagen einige, daß sie sey weiß und sehr klein; andere behaupten, daß sie keine haben und niemand dieselbe gesehen. Es ist wahrscheinlicher, daß sie so klein und unmerklich ist, daß sie noch nie beobachtet worden, und was dieses zu befestigen scheint, ist, daß diejenige, welche die Pflanze Gin-Seng suchen, nichts mehr verlangen als die Wurzel, die andere Theile verachten und als unnütz wegwerfen. Einige von diesen Pflanzen haben, nebst der Traube von Beeren, deren vorher gedacht worden, ein oder zwo Beeren

einander gänzlich gleich, ein Zoll, oder ein Zoll und ein halb an dem untern Theile der Traube. In diesem Fall beobachten diese Kräutersammler sorgfältig, wohin diese Beeren weisen, dieweil sie gemeiniglich mehrere dieser Pflanzen einige Schritte davon finden, entweder in derselben Linie oder in der Nachbarschaft. Die Farbe der Frucht, wenn eine da ist, unterscheidet diese Pflanze von allen andern, und machet, daß dieselbe leicht kan bemerkt werden; es trägt sich aber ofte zu, daß keine Frucht eben da ist, wenn die Wurzel sehr alt ist.

Sie säen oft den Saamen, ohne daß sie es aufwachsen sehen, es ist wahrscheinlich, daß dieses hat Anlaß zu einer Fabel gegeben, welche unter den Tartarn bekant ist. Sie sagen, daß ein gewisser Vogel diesen Saamen, so bald derselbe in die Erde gelegt ist, auffressen; daß er aber nicht vermögend sey, denselben zu verdauen, der Vogel reiniget ihn in seinem Magen und darauf gehet der Saame auf aus der Erde an dem Ort, wo der Vogel ihn mit seinem Unflat zurück läst. Es ist wahrscheinlicher, daß dieser Kern sehr lange in der Erden bleibt, ehe er einige Wurzel schiesset. Diese Meynung scheinet hierüber gegründet zu seyn, dieweil einige dieser Wurzeln gefunden werden, welche nicht länger noch dicker sind, als der kleine Finger eines Mannes, obwohl mehr als zehn Stengel in viel verschiedenen Jahren nach und nach aus ihnen hervor geschossen sind.

Obwohl einige dieser Pflanzen vier Aeste haben, so haben einige nur zween, andere drey, andere fünf, noch andere sieben, und diese letztere sind die schönsten; dennoch hat ein jeglicher Ast allezeit fünf Blätter,

ter, es sey denn, daß die Anzahl durch einen Zufall verringert sey. Die Höhe derselben stehet in einem Verhältniß zu ihrer Grösse und der Anzahl ihrer Aeste; diejenige Pflanzen welche keine Früchte tragen sind gemeiniglich klein und sehr niedrig.

Die Wurzeln, deren Grösse oben nur von kleinen Nebenwurzeln befreyet, sind die besten. Es ist nicht leicht zu muthmassen, warum die Chineser diese Pflanze **Gin-seng** nennen, welches bedeutet die Gestalt eines Menschen. Man hat keine gesehen, welche im geringsten einem Menschen gleichen, und die Personen, deren Geschäfte es ist, sie zu suchen, versichern uns, daß sie nimmer eine von ihnen gefunden welche mehr einem Menschen gleich kam, als unter andern Wurzeln welche oft zufällig eine sehr wunderbahre Gestalt haben. Die Tartaren nennen sie mit bessern Grunde *Orhota*, das ist, die erste der Pflanzen.

Es ist nicht der Wahrheit gemäß, daß diese Pflanze in **China** wächst, wie der Vater Martini sagt, auf das Ansehen einiger **chinesischen** Bücher, welche bejahen, daß sie zu **Peking** wächst unter den Bergen von Von-pinfou. Die Schriftsteller können leicht in solchen Irthum fallen, dann nach diesen Ort wird die Pflanze gebracht, wenn sie von der **Tartarey** nach **China** komt.

Diejenige, welche nach dieser Pflanze suchen, bewahren einzig die Wurzeln, und an denselben Platz legen sie in der Erde alles, was sie in zehn oder funfzehn Tagen sammlen können. Sie waschen und reinigen die Wurzel sehr sorgfältig, nehmen ein jegliches Ding welches nicht dazu gehört, mit einer Art von Bürste hinweg; dann tunken sie es einen Augenblick in meist

kochend Wasser, und trocknen es in dem Rauch einer Art gelben Hirse, welcher ihr etwas von seiner Farbe mittheilt. Der Hirse wird in einem Gefäß mit wenig Wasser gefüllt über ein gelindes Feuer geröstet und die Wurzeln, welche Creuzweiß auf kleinen Stöcken über das Gefäß gelegt, werden nach und nach unter einem leinen Tuch getrocknet, oder unter einem andern Gefäß, welches sie bedeckt; sie können auch an der Sonne oder am Feuer getrocknet werden, aber so, daß sie auf diese Art ihre Tugend oder Kraft erhalten, dennoch haben sie die Farbe nicht, welche die Chineser lieben. Sie müssen an einem sehr trockenen Platze aufbehalten werden, weil sie sonst der Gefahr, zu verwesen oder von den Würmern durchnaget und zerstreuet zu werden unterworfen sind.

Inhalt des 2ten Stückes im 5ten Bande.

XV. Fortsetzung des Lebens der Maria Stuart, Königin von Schottland S. 239
XVI. Brief des Juden da Costa an die Vorsteher des brittischen Museum in London 304
XVII. Dr. Hales Vorschlag, wie man sich wider die Schädlichkeit eines starken Thaues in heisen Gegenden verwahren könne 309
XVIII. Leben des berühmten Tonkünstlers in London, Ge. Fr. Händels 313
XIX. Entdeckung der Länge auf dem Meere, von Francis Bodkin 346
XX. De la Condamine von Einpfropfung der Kinderblattern 356
XXI. Geographische Beschreibung der Dichtkunst, und der übrigen damit verwandten Künste 419
XXII. D. Charles Lamotte Anmerkungen über eine Stelle im Virgil 424
XXIII. Erklärung einer Stelle aus der Offenbarung Johannis 14, 13. 443
XXIV. Zwey Fragmenten der alten Dichtkunst 448
XXV. Leben und Schriften drey berühmter portugiesischer Geschichtschreiber von Ant. Barbosa 453
XXVI. Nutzen der Flutmühlen 461
XXVII. Von der berühmten Pflanze Gin-Seng 466

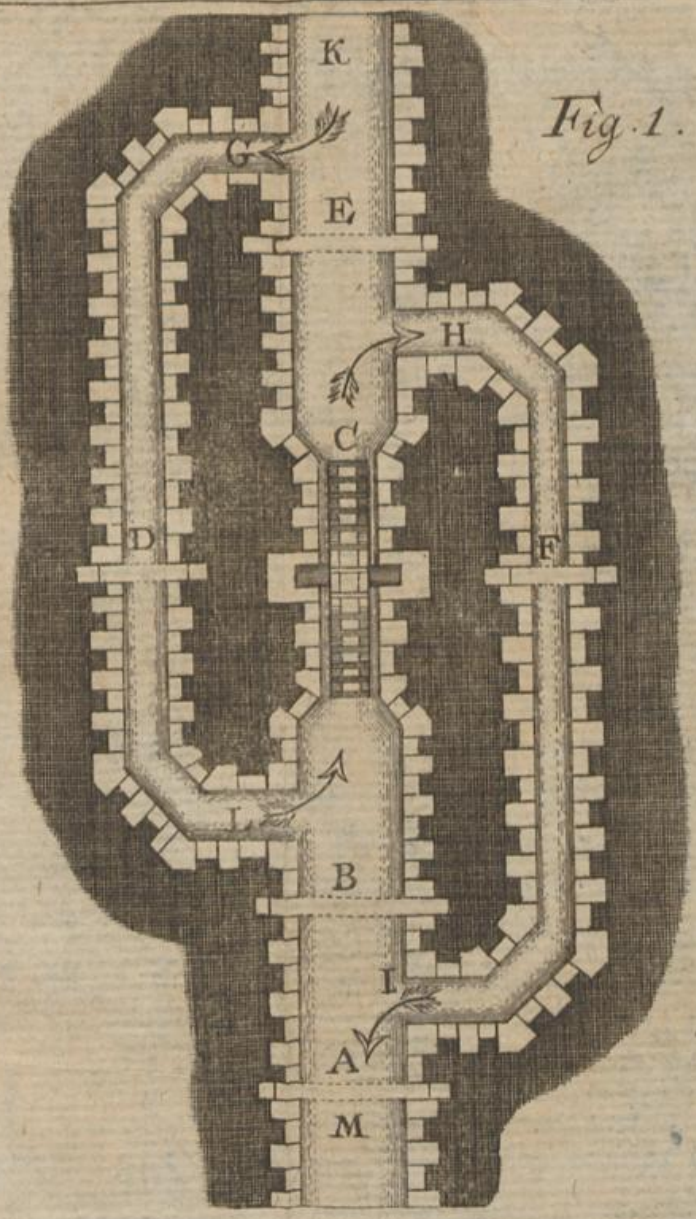


Fig. 1.

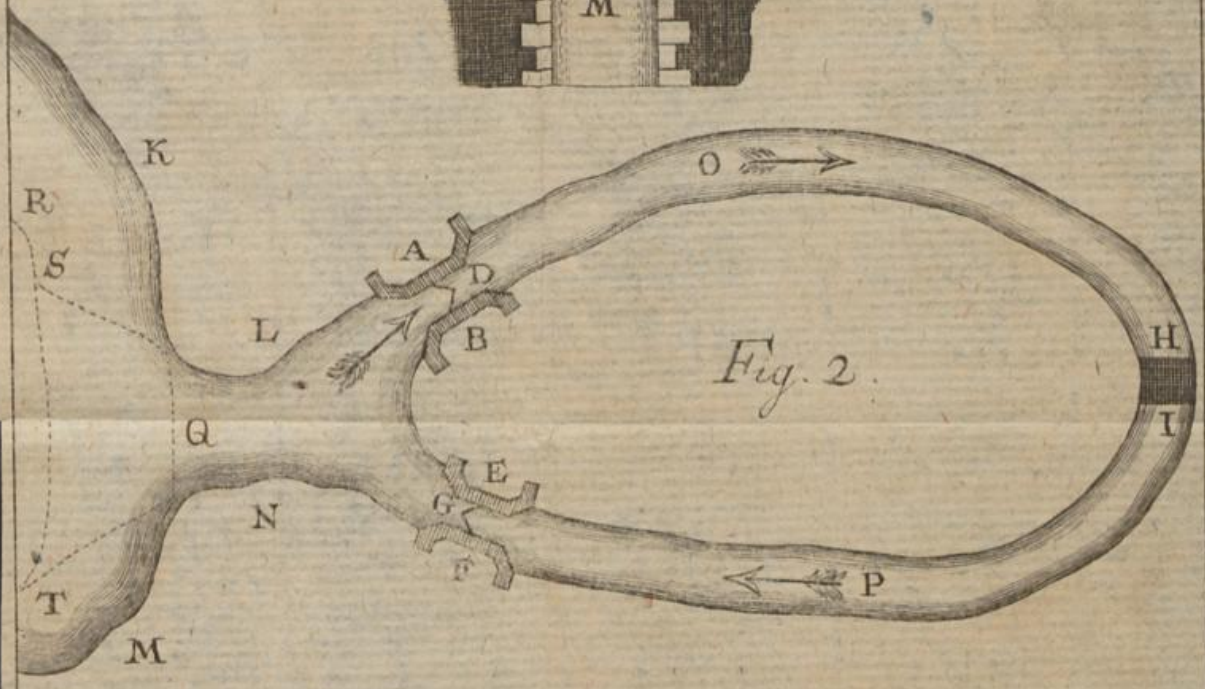


Fig. 2.



Bremisches Magazin

zur

Ausbreitung der Wissenschaften, Künste und Tugend

Von einigen Liebhabern derselben
mehrentheils aus den Englischen Monatsschriften
gesammelt und herausgegeben.



Des fünften Bandes drittes Stück.

Bremen und Leipzig,
in Verlag Georg Ludewig Försters. 1762.



XXVIII.

Beschreibung zwey neuer Jubelhochzeit-Münzen,

an die

Herren Verfasser des Bremischen Magazins,

von

Joh. Phil. Cassel, Prof.

M. H.

Ich habe, wie bekannt, eine Sammlung von etlichen Jubelhochzeitmünzen im Jahr 1759. 4. weil dergleichen beglückte und seltene Vorfälle seit kurzen Jahren dreimal bey angesehenen Rathsherrn-Familien hier in Bremen sich zugetragen, mit dem Abdruck der Münzen ans Licht gestellet. Etwas

noch selteneres ist, wenn solche Jubelfeyer zweymal auf einander folgen, und gleichsam von dem Vater auf den Sohn beerbet werden.

Ein Beyspiel von dieser Art habe ich hier vor mir. Im Jahr 1724. feyerte Herr Jacob von Meinertzhagen, berühmter Banquier in der freyen Reichsstadt Cölln, sein Jubelhochzeitfest, und ließ darauf 2. schöne Münzen prägen, welche ich mit dem Abdruck derselben in meiner gedachten Sammlung p. 26. mit mehrerm beschrieben habe. In diesem 1761. Jahre hat dessen Herr Sohn das seltene und grosse Glück auch erlebet, seine Jubelfeyer mit 2. Medaillen zu verewigen. Diese des seltenen Umstands wegen merkwürdige Begebenheit habe ich durch Hülfe Dero beliebten Magazins bekannter machen, und die 2. deshalb überaus vortreflich geprägte Denkmünzen den Liebhabern der Münzwissenschaft zu Gefallen näher beschreiben wollen. Bremen den 20. Decembr. A. 1761.

Beschreibung der Jubelhochzeit-Münzen auf Herrn Gerhard Edlen von Meinertzhagen,

des H. R. R. Rittern, Sr. Churfürstl. Durchl. zu Pfalz hochbetrauten Rath, des niederrheinisch-westphälischen Kreyses Pfennigmeister und berühmten Banquier der freyen Reichsstadt Cölln, im Jahr 1761.

I. Die grössere Medaille.

Auf der ersten Seite siehet man zwey Häupter, die das Jubelpaar vorstellen. Ueber den Häuptern kommt ein Engel aus den Wolken, der mit der einen Hand eine Crone, als ein Zeichen der göttlichen Gnade nach dem angezogenen Spruch PS. 5, 13.

Du krönest Sie mit Gnaden.

mit der andern aber eine Posaune hält, womit er ausbläset Jubel. Unmittelbar unter den Häuptern lieset man

Des von Meinertzhagenschen Hauses 2tes Ehe-Iubel-Fest in Cölln d. 12. Iun. 1761.

Anzudeuten, daß dieser Engel, als aus dem Himmel, mit der wiederhohlten göttlichen Gnade wieder gesandt worden, angesehen, bey dieser Jubel-Ehe der andenkenswürdige Umstand ist, daß

dergleichen Fest gleichfalls von den Wohlseeligen Eltern des jezigen Jubelpaares, Herrn Jacob von Meinertzhagen und Frau Sara gebohrner le Brün, den 4. Septembr. 1724. gefeyert worden, bey welcher Gelegenheit zwo Medaillen (*) geschlagen sind, auf deren einer auch ein Engel stehet, der über solchem Jubelpaar eine Crone hält, und mit der Posaune das Jubel ausbläset.

Unten im Abschnitt stehet der Spruch:

Den Seegen hat das Haupt des Gerechten. SPR. SAL. *Cap. 10. v. 6.*

womit auf den besondern göttlichen Segen gezielet wird.

Am Rande stehen die Namen der beyden Ehegemahlen, auch ihr Alter und die Zeit ihrer Verehlichung, als:

Gerh. Edler von Meinertzhagen, des H. R. Reichs Ritter, geb. d. 11. April 1682. und Sara Elis. Schlüter, geb. d. 2. April 1693. vereh. d. 12. Iun. 1711.

Der *Revers* stellet einen Baum an einem Wasserbach vor, dessen zweyfacher Stamm obenhin zu einem Stamm und Baum wird.

Gleich über dem Bach stehet der Spruch, woraus dieses Sinnbild genommen ist, nemlich:

Der

*) Diese beyden sind, wie anfangs gemeldet, in meiner Sammlung von Jubelhochzeit-Münzen weitläuftig beschrieben.

Der ist wie ein Baum gepflanzet an den Wasserbächen. Ps. 1. v. 3.

Die acht Aeste des Baums bezeichnen die acht Kinder, so aus dieser Ehe entsprossen, und zwar dergestalt, daß der 1ste Ast zur Rechten den ersten Eheseegen, und der 1ste Ast zur Linken den 2ten Eheseegen, dann wieder der 2te Ast zur Rechten den dritten Eheseegen, der 2te Ast zur Linken den vierten Eheseegen, und so weiter, auch die aus solchen Hauptästen, als dem zweyten linker und vierten rechter Hand entspringende Nebenäste, die Kindeskinder bemerken, so daß die dürren Aeste und Nebenäste die Verstorbenen anzeigen.

Oben über dem Baum ist angezogen der Spruch aus PS. *92. v. 15.*

Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch seyn.

Unten gegen den beyden Stämmen des Baums liegen die beyderseitigen Geschlechtwapen, als das von Meinertzhagensche Wapen zur rechten Seite, und das Schluitersche zur linken. In dem Abschnitt stehet:

Das werde geschrieben auf die Nachkommen

PS. *102. v. 19.*

Womit der ganze Gottgeheiligte Zweck dieser Feyer sowohl, als der darauf geprägten Münzen ausgedrücket wird, so dahin gehet, um das immer dankbare Andenken dieses zweyten von Meinertz-

hagenschen Ehe-Jubelfestes bey den Nachkommen zu erhalten, und damit zugleich auch die Nachfolge in den Tugenden ihrer Vereltern, worauf die wahre Ehre der Nachkommen sich gründet, denenselben zu empfehlen.

Am Rande stehet deswegen:

Dem Nächsten gedienet, sich treulich geliebet, von den Nachkommen geehret.

II. Die kleinere Medaille.

Stellet auf der Hauptseite zwo vereinigte Hände vor, zum Zeichen der unverbrüchlich gehaltenen ehelichen Liebe und Treue.

Oben erscheinet die Sonne, welche ihre Acht grössere und Sechs kleinere Stralen dahin wirft: die acht grössere Stralen bedeuten acht dem Jubelpaar geschenkt gewesene Kinder, und die sechs kleinere Stralen sechs gewesene Kindeskinder, so daß die Zahl von dem obersten Stral rechter Hand anfängt, und die hellpolirte Stralen die noch Lebende, die blinde oder matte aber die Verstorbene bemerken.

Ueber und um die Sonne stehet der Spruch:

Siehe also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet. Ps. 128. v. 4.

Welche Worte genommen sind aus dem priesterlichen Seegen, so bey der Eheeinsegnung auf die Eheleute geleget wird, damit anzudeuten, daß nun

der

der Seegen, der ehemals gewünschet worden, erfüllet, und die ganze Feyer der göttlichen gnädigen Erfüllung dieses Eheseegens zu danken sey.

Unten im Abschnitt liegen in der Mitte die Geschlechtswapen des Jubelpaars, als das von Meinertzhagensche zur Rechten und das Schluitersche zur Linken. Dabey ist geschrieben:

Gedächtniss des hochfeyerlich begangenen Ehe-Iubelfestes in der Reichsstadt Cölln, d. 12. Iunii 1761.

Am Rande stehen die Namen der beyden Ehegemahlen, und die Zeit ihrer Geburt und ihrer Vermählung, nemlich:

Gerhard Edler von Meinertzhagen, des H. R. Reichs Ritter, geb. d. 11. April 1682. und Sara Elis. Schluiter, geb. d. 2. April 1693. vermählet den 12. Iun. 1711.

Auf dem *Revers* zeiget sich ein brennender Altar, als ein Zeichen der Gott zu bringenden Dankbarkeit.

Zu beyden Seiten des Altars siehet man das Jubelpaar aufrecht stehend: dasselbe wendet das Gesicht nach dem Himmel, und hält mit der einen Hand die geschmückten Lampen, welche auf die Erwartung des himmlischen Bräutigams und dessen Zukunft zielen, nach der angezogenen Schriftstelle MATTH. 25. *v.* 7. 10.

Da stunden diese Iungfrauen alle auf, und schmückten ihre Lampen, und welche bereit

waren, giengen mit Ihm hinein zur Hochzeit.

Mit der andern Hand hält das Jubelpaar eine dreyfach um den Altar geschlungene Kette oder Schnur, welche die dabey ausgedruckte drey Tugenden und Wirksamkeiten,

Glaube,
Hofnung,
Liebe,

1. COR. 13.

als die Beständigkeit und den festen Grund des Christenthums vorbilden soll.

Neben dem aufrecht stehenden Jubelpaar knien die noch sechs lebende Kinder und das Kindeskind mit ausgebreiteten Händen, Gott lobende und dankende.

Unten in dem Abschnitt ist zu lesen:

Sie sind der Same der Geseegneten des Herrn, und ihre Nachkommen mit Ihnen. Ies. 65. v. 23.

womit zugleich die wohlseeligen Eltern des jetzigen Jubelpaars, Herr Jacob von Meinertzhagen, und Frau Sara gebohrne le Brün, beäuget werden, welchen Gott auch den besonderen Seegen wiederfahren lassen, daß sie A. 1724. den 4. September ihr 50jähriges Ehe-Jubel haben halten und zu dessen Gedächtniß ebenmäßig güldene und silberne Münzen schlagen lassen können.

In

In dem Rande stehet die Ueberschrift:
Unser Wandel aber ist im Himmel. Phil. 3. v. 20.

Und wird dieselbe vornehmlich dem beschriebener maßen bey dem Altar stehenden Jubelpaar zugeeignet.

Die Unterschrift lautet also:
Preiset mit mir den Herren, und lasset uns mit einander seinen Namen erhöhen. Ps. 34. v. 4.

Womit denn sowohl des Jubelpaares, als der sämtlichen Kinder und des Enkelchen dem Allerhöchsten zu bringendes inbrünstig- und demüthiges Lob- und Dankopfer bekräftiget wird.

Dieses ist die genaue Beschreibung der zwey Jubelmünzen. Beyde sind in Gold und Silber ausgepräget worden. Die größere wieget 3, die kleinere 2. Loth. Der Stempelschneider ist der geschickte Medailleur, Johann Leonh. Oexlein in Nürnberg, der seinen Namen auf beyden angefügten Orten mit angebracht hat.

Es sind über diesen merkwürdigen Gegenstand verschiedene Glückwünschungen gedruckt worden. Unter den Gedichten hat der Herr Doctor und Prof. Theol. Petrus Jansen zu Duisburg den Inhalt der beyden Jubelmedaillen in einer auf 2. Bogen gedruckten Glückwünschung gelehrt ausgeführet. Die von einigen Freunden und Anverwandten eingesandte Glückwunschge-

dichte verdienen zum Theil der schönen und erhabenen Gedanken wegen einen gebührenden Vorzug, und werden vielleicht werth seyn, in einer Sammlung von Gedichten aufgehoben zu werden.

Aus schuldiger Pflicht habe ich auch an dieser frohen Jubelfeyer, durch eine kleine Schrift, welche den Titel führet:

Kurze Erklärung einer in Bremen befindlichen Aufschrift: NEQVE AEBIDIVM, NEQVE VNIDIVM, bey Gelegenheit des Herrn Gerhards Edlen von Meinertzhagen hochzeitlichen Jubelfestes, welches den 12. Jun. A. 1761. in Cölln gefeyert wurde, nebst meinem aufrichtigen Glückwunsch Antheil nehmen, und obgedachte Aufschrift bekannter machen wollen.

Der Prediger zu Obercassel, Herr Johann Gerhard Fues, hat seine Einsegnungsrede über das Jubelpaar, unter folgendem Titel:

Denkmal der göttlichen Güte, gestiftet von einem frommen David, vorgestellet in einer Rede über 2 *Sam. VII. v. 18.* den 12. Jun. 1761.

in der dortigen Reformirten Kirche gehalten, wohin sich das Jubelpaar und ihre Kinder, wie auch alle anwesende Verwandte und Freunde begeben hat-

hatten, welche Predigt auch hernach durch den Druck bekannt gemacht worden.

Geschlechts-Nachrichten.

Herr **Gerhard Edler von Meinertzhagen**, Churpfälzischer Rath, des Niederrheinisch-Westphälischen Kreyßes Pfennigmeister, des Herzogs von Ahremberg Erblehnmann, wegen der in der freyen Herrlichkeit Commern in der Eifel belegenen Bleybergwerke, womit seine Vorfahren bereits A. 1629. erblich belehnet worden, auch berühmter Banquier in der freyen Reichsstadt Cölln, stammet von einem Geschlechte ab, welches seit undenklichen Jahren in bemeldter Reichsstadt in besonderm Ansehen gestanden, und sich dabey beständig in Ehren und Würden aufrecht erhalten, und aus welchem daselbst auch unterschiedene zu den ansehnlichsten Ehrenämtern gelanget sind. Wie denn Herr **Gervinus von Meinertzhagen** U. J. D. und Stadt-cöllnischer Syndicus gewesen, und dessen Sohn, Herr **Johann Peter von Meinertzhagen**, Herr zu Heimertsheim ꝛc. gebohren 1633. † 1689. den 18. März die Bürgermeisterwürde in der Reichsstadt Cölln bekleidet hat. Nicht weniger haben sich verschiedene auswärts bey grossen Fürsten in angesehenen Bedienungen empor geschwungen. So hat Herr **Daniel von Meinertzhagen**, Königl. Preuß. Geheimder Rath,

als

als Sr. Königl. Majest. Envoye bey Ihro Hochmögenden den Herren Generalstaaten der Vereinigten Niederlande, einige Jahre im Haag residiret, und dessen zweyter Herr Sohn, Daniel Jacob von Meinertzhagen, hält sich noch jetzo als holländischer Envoye am Rußischen Hofe zu Petersburg auf. Ferner ist Herr Johann Gerhard von Meinertzhagen, ein Sohn von Johann Leonhard, als Königl. Preußischer Minister am Schwedischen Hofe im Jahr 1739. zu Stockholm verstorben. Und Herr Isaac von Meinertzhagen, ein Sohn von Reinhard, ist dermalen Commendant der holländischen Besatzung auf dem Vorgebirge der Guten Hofnung auf den Küsten von Africa. Zu diesem Geschlecht gehöret auch der lebende Herr Daniel Meinertzhagen, vornehmer Kauf- und Handelsmann, und würdiges Mitglied eines Hochedlen und Hochweisen Raths der Reichsstadt Bremen seit Ao. 1738. den 24. März, anjetzt aber ältesten Rathsherrn, dessen seel. Herr Vater, Daniel Meinertzhagen, von Cölln nach Bremen gezogen, und letztgedachte Ehrenstelle von A. 1696. bis A. 1717. ebenfalls mit vielem Ruhm bekleidet hat.

Herr Gerhard Edler von Meinertzhagen, ist in Cölln gebohren A. 1682. den 11. April. Derselbe hat schon A. 1721. als Fürstl. Sulzbachischer Rath in wichtigen Verrichtungen sich gebrauchen

lassen,

lassen, und wurde wegen seiner besondern Verdienste von Sr. jetzo glorwürdigst regierenden Römisch-Kayserlichen Majestät FRANCISCO I. vermöge eines allergnädigsten Diplomatis vom 24. Jul. 1748. aus höchsteigener Bewegung für sich und seine Nachkommen beyderley Geschlechts in des heil. Römischen Reichs Ritterstand erhoben, dabeneben mit einem vermehrten Wapen und zugleich dahin begnadiget, daß er und seine Nachkommen sich hinführo Edle von Meinertzhagen sollten nennen und schreiben können und mögen.

Er vermählte sich A. 1711. den 12. Jun. mit Jungfr. Sara Elisabeth Schlüter, geboren A. 1693. den 2. April, einer Tochter Herrn Gerhard Schlüter, berühmten Kauf- und Handelsmanns zu Wesel, und Frauen Helena gebohrner Meinertzhagen.

Nachdem dieses ehrwürdige Jubelpaar seine Jubelhochzeit zu Obercassel, einem demselben gehörigen anmuthigen Landgute, eine Stunde oberhalb Bonn an der andern Seite des Rheinstroms gelegen, am obengemeldeten 12. Jun. 1761. in Beyseyn sämtlicher vornehmen Angehörigen, Kinder, Verwandten und Freunde, bey munteren Kräften des Leibes und des Geistes gefeyert hatte, wurde der Herr von Meinertzhagen fünf Wochen nachher von einer hitzigen Brustkrankheit überfallen, welche ihn nach einer fünftägigen Bettlägerigkeit

am

am 4. Sept. desselben Jahres aus dem Lande der Lebendigen wegriß, und in die von ihm sehnlichst verlangte Freudenvolle Ewigkeit versetzte, nachdem er sein ruhmvolles Alter gebracht auf 79. Jahr, 5. Monath weniger 7. Tage.

Kinder.

I. Fräulein Jacoba Helena von Meinertzhagen, geboren 1712. den 12. April, verheyrathete sich

a) 1739. den 1. Jul. mit Herrn Johann von Meinertzhagen, U. J. D. Residenten der drey vereinigten Hanseestädte, Lübeck, Bremen und Hamburg im Haag, und Baillif von Naaldwick, geboren 1707. den 20. May, gestorben 1747. den 20. Aug. einem Sohn Herrn Daniel von Meinertzhagen, Königl. Preuß. Geheimden Raths und Envoye im Haag, und Frauen Amelia, gebohrner von Stockum.

b) 1754. den 14. Aug. mit Herrn Hermann von Line, U. J. D. und seit 1744. den 22. May hochverdienten Rathsherrn der Kayserl. freyen Reichsstadt Bremen, geb. 1705. den 9. Febr. einem Sohn Herrn Liborius von Line, gewesenen würdigen Bürgermeisters eben daselbst, und Frauen Metta Lucia, gebohrner Wachmans von Cronau.

II. Herr Johann Gerhard von Meinertzhagen, Hochfürstl. Brandenburg-Anspachischer Geheim-

geheimder Rath, nunmehr nach dem Absterben seines Herrn Vaters des Niederrheinisch-Westphälischen Kreyßes Pfennigmeister und Banquier in der freyen Reichsstadt Cölln, geboren A. 1713. den 8. Aug. hat sich zu Frankfurt am Mayn auf die Handlung geleget, auf der Universität Geneve aber den nützlichen Wissenschaften obgelegen, und nach zurückgelegten Reisen durch Frankreich, England, Holland und Brabant sich vermählet Ao. 1738. den 8. Oct. mit Fräulein Margaretha du Fay, geb. 1712. den 25. April, einer Tochter Herrn Friderich du Fay, berühmten Kauf- und Handelsmannes in der freyen Reichsstadt Frankfurt am Mayn, und Frauen Anna Maria gebohrner Roose.

III. David Daniel von Meinertzhagen, geboren 1714. den 17. Octobr. gestorben 1716. den 30. April.

IV. Herr Abraham von Meinertzhagen, Königl. Preuß. Clev-Märkischer Geheimder Regierungsrath und Landrentmeister, geboren zu Cölln 1717. den 8. April, hat zu Gröningen, Göttingen und Leyden die Jurisprudenz studiret, und am letztern Orte Ao. 1740. den Gradum J. U. D. erhalten. Die bey dieser Gelegenheit von ihm geschriebene Streitschrift handelt *de eo, quod justum est circa circumventionem in pretio emtionis et venditionis.* Er ward im selbigen Jahr

des

des Niederrheinisch-Westphäl. Gräflichen Collegii Syndicus. Er wohnete 1742. zu Frankfurt am Mayn der Wahl und Krönung Sr. Römisch-Kayserl. Majestät CAROLI VII. als Marschall der Churfürstl. Brandenb. Gesandschaft bey. Hierauf ernannte ihn Se. Hochfürstl. Durchl. der Herr Marggraf von Brandenburg-Anspach zu Dero Hof- und Legationsrath. Er verwechselte aber diese Bedienung, wie auch das Syndicat 1747. mit der obigen Königl. Preußischen. Er vermählte sich A. 1748. den 25. Sept. in Cleve mit Fräulein Charlotte Christine von Motzfeld, geboren 1723. den 14. Jan. einer Tochter Herrn Henrich Diderich von Motzfeld, Königl. Preuß. Clev-Märkischen Geheimden Regierungsraths und Clevischen Landdrosten, und Frauen Antoinetta Maria gebohrner von Scharden aus Berlin. Es ist obgedachter Herr Geheimder Regierungsrath, Abraham von Meinertzhagen, A. 1761. wieder nach Cölln gezogen, und führet nach dem Ableben seines Herrn Vaters die Direction über das daselbst seit langen Jahren etablirt gewesene und noch fortgehende Meinertzhagensche Wechsel- und Handlungs-Contoir.

Kinder.

a) Gerhard Henrich Carl von Meinertzhagen, geb. 1749. den 31. Octobr. gestorben den 14. Nov. desselben Jahres.

b) Ger-

b) Gerharda Antoinetta Jacoba, geb. 1751. den 31. May, gest. 1752. den 6. Sept.

c) Johanna Elisabetha, geb. 1752. den 20. Aug.

d) Albrecht Werner Wilhelm Frantz, geb. 1754. den 11. Jul. gest. 1757. den 19. Oct.

e) Sara Carolina, geb. 1756. den 22. Dec. gst. 1757. den 19. Oct.

V. Herr Jacob von Meinertzhagen, geb. 1718. den 29. Sept. hatte sich der Handlung gewiedmet, starb A. 1743. den 7. Febr. nachdem er kurz vorher von seinen durch Holland, England und Frankreich gethanen Reisen zurückgekommen war.

VI. Fräulein Sara von Meinertzhagen, geb. 1719. den 10. Dec. vermählt 1743. den 16. Oct. an Herrn Friderich Hermann von Reck, Königl. Preuß. Regierungsdirector und General-Empfänger der Grafschaften Lingen und Tecklenburg, geb. 1702. den 16. May, gest. 1744. den 8. April, einem Sohn Herrn Hermann von Reck, Kanzlers zu Cüstrin, und Frau Margaretha, geb. Wachmanns von Cronau. Sie wohnet seit dem Absterben ihres Herrn Gemahls in ihrer Eltern Hause zu Cölln.

VII. Herr Isaac von Meinertzhagen, geb. zu Cölln 1721. den 1. Jul. hat zu Leiden und Halle studiret. Er erhielt A. 1744. eine Canonicat-Präbende bey dem Ober-Collegiatstifte U. L. Frauen zu Halberstadt, woselbst er A. 1745. als Canonicus installiret wurde. Von da begab er sich zuerst nach Frankfurt am Mayn, und nachdem er hieselbst den Feyerlichkeiten der Wahl und Krönung des jezo glorwürdigst regierenden Kayfers FRANCISCI I. beygewohnet, reisete er darauf nach Strasburg. Er blieb hier einige Monathe, und trat ferner die Reise nach Paris an, befande sich zu Versailles, und da die hohe Vermählung Sr. Königl. Hoheit des Dauphins von Frankreich mit der Durchl. Sächsischen Prinzeßin Maria Josepha vor sich gieng, wohnete er den Feyerlichkeiten mit bey. Nachdem er durch Brabant nach Cölln zurückgekommen, wurde er 1747. Hochfürstl. Brandenburg-Anspachischer Hof- und Legationsrath; ferner 1748. von Sr. Churfürstl. Durchl. von der Pfalz mit der Drosticharge von Bergen op Zoom begnadiget, wovon er A. 1749. Besitz genommen. Inzwischen bekleidete er die Residentenstelle im Haag von A. 1748. bis in den März 1750. da er sich nach Bremen begab, woselbst er sich den 14. Jul. desselben Jahres mit Fräulein Metta Lucia von Post, geb. 1729. den 30. vermählete, einer Tochter Herrn Hermann von

Post,

Post, U. J. D. und ersten Archivarii der freyen Reichsstadt Bremen, geb. 1693. den 3. Oct. und Frau Rebecca, gebohrner von Line. Nachdem ihn hierauf des Herrn Marggrafen von Anspach Hochfürstl. Durchl. seiner Dienste mit Beybehaltung des Characters als Hof- und Legationsrath gnädigst erlassen, ist er am 15. Dec. desselben Jahres zum würdigen Rathsherrn dieser freyen Reichsstadt erwählet worden.

Kind.

Gerhard Johann Friderich von Meinertzhagen, geb. 1752. den 30. May, gest. 1760. den 4. April.

VIII. Herr David von Meinertzhagen, geb. 1724. den 26. April, erhielt 1747. eine Canonicat-Präbende bey dem Stift Oudmünster zu Utrecht, die er aber A. 1755. wieder resigniret hat. Wohnet in Cölln unverehlicht.

XXIX.

R. H.
Schreiben
an Herrn Massie
über den
Ursprung, die Abwechselungen, Verwandschaft und den Fortgang der Nordischen Sprachen und Völker.

(New. Univ. Magaz. 1759. S. 240. und 257.)

Mein Herr!

Seitdem ich das Vergnügen gehabt, Ihr angenehmes Schreiben zu empfangen, habe ich meine müßige Stunden angewandt, Ihnen eine hinlängliche Nachricht von der Angelsächsischen Sprache und Buchstaben, zugleich mit der Irischen mitzutheilen. In meiner Untersuchung habe ich noch verschiedene besondere artige Umstände angetroffen, welche mir meine angewandte Mühe reichlich ersetzet und meine unternommene Arbeit angenehm gemacht haben. Ich habe die Verwandschaft vieler Europäischen Sprachen, ihren Ursprung und Fortgang, die Zeit, da sie zur höchsten Vollkommenheit gelanget, und

durch

durch welche Mittel sie dazu gekommen; ferner die Abnahme, die Wiederherstellung und stuffenweise Verbesserung der Gelehrsamkeit überhaupt, und besonders der Dichtkunst und der Erfindung der Reime, mit Vergnügen bemerket. Ich finde, daß die Gelehrten in ihren Meinungen sehr getheilet seyn, was nemlich die Zeit betrift, wann, und das Volk, von welchem die Länder zuerst wären bewohnet worden, die mancherley Umwälzungen in den Ländern durch Eroberung, Verderbung oder Veränderung der Sprache. In allen diesen Puncten scheinet ein offenbares und fast allgemeines Vorurtheil zu herrschen, da ein jeder Schriftsteller seinem Vaterlande den Vorzug gegeben. Bey einer genauern Vergleichung aber, so weit als ich wahrscheinlich schliessen kan, ist Europa aus Asien von den Scythen, Celten und Celtoscythen zuerst bevölkert worden, deren Sprachen mit der Hebräischen ursprünglich, und folglich eine mit der andern in grosser Verwandschaft stunden. Die Sprachen, welche aus der Celtischen abstammen, sind die Wallische, Aremorische, Cornische, Mankische, Irische und Cantabrische. Von der reinen Celtischen haben wir nichts vollständiges mehr. Denn das Gebet des Herrn, welches neulich in einem Magazin als Celtisch angegeben worden, halte ich nicht für ächt, es ist augenscheinlich Irisch, nur in etwas verändert. Dabeneben, wenn es ächt

seyn sollte, so hätte zum Beweis dabey erinnert werden müssen, wo es gefunden worden, wenn und in welchem Character es geschrieben wäre.

Von der Scythischen und Celtoscythischen kamen die Moesische und Scanische oder Cimbrische, Gothische, Angelsächsische und Francotheotiskische, von welchen alle heutige Sprachen, diejenigen, welche Sclavonischer Abkunft sind, ausgenommen, abgeleitet werden. Die Moesogothische redeten diejenigen Völker, welche sich in Moesien, nun Servien und Bulgarien, niederliessen, allwo ums Jahr 370. Ulphilas Bischof war, welcher die Bibel in diese Sprache übersetzte, und von welcher Uebersetzung die 4. Evangelisten noch übrig sind, davon die Handschrift in Ulphilinischen Buchstaben in Schweden aufgehoben wird. Daß diese Uebersetzung aus dem Griechischen und nicht aus der Vulgata verfertiget sey, ist gewiß, weil es den Lobspruch am Ende des Gebets des Herrn hat. Sie braucht, wie die Lateinische, keine Hülfsverba, deren die Sächsische und ihre Abstämmlinge häufig sich bedienen. Das Alphabet ist aus der Griechischen und Runischen genommen, welches Ulphilas zum Gebrauch seiner Uebersetzung zuerst verfertiget hat. Vielleicht sind von diesen mit einiger Veränderung die grossen schwarzen Buchstaben (Mönchsschrift) gekommen, welche die Mönche eingeführet.

Die

Die Scanische oder Cimbrogothische war die Sprache des Odin oder Wodin und seiner Gefehrten, welche sich in Besitz von Scandinavien setzten, zu welcher Zeit, ist ungewis, vermuthlich aber vor ungefähr 2000. Jahren. Er wird für den Erfinder der Runischen Buchstaben gehalten. Man hat noch ein moralisches Büchlein, das ihm zugeschrieben wird. Die Angelsächsische ist aus dieser und der Moesogothischen, oder deren Abkömmling, der Francotheotiskischen, zusammen gesetzt. Denn die Angeln waren Cimbrier, und grenzten an die Sachsen, einem deutschen Volke in Holstein. Diese letzteren kamen im Jahr 449. in Britannien, die ersten (Angeln) und die Gothen ums Jahr 527. Es waren eher verschiedene Mundarten als Sprachen. Der Ursprung der Angelsachsen kan, wie ich dafür halte, in die Mitte des sechsten Jahrhunderts gesetzet werden.

Es sind einige der Meinung, die Sueben, Franken und Sachsen, die vornehmsten Nationen Deutschlandes, seyen ursprünglich Colonien der Cimbrier gewesen. Wir finden auch, daß die Angelsachsen das Fränkische leicht verstanden, als der heilige Augustin Franken als Dolmetscher mit sich brachte. Die Englische wird von beyden abgeleitet, mit einer Vermischung der Dänischen und Gallonormannischen Sprache. Die Franco-

theotiskische herrschet am meisten in der Deutschen. Die älteste Probe davon, wie ich glaube, ist des Otfrieds von Weissenburg poetische Uebersetzung der Evangelisten im 9ten Jahrhundert. Die Sächsische ist in der Niederdeutschen und Plattdeutschen noch reichlich vorhanden. Die Scanogothische in der Norwegischen, Dänischen und Schwedischen; doch sind die reinsten Ueberbleibsel von derselben in Island.

Die Angelsächsische Sprache verändert die Endungen der Nennwörter, Vorwörter, Zeitwörter, deren Hülfswort, leidende Gattung, zufällige Bestimmungswörter und übrigen Hülfswörter; die Mundart und Redensarten kommen mit der heutigen Englischen nahe überein. Von der Sächsischen werden gewöhnlich drey verschiedene Dialecten angegeben. Der erste oder reineste dauerte bis auf den Einfall der Dänen, welche ihre Sprache zuerst in Northumberland einführten. Der zweyte oder Dänisch-Sächsische Dialect war 274. Jahr im Gebrauch, vornemlich in dem nordlichen Theile Englands und südlichen Schottlands, (allwo die stärksten Spuren davon noch vorhanden sind,) bis zu Wilhelms des Eroberers Zeit, woher der dritte Normann-Dano-Sächsische oder Angelnormännische entstanden, der bis auf Henrich II. gewähret. Die süd- und westlichen Sachsen vermischten sich mit den fränkischen und Normännern:

daraus entstund gegen das Ende des letzten Periodens der halbsächsische Dialect, welcher das Mittel zwischen der Angelsächsischen und der Englischen vor 250. Jahren gewesen ist. In diesem finde ich, daß sie angefangen, Reime zu gebrauchen, welches die Angelsachsen nicht thaten, indem ihre Dichtkunst von dem Maaß der Sylben, und der Länge und Kürze derselben, wie im Lateinischen, abhing.

Ausser den Eroberungen war noch eine andere Ursache der Verderbung der Sprache. Die Sachsen giengen nach Frankreich, und liessen ihre Kinder sehr frühe in den französischen Klöstern erziehen, ums Jahr 652. da der Hof des Canutus Dänisch redete. Eduard der Bekenner war so sehr französisch geworden, daß viele glaubten, es würde ein Vorspiel der französischen Macht seyn, welche England unter Wilhelm Conquestor in Sclaverey brachte, der sich bemühete das Normannfranzösische in dem Königreiche im Jahr 1095. in Gang zu bringen. Wolstan, Bischof von Worcester, wurde vornemlich wegen seiner Unwissenheit im Französischen abgesetzet. Auch zu Heinrichs des IIten Zeit war die französische Sprache in grossem Ansehen, und die Englische wurde verachtet. Die Kinder der Edelleute schickte man nach Frankreich, diese polite Sprache zu lernen, welche nichts anders als eine Vermischung der

verdorbenen lateinischen oder römischen Bauersprache, der Provenzalen und fränkischen Sprache war. Von diesen beyden hat man noch Exempel in den Eidschwüren des Königs Carl und Ludewig, und ihrer Unterthanen, im Jahr 842. Im 14ten Jahrhundert, unter Eduard III. wurde das Französische verachtet und das Englische ausgebessert. Denn da das Ansehen der Baronen abnahm, und die Gemeinen mächtig wurden, so beförderten sie die Verbesserung der Englischen als ihrer Mutterspracbe. Es waren dem ungeachtet noch viele in die Französische verliebt, worüber Trevisa ums Jahr 1385. sich beklaget. Da nun diese Partheylichkeit noch immer dauert, so habe ich nicht vermeiden können, anzuzeigen, wie früh dieses schon seinen Anfang genommen.

Ich setze, daß verschiedene Gelehrte die Sächsischen Buchstaben von den Irischen herleiten, nemlich Camden, Spencer, Flaherty, Ware und Nikolson. Der erste scheinet zur Ursache anzugeben, daß die Sachsen die Irischen Universitäten fleißig besuchet. Spencer meinet, die Irischen Buchstaben seyen verdorbene Griechische, wie Rowland thut, welcher sich einbildet, daß die Druiden sie dahin gebracht, weil dieselben, nach dem Zeugniß Julius Cäsars, griechische Buchstaben gebraucht haben. Er saget auch, König Cratylinth von Schottland, (er meinet vielleicht

leicht Irland, welches Schottland hieß,) habe die Druiden im Jahr 277. vertrieben. Flaherty scheinet zufrieden zu seyn, daß Irland vor der Sündfluth bewohnet gewesen. Er schreibet die Erfindung der Buchstaben einem Irländer, Namens Fenisius, zu, welcher sie, wie er meinet, die Griechen gelehret hat. Einige wollen die Irischen Buchstaben nicht von den griechischen oder römischen abgeleitet wissen, weil sie eine andere Ordnung haben, und nicht Alphabet, sondern Bethluisnion sagen, dessen Namen Irische Wörter seyn, die verschiedene Arten von Bäumen bedeuten. Der Ritter James Ware hält die alte Historie Irlands für eine Erdichtung später Zeiten, und will dessen Jahrbüchern vor dem 5ten Jahrhundert wenig Glauben beymessen; er meinet aber, es habe seine erste Buchstaben und Einwohner aus Britannien erhalten, daß die Gothen aus Spanien solches nachher erobert, und eine Colonie dahin geschicket haben.

Die Sachsen, weil sie nach Irland, als dem Sitz der Gelehrsamkeit, reiseten, so brachten sie ihre Buchstaben von da wieder mit zurück. In diesem Stücke stimmet Nikolson mit ihm überein, und muthmasset ferner, die Runischen Buchstaben wären nach Dänemark ꝛc. aus Irland gebracht: zum Beweis dessen zeiget er an, daß unter den Runischen Alphabeten eines genennet werde *Ira Le-*

tur,

tur oder Irische Buchstaben. Aber keine von diesen können durch ihr Ansehen mich überzeugen.

Ich will derohalben mich bemühen, diese Meinung zu entkräften. Der Ritter William Temple schreibet, daß obgleich Irland in Büchern und Gelehrsamkeit, ehe sie in Gallien und Britannien guten Fortgang hatten, berühmt gewesen seyn soll; man dennoch schwerlich einige Züge von dem übrig habe, was vor der Eroberung dieses Landes durch Henrich II. vorgegangen sey. Wenn wir auch zugestehen, die Sachsen haben vom 7ten bis zum 12ten Jahrhundert in Irland den Studien obgelegen, so folget doch daraus nicht, daß sie auch die Buchstaben daher geholet, weil sie, die Sachsen, solche von den Brittischen Christen mögen bekommen haben. Denn es erhellet nicht, daß Irland vor der Zeit des h. Patricius und Palladius im 5ten Jahrhundert zum christlichen Glauben sich bekehret habe. Dahingegen haben schon im Jahre 314. drey Brittische Bischöffe der allgemeinen Kirchenversammlung zu Arles mit beygewohnet, ja noch 11. Jahr vorher, nemlich im Jahr 303, und also im Anfange des 4ten Jahrhunderts, der heil. Alban den Martertod erlitten hat.

Germanus und Lucius, zween französische Bischöffe, kamen nach Britannien, die Pelagianische Ketzerey, welche viele Anhänger hatte, zu wiederlegen. Diese hatte ihren Ursprung von

Pelag

Pelagius oder Morgan einem Britten. Ohne Zweifel haben diese sich der lateinischen Sprache bedienet, so daß die Britten dieselben vermuthlich den Iren und Sachsen mittheilen konnten. Ich will aber darauf nicht bestehen. Was die Druiden betrift, so ist über die Stelle im dem Julius Cäsar sehr gestritten worden, daß es meiner Einsicht nach noch zweifelhaft ist, ob sie den Gebrauch der Buchstaben gehabt, welches nicht nothwendig gewesen, da es klar ist, daß sie ihre Geheimnisse niemals aufgeschrieben, sondern sie in einer beträchtlichen Anzahl Verse verfasset, darinnen sie die berühmten Thaten ihrer Helden aufgeschrieben, und die sie beständig auswendig gelernet haben. Diese Gedichte sungen die Barden bey öffentlichen Versammlungen, das Volk zur Tapferkeit aufzumuntern. Es gereichte daneben den Druiden zum Vortheil, das gemeine Volk in der Unwissenheit zu erhalten, welche folglich die Buchstaben nicht einführen wollten, auch sich darum zu bekümmern nicht nöthig hatten, weil ihre Neigung mehr auf den Ackerbau und Krieg, als auf die Handlung ging. Allein gesetzt, die Druiden hätten Buchstaben gehabt, so sind es ohne Zweifel Griechische gewesen, und von Marseille dahin gebracht, allwo sehr frühe schon eine griechische Colonie aufgerichtet worden. Es würde also ungereimt seyn, daher zu schliessen, es wären

Runischen Buchstaben gewesen, welche die Druiden in Irland gelehret, und daß die Dänen sie von daher empfangen. Wenn man auch, ob ich gleich dieser Meinung nicht bin, zugiebt, daß die gegenwärtigen Buchstaben ursprünglich Irische Buchstaben seyen; so können wir doch nicht einräumen, daß sie aus dem Griechischen nachgeahmet worden, da ihre Gestalt mit den Lateinischen weit mehr Aehnlichkeit hat.

Dieses bringet mich auf die Gedanken, die Druiden hätten keine Buchstaben nach Irland gebracht, wenn sie jemals da gewesen, wovon ich noch nicht überzeuget bin. Denn die Ungewißheit ihrer alten Geschichte lenket mich dahin, das als fabelhaft zu verwerfen, was von Cratylinth erzählet wird. So wie ein jeder die Legende von dem Fenistus, einem Irländer, der das griechische Alphabet erfunden hat, verwirft, indem wir aus den alten Zeiten eine verschiedene und weit wahrscheinlichere Nachricht davon haben. Ich stimme aber mit dem Nikolson gerne überein, daß die Iren vor den gegenwärtigen Runische Buchstaben gebraucht haben, und meine, diese seyn die erste und ächte *Bethluismon* gewesen.

In der Runischen hatten sie anfänglich nur 16. Buchstaben, zu welchen Woldemar der II. sechs oder sieben hinzugethan. So hatten die Iren zuerst nur 16. oder 18. Die jetzigen haben mit

den

den Doppellautern und den Buchstaben Q. und Z. nach dem Bericht des Flaherti sechs und zwanzig. Die Namen waren *Beth*, *Luis*, *Nion*, welche so in der Ordnung ehedem, wie er berichtet, folgten; obgleich nun der Buchstab N. nicht mehr der dritte, sondern der fünfte ist. So kommen die Runischen Buchstaben mit der Ordnung der Lateinischen und griechischen auch nicht überein, und da, wie ich vermuthe, die Formen ihrer Buchstaben auch unter den Gothen unterschieden waren, so hatten sie auch eine andere Ordnung. Diese Runische Buchstaben sind ohne Zweifel von den Gothen aus Spanien nach Irland gebracht worden, so wie sie aus Scandinavien nach Spanien gekommen, indem die Gothen allenthalben, wo sie hinkamen, solche einführten. So finden wir, daß die Franken und die Marcomannen, nachher Normannen genannt, wie solches aus dem Rabanus Maurus erhellet, sie gehabt haben. Die Buchstaben des Ulphilas werden für eine durch Hülfe der griechischen Buchstaben bewirkte Verbesserung gehalten, aus welchen er zum Besten seiner Uebersetzung verschiedene zu borgen genöthiget wurde.

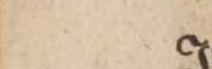
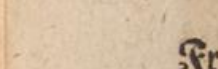
Daß die Spanier Runische Buchstaben gehabt, leidet keinen Zweifel, und der Ira-Buchstab ist ein Beweis, daß sie in Irland gebräuchlich gewesen, obgleich das Zeugniß des Arngrim Jonas, eines neuen Schriftstellers, nicht beweiset,

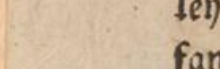
daß

daß die Dänen sie von daher bekommen, besonders da wir natürlich beweisen können, daß die Gothen sie in Irland gebracht, und zwar erst im 4ten oder 5ten Jahrhundert, da sie von den nördlichen Völkern schon lange vorher waren gebrauchet worden, um das Andenken ausserordentlicher Begebenheiten aufzuheben, und dieselben zu Grabschriften gebrauchet, und sie auf Brettern von Eichbäumen, auf Steinen und Felsen eingegraben, von welchen Wormius erzählet, daß die Grabschrift des Harald Hyldeland, der im 3ten Jahrhundert gestorben, noch vorhanden sey.

Die Angeln und Juten waren Cimbrier, und hatten sie gewiß schon vorher, ehe sie in Britannien kamen, folglich konten sie diese nicht aus Irland holen. Bottand sagt, und Flaherty hält es für wahrscheinlich, daß die Iren lateinische Buchstaben von St. Patrik bekommen, durch welche man keine andere, als die man in ihren Handschriften findet, verstehen kan, welche auch ihren Ursprung hinlänglich entdecken: denn die Aehnlichkeit ist so stark, daß wenn er ihr Alterthum steif behauptet, so muß er sich fälschlich einbilden, daß zwischen diesen und den lateinischen Buchstaben ein Unterscheid sey, und vorgeben, die Römer hätten ursprünglich ihre Buchstaben von den Iren empfangen, indem sie noch acht zu denselben hinzugethan. Es ist ausgemacht, daß die

Lateiner ihre Buchstaben mit einigen Veränderungen von den Griechen, und diese vom Cadmus, dem Phönizier, empfangen, welches Gelegenheit zur eitlen Erdichtung eines Irischen Fenisius gegeben. Es ist also klar, daß die Irischen Buchstaben von den lateinischen gekommen, obgleich sie lieber die Ordnung der Runischen, an welche sie einmal gewöhnet, und die ihnen bekannt war, beybehalten, und mit B. L. N. an statt A. B. C. angefangen. Geben wir dieses zu, so verschwindet das gerühmte Alterthum der itzigen Irischen Buchstaben. Die Mißionarien gaben im 5ten Jahrhundert Gelegenheit zu ihrer Aufnahme, und der Sächsische Charakter, welcher vor ihrer Bekehrung nicht im Gebrauche gewesen zu seyn scheinet, mag damals als eine Nachahmung der Lateinischen eingeführet seyn, welches am wahrscheinlichsten ist, und dieselbe Buchstabenordnung haben, als A. B. C. und nicht wie die Irische B. L. N. Ich wollte also lieber sagen, die Brittischen Christen, (welche so zahlreich waren, daß sie zur Zeit, da der heil. Augustin dahin kam, sieben Bißthümer in Wales hatten,) haben solche die Sachsen gelehret, als vorgeben, daß sie von den Iren hergekommen wären. Denn da man keine Züge mehr davon hat, und der Wiederwillen zwischen ihnen so groß war, so halte ich es für unwahrscheinlich. Es haben dennoch aber die Wälschen

diese Buchstaben, welche den Sächsischen und Irischen gleichen, nämlich  , und die Franzosen diese  . Dabey war zwischen den Wälschen, Irischen und Sächsischen eine grosse Aehnlichkeit unter einander, indem sie alle einerley Abkunft sind. Doch war in den grossen Anfangs- und kleinen Buchstaben ein hinlänglicher Unterscheid, um den Lhwyd in den Stand zu setzen, daß er in Handschriften in derselben Sprache den Unterscheid bestimmen konnte, ob sie nach der Sächsischen, Wälschen oder Irischen Schreibart geschrieben waren. Nur ein Exempel besonders anzuführen, so behielten die Sachsen den Runischen *Thorn*  , oder  , und  , oder , welches die Iren nicht thaten.

Sheringham glaubet, die Sachsen hätten ihre Buchstaben selber erfunden. Wotton leitet diese  , ebenfalls aus dem Lateinischen her. Hickes meinet, die Sächsischen Buchstaben kämen aus dem Lateinischen, Runischen, Griechischen und dem Ulphilas. Leibnitz schätzt sie, des Ulphilas seine ausgenommen, für die ältesten. Harduin war so närrisch, daß er dafür hielt, die Sächsischen Buchstaben seyen von einer späten Erfin-

findung, welches durch die Menge der noch vorhandenen Handschriften hinlänglich wiederleget wird. Reimann gibt vor, daß die Sachsen, da sie das Christenthum angenommen, neue Buchstaben eingeführet, und die Runischen verlassen hätten. Obgleich man auch bemerken muß, daß unter den Dänischen Königen die Runischen wieder in Gebrauch gekommen, und mit den Sächsischen, bis zur Vertreibung derselben, oft verwechselt worden. Und von diesen sind noch einige wenige Denkmale übrig geblieben. Wir müssen uns aber nicht verwundern, daß nur noch einige wenige Schriften in Irland oder in England von den heidnischen Sachsen seyn: denn da die Runischen Buchstaben in der Magie und Zauberkünsten, denen die alten Gothen sehr ergeben waren, gebraucher wurden; so suchten die Mißionarien, um diese üble Gewohnheit ganz auszurotten, die Neubekehrten zu überreden, diese Buchstaben fahren zu lassen, und alles zu zernichten, was ihnen dergleichen wieder in die Gedanken bringen könte. Daher wurden sie in Schweden, ja so gar auch in Spanien, wo sie *Literae Toletanae* hiessen, durch einen Schluß der Kirchenversammlung zu Toledo, abgeschaft. Daneben hielte man dieses für den besten Weg, das lateinische Alphabet einzuführen, ohne welches sie glaubten, daß ihre Arbeit und Bemühung, das Christenthum auszubreiten, und den Sieg des

Pabstes über sie zu vollenden, fruchtlos seyn würde. Nach meinem Urtheil ist die Wahrheit der ganzen Sache diese: die Iren und Sachsen entsagten ihren vorigen Buchstaben bey der Annehmung des Christenthums, und bildeten ihre folgenden Buchstaben mit einiger Veränderung nach den Römischen, von welchen sie waren bekehret worden. Daß diese Charakteren eher den Italiänischen oder Lateinischen, wie wir sie nennen, als der Mönchsschrift ähnlich gewesen, kan man daher schliessen, weil die Italiäner allzeit ihre vorige Hand behalten, obgleich die Mönche sie in Frankreich und Deutschland später eingeführet. So finden wir, daß Pabst Gregorius an den heil. Augustin Bücher überschicket habe, welche im Lateinischen mit runden Buchstaben geschrieben waren.

Die Sachsen gebrauchten Römische grosse Buchstaben, kleine runde, und eine dritte Art noch kleinere zu Briefen, und daneben auch Charakteren zu Abbreviaturen zum Geheimschreiben. Diese waren etwas rauh und unverständlich: deswegen Alfredus, der französische Vormünder hatte, die schwarzen oder gallischen Buchstaben als bessere zu gebrauchen anfieng. Da diese Art allgemach seinen Fortgang hatte, so gieng es endlich so weit, daß unter William, dem Eroberer, die Sächsische in Abnahme kam und veraltete, die Gallische

sche aber, oder wie wir sie oft nennen, die Gothische immer im Gebrauch bliebe, bis die Druckerey erfunden wurde, da die Italiänische in Frankreich, Engeland und Holland eingeführet wurde, obgleich in Deutschland und den nordischen Ländern dieselbe nur allein in lateinischen oder andern fremden gedruckten Büchern bis iezund gebrauchet wird.

Um diesen Gegenstand zu schliessen, wobey, wie ich fürchte, mich zu lange aufgehalten habe, indem ich betrachte das vor abgehandelte, so unterschreibe der Meinung des Wanley; *Majores nostros Iutas, Angloſaxonesque, cum in Britanniam advenirent, literarum &c.*

Ich fahre nun fort, von den lateinischen Handschriften, von welchen keine vor Augustins Zeiten sind, Nachricht zu geben. Denn die Sachsen waren, wie Nickolson bemerket, eine gute Zeit ein barbarisches Geschlecht, und liessen ihre Gedanken auf nichts anders als Todschlagen und Besitz nehmen, ergehen. So ist es kein Wunder, daß wir nur wenige Ueberbleibsel von den ersten 2. oder 3. hundert Jahren nach ihrer Bekehrung finden. Denn da die Mönche die einzigen Bücherschreiber bis auf Alfried gegen das Ende des 9ten Jahrhunderts waren, und ihre Bücher sich bloß auf Beschreibung der Abteyen und Klöster einschrenkten; so haben manche, während der Zerstörung dieser

Gotteshäuser von den Dänen und Normannen, zerstreuet, vernichtet und verlohren gehen müssen. Dazu noch ihre Trennung durch Henrich den VIII. und die Bürgerlichen Kriege gekommen. Nichts desto weniger sind von dem Sächsischen Charakter noch Ueberbleibsel von Anfang des 7. Jahrhunderts vorhanden, nemlich die Privilegien Ethelbert, Königs von Kent, der im Jahr 616. starb. Er war der erste von Königl. Stamme, welcher von Sebba und Osher im Jahr 680. bekehret wurde, darauf folgten Ethelred 692. Wightred 694. 695. und 700. in lateinischer Sprache. Man sagt auch, daß vor dem 7. Jahrhundert keine Privilegien schriftlich ertheilet, sondern auf einem Stab, Spieß, Bogen, Horn oder grünen Rasen überliefert worden. Von dieser Sprache ist die älteste Probe des Cädmons Gesang oder Lied, welches er um die Mitte des 7den Jahrhunderts verfertiget, und *Beda* aufgehoben hat. *Wanley* hat dieses zuerst drucken lassen, als *omnium, quae in nostra lingua etiammum extant, monumento rum pene vetustissimum.*

Was die Paraphrase über 1. Buch Mosis betrift, welche des Cädmons seine seyn soll, so wird allgemein dafür gehalten, daß sie von später Zeit sey. Die Evangelien, wovon sie melden, sind aus der lateinischen Vulgata genommen, und sehr schön von Eadfrid, Ecdvrid, Egbrid oder Egbert, Bischof

schof von Lindisfarne oder Holy Island ums Jahr 688. bis 721. abgeschrieben worden. Diese soll er ums Jahr 686. da er noch ein Mönch war, auf Verlangen des St. Cuthbert verfertiget haben. St. Aethelwald hat sie vortreflich mit Farben ausgezieret und Bilfrid kostbar einbinden lassen. Die Dinte behält noch ihre glänzende Schwärze. Aldred schrieb durch und durch eine Dänisch-Sächsische Uebersetzung ums Ende des 9ten Jahrhunderts zwischen allen Linien. Diese seltene Handschrift ist in der Cottonschen Bibliothek in Westmünster, nach dem Zeugniß des Wanley. Man hält dafür, daß das reinste Sächsische in verschiedenen Schriften und Uebersetzungen Königs Alfred und in dem Evangelio des Nicodemus seyn soll. Diese Sprache ist nachher durch mancherley Veränderungen, welche einige Verderbungen nennen, in ihren gegenwärtigen Zustand gebracht worden.

In der Sächsischen Chronick sind die verschiedenen Dialekten sehr sichtbar, wie Hickes auch bemerket: denn ich verstehe diese Sprache nicht, obgleich ich sie aus dem, was ich bemerket habe, eben sowol als die Gothische und Francotheotiskische leicht begreifen zu können, versichert bin. Meine Hauptabsicht aber würde gerichtet seyn auf Wörterbücher und Glossarien, welches vortrefli-

che Werke sind, indem nicht leicht einer zu Unternehmung dergleichen Arbeit jemals geschickt war, oder vermuthlich gleich seyn wird.

Von der Dänischen und Normannsächsischen sind die Handschriften sehr zahlreich. Einige handeln die Geschichte und Gesetze ab, welche grossen Nutzen leisten können. Die übrigen betreffen die Andacht, die Arzneylehre, Dichtkunst und Legenden der Mönche, deren vornehmster Verdienst, nach meiner Einbildung, entweder auf ihrer äusserlichen Schönheit oder Alter beruhet.

Ich muß noch eines Sächsischen Buches erwähnen, welches ich besitze, und das den Glauben, die Zehen Gebote und das Gebet des Herrn mit Anmerkungen enthält. Ich finde, daß für das Wort *Lord* hier Christus gesetzet sey. *Theow* wird für einen Knecht gebrauchet, daher vielleicht unser Wort *Thief* (Dieb) kommet.

Die Sachsen gebrauchen häuffig zwo Verneinungen, wie im Griechischen. Das zweyte Gebot ist ausgelassen mit diesen beygefügten Anmerkungen. In der Ausgabe der Ἀρχαιονομίας *sive de priscis Anglorum legibus Londini anno 1568. 4. procurata, ad hanc lacunam ita annotavit Guilielmus Lambardus editor et interpres, fol. 19. Admonendus es amice Lector, nulla aut nostra*

aut

aut librariorum incuria praetermissum secundum hoc decalogi de non fingendis imaginibus praeceptum: verum consulto ab iis, qui primo has leges mandarunt literis, relictum. Post celebratum enim anno salutis humanae 794. secundum illud Niceæ concilium, quod simulachrorum confirmavit adorationem: quo major hominum praeceptis (quae erat temporum illorum caligo) tribueretur auctoritas, de sacrosanctis Dei scriptis aliquid detrahendum existimarunt. Neque vero, quod sciam, in ullo usquam saxonice conscripto exemplari reperitur.

Wie ich glaube, meinet er die Meß- und andere geistliche Bücher, wie ich diese Auslassung im Lateinischen *in Officio beatae virginis* auch angetroffen habe. Doch ist das 2te Gebot in *Ælfric* Sächsischem Heptateuch wiederum eingeschaltet.

Wenn sie einigen fernern Unterricht, was die Buchstaben, Sprachen, oder das Volk von Europa, sowohl in alten als neuern Zeiten, betrift, verlangen, so will ich nach äusserstem Vermögen in diesen und andern Fällen Ihnen zu dienen mir angelegen seyn lassen. Dero 2c.

XXX.

Alte Gewohnheit die Dreyeinigkeit vorzustellen.

(Gentl. Magaz. 1760. Jenner. S. 6.)

Herr Gemsege *) giebt vor, daß der heilige Geist von den Papisten nicht in menschlicher Gestalt, sondern unter der Gestalt einer Taube habe pflegen vorgestellet zu werden. Da nun dieses in ein so helles Licht noch nicht gesetzet worden, so habe ich folgende Nachricht einschicken wollen:

Gott der Vater wird von den Römisch-Catholischen **) als ein alter schwacher Mann mit einem langen Barte vorgestellet; sie haben ihm auch dergestalt die Ehre angethan, daß sie des Pabstes dreyfache Krone auf sein Haupt gesetzet, mit den Stralen, die aus dem Triangel um dieselben herausschiessen. Auf seiner Brust ist eine Taube mit ausgebrei-

*) Gentl. Magaz. 1759. Sept. p. 451.

**) In einem Breviario, welches auf Befehl der Päbste Pius V. und Clemens VIII. zu Paris 1637. gedruckt worden.

breiteten Flügeln, mit dem heiligen Schein um deren Kopf, den heil. Geist vorzustellen. Unter derselben ist unser Heyland am Kreuze, mit dem heiligen Schein, und wird von Gott dem Vater unterstützet.

Dieses war aber nicht die alte und gemeine Gewohnheit, die Dreyeinigkeit abzubilden. Ich besitze ein Buch, welches den Titel führet: *Pupilla oculi omnibus presbyteris, praecipue Anglicanis summa necessaria.* *) Der Verfasser ist *Johannes de Burgo, s. Theol. Prof.* und war Canzler der Universität Cambridge im Jahr 1384. Er hat dieses Buch im Jahr 1385. aus andern, wie es da heißt, zusammen gelesen, als er damals Prediger zu Colingham, (wie ich vermuthe in der Grafschaft Nottingham) und bald darauf Sub-Diaconus ꝛc. zu Lincoln war.

Auf dem Titelblat stehet das Zeichen, welches die Buchhändler aushängen hatten, wie solches hier genauer beschrieben wird.

Oben ist das Brustbild Gottes des Vaters mit einem langen Bart und ganzem Gesichte. Mit der rechten Seite seines Gesichts ist ein kleineres Seiten-

*) Es ist zu Paris von Wolfgang Hopley, 1500. 4. gedruckt, auf Kosten William Bretton, Kaufmann zu London, und von den Buchhändlern auf S. Pauls Kirchhofe in London, in dem Zeichen der heiligen und unzertrennten Dreyeinigkeit verkauft worden.

tengesicht vereiniget, und stellet Gott den Sohn vor; und an der linken Seite des Gesichts des Vaters ist ein Gesicht für den Heiligen Geist, welches dem Gesichte des Sohnes gleich ist. Unter dem Brustbilde ist das Sinnbild der Dreyeinigkeit unter einem Triangel vorgestellet. Bey dem Buchstaben *a* ist ein Adler mit einem Buche, der heilige Johannes. -- Bey *b* ein Engel, der heilige Matthäus. -- Bey *c* ein geflügelter Ochse, der heilige Lucas, -- und bey *d* ein geflügelter Löwe, der h. Marcus.



Dieses war die gemeine, obgleich unheilige Art der Römischen Kirche, die heilige Dreyeinigkeit bildlich vorzustellen, und unter dieser Vorstellung lieset man auf dem Titelblat folgende Worte:

-- *Ve-*

-- *Venundatur London. Apud Bibliopolas in cemiterio sancti Pauli: sub interſignio sanctisſime ac individue Trinitatis.*

Dieſe und dergleichen böſe Vorſtellungen gereichen der wahren chriſtlichen Kirche und Glauben zur Schande.

Cha. Icenus.

* *

XXXI.

Ben. Ray
Abhandlung
von der
Egyptiſchen Lotuspflanze.

Gentl. Mag. 1759. April. S. 167.

Die Blume des Lotus, welche die Köpfe der Iſis und des Orus auf dem Revers des Hadrians Münze in der beygefügten Abbildung zieren, war dieſen 2. Egyptiſchen Gottheiten beſonders heilig. Es hat dieſe Münze bey vielen bisher mehr als die Hälfte von ihrer Schönheit verlohren, aus Urſache, weil ſie die Meinung dieſer Eigenſchaft nicht verſtanden. Denn da die Reverſen der Medaillen und andere Denkmäler des Alterthums, welche allegoriſche Gottheiten dar-

darstellen, die darinnen enthaltene mystische Erkenntniß uns klar offenbaren; so kan keine Gattung von Gelehrsamkeit angenehmer und lehrreicher seyn, als diese. Im Gegentheil, wenn die Bilder dunkel oder unverständlich bleiben, so sind sie nichts anders, als blosse Chimeren, die weder Vergnügen noch Neugierde darreichen.

Diejenigen, welche derohalben einen Geschmack an Untersuchungen dieser Art finden, werden einsehen, daß von allen vernünftigen Belustigungen, welche die Verbesserung und Läuterung des menschlichen Verstandes zum Zweck haben, keine uns edelere Begriffe von der gütigen und patriotischen Gesinnung des menschlichen Geschlechts geben, als welche wir auf den Reversen alter Münzen antreffen, wenn man einmal ihren rechten Verstand aufgekläret hat. Sie stellen ihre Fürsten und grosse Männer in ihren herrlichsten Charakteren vor, als die von dem Himmel geschenkte Gnadengabe, und die grössesten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts.

Wenn wir nun auf solche Art eine wahre Erkentniß der Münzen erlangen wollen, müssen wir ihre Gegenseiten betrachten, indem der wahre Sinn darauf vorgestellet wird, und zwar

1. Ihre Vorstellung.
2. Ihre Sinnbilder.
3. Ihre Hieroglyphen.

Dieses

Dieses sind die Merkmale, wodurch die Alten ihre öffentliche Wohlthaten zugleich mit den Tugenden ihrer Helden auf Münzen haben aufzeichnen wollen.



Das Bild, welches ich zu erklären mir vorgenommen, ist die Blume auf dem Kopfe der Isis und in der Hand des Orus, ohne mich in die Erklärung der übrigen Theile der Münze weiter einzulassen. Dieses aber will ich nicht betrachten, wie es von den Römern unter der Regierung des Kayfers Hadrians verstanden wurde, sondern ich begebe mich, was die Bedeutung betrifft, in die frühesten Zeiten der Egyptier, und selbsten, da diese Personen in die Zahl der Götter sind versetzet worden. Die wahre Bedeutung scheinet mit so schwarzer Finsterniß längst umhüllet gewesen zu seyn, daß auch in spätern Zeiten davon keine Spuren mehr von der ersten und ursprünglichen Beschaffenheit übergeblieben.

Die

Die Göttin Isis wird auf der Münze gleichsam als auf einem Staatssessel sitzend vorgestellt, sie hat eine Blume von Lotus auf ihrem Haupte, ihr Sohn Orus sitzet nackend auf ihrem Schooße, und hat dieselbe Blume auf seinem Kopfe, und einen langen Stiel mit einer Blume am Ende desselben in seiner linken Hand. Aus der Gleichförmigkeit will ich beweisen, daß auch dieses ein Stiel und Blume von dem Lotus sey.

Die mancherley Meinungen von dieser Pflanze haben bisher verursachet, daß man nichts festes hat bestimmen können; und dergleichen falsche und erbettelte Auslegungen müssen nothwendig den Ruhm derer, welche sie auf eine so grobe Art unrecht vorgestellet haben, verringern und verkleinern. Florem illum sacrum, Isidis capiti impositum, loti esse putat *Laur. Pignorius in Expositione Mensae Isiacae*, et recte, utpote quem Ægyptii magnifecerunt, ut constat ex Plinii Lib. XIII. c. 17. 18. aliis abrotanum referre videtur, de quo Plinius Lib. XXI. c. 10. et 21. roborando utero, vel erucam, de qua dictum:

Excitat ad Venerem tardos eruca maritos.

Sunt, qui Perseam interpretentur, cujus arbor Isidi sacra fuit. OISELIVS. Wenn Plinius den Vogelfüßigen Klee, oder eine andere Landpflanze meinet, so ist gewis, daß er von dem wahren Lotus nichts

gewußt,

gewußt, und ist es diesem grossen Naturkündiger nicht bekannt gewesen, was es war, so können wir fest glauben, die geringern Römer haben noch weniger davon verstanden, indem sie diese Gottheiten mehr aus der Erkenntniß, die sie aus ihren Fabeln geschöpfet, als aus der wahren Geschichte ihres Lebens verehret zu haben scheinen: kurz, sie haben dieselben nur blos als Götter gekannt, ohne daran gedacht zu haben, daß sie auch Menschen gewesen.

Unsere heutigen Kunstverständige haben es so wenig recht getroffen, daß sie sich so gar in dem Element, worinnen diese Pflanze wächst, geirret haben. Wenn man dem Herodot glauben will, so ist die Lotus nicht eine Land- sondern Wasserpflanze: denn in dem Wasser und nicht auf dem Lande ist es, wo sie eigentlich wächset. Es geschahe, da der Nil aus seinen Ufern ausgetreten war, daß dieser Vater der Geschichte sie in grosser Menge auf dem Wasser treiben sahe *). „Wann „der Flus angelaufen ist, und alles Land rund umher

* Ἐπεαν πληρης γενηται ὁ ποταμος, και τα πεδια πελαγιση, φυεται ἐν τω ὑδατι κρινεα πολλα, τα Αιγυπτιοι καλεουσι λωτον· τουτ' ἐπεαν δρεψωσι, ἀυαινουσι προς Ηλιον. Και ἐπειτα το ἐκ τε μεσα τε λωτε τω μηκωνι ἐον ἐμφερες· ὀπτησαντες, ποιεονται ἐξ ἀυτε ἀρτους ὀπτους πυρι, ἐστι δε και ἡ ῥιζα τε λωτε τηδε ἐδωδιμη και ἐγγλυσσες ἐπι εικοσι ἐον στρογγυλον, μεγαθος κατα μηλον.

„her eine offenbare See ist, so wächset daselbst ei„ne grosse Menge Lilien in dem Wasser, welche die „Egyptier Lotus nennen. Nachdem sie solche ab„geschnitten, trocknen sie dieselben in der Sonne: „wenn nun der Samen in dem Lotus, welcher dem „Mohnsamen ähnlich ist, auch gedörret worden, „so backen sie Brodt daraus, und machen es „durchs Feuer gar. Auch die Wurzel des Lotus „ist esbar, sie ist etwas süß, und rund, in der Grös„se eines Apfels.„ HERODOT. *Euterp.* c. 92. Man muß sich verwundern, wie aus einer so klaren Anweisung eines so berühmten Schriftstellers die von dem Oiselius angeführte Schriftsteller einen so grossen Fehler haben begehen können, daß sie diese Pflanze auf dem Lande gesuchet, wo sie niemals wuchs oder wachsen konte, an statt sie solche sicher auf dem Wasser hätten antreffen können, wenn sie nur einem Augenzeugen und nicht ihrer thörichten Einbildungskraft Glauben hätten beymessen wollen.

Da nun der Lotus in sein eigen Element wieder versetzet worden, aus welchem er so lange Zeit hat fliehen müssen, so müssen wir ferner betrachten, wohin und zu welcher Gattung wir diese Pflanze bringen müssen. Dieses ist nun dem, der bestimmet ist in England zu wohnen, eben keine so schwere Arbeit, worinnen man allenthal-

ben

den Wasser antrift, das von unzähligen Insekten wimmelt, und worinn einige Pflanzen und unter andern auch die Lotus wachsen.

Wenn man eine Gleichförmigkeit oder Aehnlichkeit als eine Ursache will gelten lassen, so wollte ich es wagen und bekräftigen, der Egyptische Lotus und die *Nymphæa alba major* sey eine und dieselbe Pflanze, und der blosse Unterscheid zwischen beyden sey nur durch die Veränderung und Unterscheid des Clima entstanden.

Ehe ich aber des Lesers Beypflichtung verlange, will ich ihn nur bitten, eine Vergleichung zwischen dem, was Herodot von der Inseite des Blumenkelchs der Lotus saget, mit der Inseite des Blumenkelchs der Nymphæa, oder der weissen Wasserlilie anzustellen, so wird er eine genaue Gleichheit unter beyden finden. Allein dieses ist noch nicht alles, er muß auch den Stiel mit der Blume an dessen Ende, wie sie auf der Münze zu sehen ist, und mit der Nymphæa betrachten, wenn sie im Heumonat in ihrer Pracht auf dem Wasser treibet. Hieraus wird er deutlich überzeugt werden, daß der Stiel in der Hand des Orus mit der Blume am Ende desselben nichts anders, als die weisse Wasser-Lilie sey. Dieses kan ich versichern, sie scheinen mir, nach öfterer Untersuchung beyder in allen Stücken gleich zu seyn.

Nachdem wir nun ausfindig gemacht, der Lotus sey nicht allein eine Wasserpflanze, sondern sie gehöre auch zu einer gewissen Gattung; so ist zu hoffen, daß wir von daher auch die Ursache nachforschen können, warum dieselbe der Göttin Isis und ihrem Sohn Orus besonders zugeeignet worden sey. Die Egyptier haben, wie bekannt ist, ihre merkwürdigen Thaten durch Bilder verewiget, welche, wenn sie ihren Göttern zugeschrieben werden, öfters einen doppelten Sinn haben: das ist, sie hatten nach der verschiedenen Art, worinnen sie vorgestellet wurden, auch verschiedene Meinungen. Also hat die Lotus auf dieser Münze auch zweyerley Sinn: sie ist nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit zugleich eine Vorstellung und ein Sinnbild, und hat, wie es hier stehet, an der Bilderſprache gar keinen Antheil.

In der Hand des Orus ist sie figürlich, und bedeutet nicht weniger eine Verrichtung, als seine Erhaltung. Die Egyptier konnten keine nachdrücklichere Eigenschaft erfinden, um den kurzen Ausgang in dem Leben der Isis und die Erhaltung ihres Sohnes von der Ersäufung im Wasser zu verewigen, als daß sie diese sehr schöne Wasserblume zum Vorbild oder Sinnbild der Befreyung machten. Hunc, dum a Typhone ut ſpurium acculatum, imo diſcerptum, et in aquas projectum volunt, a Luna vero,

ſeu

seu Iside mundi matre, in aqua repertum vitaeque restitutum et immortalem redditum dicunt. OISELIVS fig. III. Welche Auslegung kan natürlicher seyn, oder die Geschichte so genau ausdrücken, als welche hier in der Medaille von derselben angegeben wird?

Die Blume wird in ihres Sohnes Hände gegeben. Dieses ist ein Sinnbild einer That, welche doch so alt und dunkel ist, daß sie in den Tagen des Hadrians schon ganz in Vergessenheit gekommen war: denn da die Römer damals die Pflanze nicht kannten, wie konnten sie die Bedeutung der Abbildung wissen?

Nun aber ist von der andern Seite der Lotus auf dem Haupte der Göttin. Dieses ist nicht eine symbolische, sondern eine wirkliche Vorstellung, und bedeutet, daß sie den Nutzen des Mehls zum grossen Nutzen der Menschen erfunden, indem sie gelehret, solches zu Brodt zu backen: ἐγω ειμι ἡ πρωτη καρπον ἀνθρωποις ἑυρουσα. Eine grössere Wohlthat ist zum Unterhalt der Menschen nie erfunden worden, als die Handlung Brodt zu machen. Dieses wurde von manchen Städten mit vieler Pracht und Ceremonien dankbarlich erkannt und gefeyert. Παρ ἐνιαις δε των πολεων και τοις Ισειοις, ἐν τη πομπη μετα των ἀλλων φερεσθαι πυθμενας πυρων και κριθων, ἀπομνημονευμα των ἐξαρχης τη θεω

φιλοτεχνως ευρεθεντων. „In einigen Städten „werden an den Festtagen der Göttin Isis un„ter andern Sachen auch Aehren von Weizen „und Gersten in Proceßion mit umher getragen, „zum Andenken, daß die Göttin den Gebrauch „dieses Getreydes zuerst und zur grossen Wohl„that der Menschen erfunden habe.„ Konnte irgend eine Vorstellung wohl so gut zum Zweck dienen, oder die Entdeckung der Göttin so deutlich erklären, als eben die Blume dieser Pflanze, aus welcher die Saat kam, woraus sie Brodt verfertigten? Dieses muß dem ungeachtet noch hinzugethan werden, daß, wenn die Lotuspflanze des Nils kein besseres Brodt ausgeliefert, als die Nymphæa alba major, welche in den Sümpfen wächst, giebt, so wird derjenige, welcher einmal davon genossen, zum zweytenmal dasselbe zu speisen nicht wieder verlangen. Allein Herodot versichert uns doch, daß man wirklich Brodt davon gemacht, und das ist zu unserm Zweck hinlänglich genug, indem wir nicht von der Güte des Brodts, sondern von der Erfindung, dasselbe daraus zu backen, zu reden Ursache haben. *)

XXXII.

*) Der Englische Ausgeber obiger Abhandlung, Herr SAM. PEGGE, meldet, daß Herr Mahudel in

XXXII.

Von dem Fortgange der Wissenschaften und der Entdeckung bisher unbekannter Länder, durch Herrn Maupertuis.

(New Vniv. Magaz. 1759. Weinm. S. 145.)

Es ist ausgemacht, daß in der südlichen Halbkugel der Erde noch ein unbekannter Raum sey, welcher grösser als die vier bekannten Theile des Erdbodens ist. Es hat auch kein Fürst bisher, seit der Zeit, da die Schiffahrt so sehr verbessert worden, die Neugierde gehabt, Schiffe dahin zu schicken, um zu entdecken, ob dieser Raum aus Land oder Wasser bestehe.

In allen bekannten Theilen der Erdkugel ist

in Montfaucons *Antiq. Expl.* T. 6. auch bemerket, die Egyptische Lotus sey eine Wasserpflanze und eine Art der Nymphäa.

Anmerk. Von der Lotus sinnbildenden Bedeutung bey den Egyptiern kan man nachsehen TH. GALE *in Not. ad Jamblichi Mysteria* p. 288. edit. Oxon. fol. CVPERVS *in Harpocr.* p. 14. 19. 20. MEVRSII *Arboretum* S. p. 67. D. Uebers.

kein ander Raum, der so weit sich erstrecket, als dieses unbekannte mit Wasser ganz bedeckte Land. Es ist derohalben wahrscheinlicher, daß wir in dieser unbekannten Gegend Land finden werden, als lauter Meer. Zu dieser allgemeinen Bemerkung müssen wir die Erzählungen derer noch hinzufügen, welche auf ihren Schiffahrten nach dem südlichen Pol Landspitzen, Vorgebirge und unzweifelhafte Zeichen eines festen Landes, wovon sie nicht weit entfernet waren, gefunden haben. Die Tagebücher, die davon melden, sind zu viel, um sie alle nach der Reihe hier aufzuzählen. Einige der uns näher liegenden Vorgebirge sind selbsten auf den Charten aufgezeichnet worden.

Die französisch-ostindische Compagnie schickte vor einigen Jahren Schiffe aus, um die südlichen Länder, welche zwischen America und Africa liegen, aufzusuchen. Capitain Lozier Bouvet, der Oberbefehlshaber dieser Flotte, fand, da er zwischen diesen 2. Theilen der Welt ostwärts segelte, während eines Laufs von 48. Graden beständige Zeichen angränzender Länder. Er fand endlich im 52sten Grad der Breite ein Vorgebirge, woran er des Eises wegen nicht anländen konnte.

Setzet man nun, der vornehmste Beweggrund, um die Länder gegen den Südpol zu entdecken, bestehe nur darinn, daß man daselbst einen bequemen

men Hafen für die Schiffe ausfinde, welche nach Ostindien handeln, (welches auch die Absicht der französisch-ostindischen Compagnie war,) so würde man leicht zeigen können, daß sie die bequemsten Maaßregeln nicht ausgeführet, und diese Unternehmung zu geschwind haben fahren lassen. Man könnte einige Regeln zu einem glücklichern Fortgange angeben; allein da unsere Absichten in der Entdeckung der Südländer nicht blos auf den Nutzen eines solchen Hafens eingeschränket werden müssen, (dann dieses ist meiner Einsicht nach einer von den schwächsten Beweggründen zu einer solchen Unternehmung,) so würde es mehr der Mühe lohnen, die Länder, welche von dem Vorgebirge der guten Hofnung nach Morgen zu liegen, auszuforschen, als diejenigen, welche zwischen America und Africa gelegen sind.

Die Vorgebirge, die bisher entdecket sind, beweisen in der That ganz klar, daß die Südländer von Africa gegen Osten der Mittagslinie am nächsten kommen, und fast in gleichem Clima mit solchen Ländern liegen, wo die Natur die herrlichsten Sachen hervorbringt.

Es würde schwer fallen, von den Früchten und Einwohnern dieser Länder die geringste gegründete Muthmassung angeben zu können. Man hat aber eine Beobachtung, die hinlänglich ist, die Neu-

gierde rege zu machen und auf die Vermuthung uns zu bringen, wir würden Dinge in diesen finden, die von dem, was in den andern Theilen der Welt enthalten ist, sehr unterschieden sind. Wir wissen, die drey Theile, nemlich Europa, Asia und Africa, machen nur ein festes an einander hangendes Land aus, America vereiniget sich vielleicht damit, oder wenn es nur durch eine Meerenge davon abgesondert ist, so muß doch nichts desto weniger eine Gemeinschaft zwischen diesen 4. Theilen der Welt seyn. Dieselben Pflanzen, dieselben Thiere, dieselben Menschen müssen sich allgemach durch das ganze ausgebreitet haben, in so weit, als die Verschiedenheit der Climate es zulassen wollten, darinnen zu leben und sich zu vermehren, und diesem Unterschiede müssen allein die Veränderungen, die sie untergangen haben, zugeschrieben werden. Der Fall aber ist mit den verschiedenen Arten, welche in dem Südlande wohnen, ganz unterschieden: denn sie haben aus ihrem eigenen festen Lande niemals ausgehen können. Die Erdkugel ist oft umgeschiffet worden, und diese Länder sind allezeit an derselben Seite gelassen worden: daraus erhellet gewiß, daß sie mit andern Ländern ganz und gar keine Gemeinschaft und Verbindung haben, und gleichsam eine neue Welt besonders ausmachen, von welcher es sehr schwer fällt, vorauszusehen, was man daselbst finden

den werde. Die Entdeckung dieser Länder also würde vielleicht grosse Vortheile zur Handlung darreichen und ein erstaunliches Feld für die natürliche Weltweisheit eröfnen.

Dabeneben grenzet das Südland (Terra Australis) nicht an das grosse feste Land, das in der südlichen Halbkugel der Erde gelegen ist. Nach aller Wahrscheinlichkeit sind viele Inseln zwischen Japan und America, deren Entdeckung von grosser Wichtigkeit seyn möchte.

Es ist möglich, daß die kostbaren Spezereien, welche nun in ganz Europa so nothwendig geworden, und wobey eine gewisse Nation sich in Besitz gesetzet, in einigen dieser Inseln wachsen. Diese Nation kennet vielleicht auch manche andere, die solche ebenfalls hervorbringen, deren Entdeckung sie mit aller Mühe verborgen hält.

Es versichern uns einige Seefahrende, daß sie auf einigen dieser Inseln Wilde gesehen, Menschen mit Haar überall bewachsen, die Schwänze hatten, und gleichsam eine mittlere Gattung zwischen Affen und Menschen abgeben. Ich wollte mit einem von diesen lieber eine Stunde Umgang pflegen, als mit dem grössesten Witzling in Europa.

Allein obgleich die Ostindische Compagnie keinen Hafen an dem Südlande zwischen America und Africa zur Bequemlichkeit ihrer Handlung hat aus-

ausfindig machen können, so hätte sie doch meiner Meinung nach durch den geringen Fortgang ihres ersten Versuchs sich nicht sollen abschrecken lassen. Im Gegentheil sollte die Erzählung des Capitain Bouvets von seiner Reise die Compagnie noch mehr angereizet haben, ihr Unternehmen fortzusetzen. Denn er war überzeuget, daß diese Länder wirklich da wären, er sahe sie; und die Hinderungen, die ihm vorstießen, näher ans Land zu kommen, können entweder vermieden oder überstiegen werden.

Das Eis hielt ihn von der Landung ab, er verwunderte sich, daß er im 50sten Grad der Breite, während des Sommersonnenstillstandes, solches fand. Er hätte aber betrachten müßen, daß ceteris paribus die Kälte im Winter in der südlichern Halbkugel stärker sey, als in der nördlichen, weil die Entfernung der Erde von der Sonne in den mit einander übereinkommenden Jahrszeiten nicht gleich ist, obgleich die Stellung der Sphäre in einer und derselben Breite einer jeden Halbkugel einerley ist. Der Winter kömmt in unsrer Halbkugel, wann die Erde in ihrer geringsten Entfernung von der Sonne stehet; und dieser Umstand verringert die Kälte. In der südlichen Halbkugel aber ist das Gegentheil: der Winter entstehet, wann die Erde in der größten Entfernung von der Sonne ist, und dieser Umstand

stand vermehret die Kälte. Diesem füge man noch bey, daß in der südlichen Halbkugel der Winter acht Tage länger sey als in der nördlichen. Allein es würde noch nöthiger gewesen seyn, überleget zu haben, daß in allen Oertern, wo die runde Kugel (Sphaera obliqua) schief stehet, die größte Hitze sich nach dem Sommersonnenstillstand erst einstellt, und nach Verhältniß dieses Clima die Kälte auch später kommt. Dieses ist den Naturkündigern, wie auch allen, die gegen die Pole gefahren sind, wohl bekannt. In der nordlichen Halbkugel sehen wir oft, daß die See, während des Sonnenstillstandes, noch ganz mit Eiß bedecket sey, dahingegen einen Monath nachher nichts mehr gefunden wird, sondern es ist im Gegentheil alsdann sehr heiß Wetter: und dieses ist eben die rechte Zeit, da nemlich die größte Kälte in der andern Halbkugel ist, daß man versuchen muß, sich denen an den Polen liegenden Ländern zu nähern. Wenn die Kälte sich zu brechen anfängt, so schmelzet das Eis sehr geschwind, und die See ist in wenig Tagen ganz frey. Wenn derohalben Capitain Bouvet, an statt, daß er in diesen Graden der Breite, wie er das Südland aufsuchen wollte, und zur Zeit des Sonnenstillstandes anlangte, einen Monath später angekommen wäre, so würde er vermuthlich kein Eiß mehr angetroffen haben. Ueberdem ist das Eis nicht ein

Einwurf wider die Landung, der nicht zu überwinden wäre. Diejenigen, welche auf den Wallfischfang ausgehen, oder welche die See gegen Norden durchschiffen, wissen gar wol, daß, wenn das Eis hin und her treibet, solches den Lauf des Schiffes nicht stopfe. Und was das Eis, das an den Küsten fest sitzet, betrift, so haben die Einwohner der Meerbusen in Finnland und Bothnien den ganzen Winter über Wege über solches Eis, und fahren über dasselbe lieber als auf dem Lande. Die Einwohner Nordens haben eine einfältige und sichere Art, wenn sie zur Zeit, da die Kälte nachläßt, nahe bey dem Eise seyn: sie bedienen sich ganz leichter Boote, welche sie hinter sich herziehen, und in diesen fahren sie von einem Stück Eis zum andern.

Dieses sind Sachen, welche in den nördlichen Ländern bekannt sind. Hätten nun diejenigen, welche die Compagnie aussandte, das Südland aufzusuchen, in der Naturgeschichte dieser Climate grössere Erfahrung gehabt und die Hülfsmittel dazu angewandt, so hätte man Ursache zu glauben, daß, wenn sie später angelanget wären, sie kein Eis mehr gefunden haben würden, oder das Eis würde ihnen keine Hinderung in der Landung an der Küste gemacht haben, welche nach ihrer eigenen Erzählung nicht über ein oder zwey Meilen mehr von ihnen entfernet war.

* * *

XXXIII.

XXXIII.

Fortsetzung der unpartheyischen und kurzgefaßten Nachricht von dem Ursprunge und Fortgange des gegenwärtigen Krieges.

(London Magaz. 1759. Sept. p. 459.)

So unzulänglich indessen ihre Verschanzung war, entschloß sich doch der Oberste, mit der unter seinem Befehl stehenden Mannschaft sich bis zum letzten Mann tapfer zu wehren. Sie tödteten auch in der That eine grosse Anzahl Feinde mit ihrem kleinen Gewehr, wiewohl sie selbst auch stark dabey einbüsseten, weil ihre Verschanzung nur ein schlechter Schutz für die Schüße der Belägerer war, als welche immer, ohne zu zielen, feuerten, und so viel möglich sich hinter den umherstehenden Bäumen hielten, indem man nicht Sorge getragen hatte, das Gehölze, so weit der Schuß reichete, niederzuhauen. Auch waren die Belagerten nicht vor dem Regen bedecket, sondern mußten in ihren Gräben stehen, welche

zuletzt

zuletzt halb voll Wasser wurden. Dennoch vertheidigten sie sich in diesem Zustande bis des Abends um acht Uhr; da endlich Herr Villier, wie er sahe, mit welchen verzweifelten Leuten er zu thun hatte, und wie viel Volks es ihm noch kosten dürfte, ihnen eine anständige Kapitulation anbot, welche um zwölf Uhr zu Stande kam. Da die Bedinge derselben sehr merkwürdig sind und zeigen, wie sehr die Franzosen sich haben angelegen seyn lassen, die Schuld des Krieges auf uns zu werfen, und die Welt zu überreden, daß wir der angreifende Theil wären, so will ich sie dem Leser hier vollständig mittheilen.

Kapitulation, welche von Herrn de Villier, Capitain und Befehlshaber der Fußvölker und Reuterey Sr. Allerchristl. Majest. bewilliget worden an denen Englischen Trouppen, welche sich itzo in dem Fort Necessity befinden, welches Fort auf des Königs Grund und Boden erbauet worden, den 3. Heumonat, Abends um 8. Uhr, 1754.

„Da unsere Absicht niemals gewesen ist, den „Frieden und das gute Verständniß, welches „zwischen den beyden in Freundschaft lebenden „Prinzen besteht, zu stören, sondern nur den „Meuchelmord zu rächen, welcher an einem unserer Officiers, der eine Citation überbrachte, wie

„aus

„aus dessen Schriften erhellet, begangen worden; „zugleich alle Etablissementen auf des Königs, mei„nes Herrn, Grund und Boden zu verhindern: so „sind wir in solcher Betrachtung willig, unsern „Schutz und Gewogenheit den in demselben Forte „befindlichen Engländern angedeihen zu lassen, „auf folgende Bedinge:

Art. 1. „Wir vergönnen dem Englischen Be„fehlshaber, daß er mit seiner ganzen Besatzung „ausziehen und friedlich nach seinem Lande zurück„kehren möge, und versprechen, daß ihnen von „uns Franzosen nicht das geringste Leid wiederfah„ren solle, auch desfalls die bey uns befindliche „Wilde, so viel in unserm Vermögen steht, im „Zaume zu halten.

2. „Es soll ihnen erlaubet seyn, bey ihrem Aus„zug alles, was ihnen zugehöret, mit sich zu neh„men, ausgenommen die Artillerie, welche wir „behalten.

3. „Wir bewilligen ihnen die Kriegsehre, daß „sie mit gerührter Trommel und brennenden Lun„ten ausmarschiren, um ihnen zu zeigen, daß wir „sie als Freunde behandeln.

4. „So bald die Artickel von beyden Seiten „unterzeichnet worden, muß die Englische Fahne abgenommen werden.

5. „Morgen mit anbrechendem Tage wird ein „französisches Detaschement einrücken, um die Eng„lische Besatzung abmarschiren zu lassen und von „dem Forte Besitz zu nehmen.

6. „Da die Engländer wenig Ochsen und Pfer„de haben, so wird ihnen erlaubet, ihre Güter zu „verwahren, und dieselbe wieder aufzusuchen, wenn „sie ihre Pferde werden angetroffen haben. Sie „mögen so viele Personen, als sie wollen, zu derselben Bewahrung zurück lassen, wenn sie ihr Ehrenwort von sich geben, daß sie in Zeit eines „Jahres, von dem heutigen Tage an gerechnet, „an keinem Gebäude dieses Orts, oder an irgend „einem Platze disseits des Gebirges arbeiten „wollen.

7. „Und da die Engländer einen Officier, 2. „Cadette und die mehresten Gefangene, welche „bey dem Meuchelmord des Herrn Jamonville „gemacht worden, in ihrer Gewalt haben, so sollen sie versprechen, dieselben mit sicherm Geleite „nach dem an dem Flusse Ohio liegenden Fort du „Gerne zurück zu senden. Zur Versicherung so„wohl dieses Artickels, als der ganzen Kapitulati„on, sollen die beyden Capitains, Herr Jacob „Vambram und Robert Stobo, als Geissel, „bis zur Ankunft obbemeldeter Canadier und Fran„zosen, zurückbleiben.

„Wir

„Wir verbinden uns unserer Seits, diese bey-
„de Officier mit einer Bedeckung sicher zurück zu
„senden, und erwarten unsere Franzosen längstens
„binnen 2. und 1. halben Monat. Diese Kapi-
„tulation ist doppelt ausgefertiget auf einem der
„Posten unserer Bloquade, an obbenanntem Tage.
de Villier.„

Aus dieser Kapitulation läßt sich auch ersehen, wie weit die Franzosen ihre Ansprüche ausdehnen: denn jezo behaupten sie, daß wir kein Recht haben, mit irgend einer Indianischen Nation zu handeln, vielweniger einen Pflanzort anzulegen jenseits der Atteganischen oder Apalachischen Gebirge. Man sollte in der That glauben, daß unsere Nation seit dem Utrechtischen Frieden im Schlafe oder bezaubert gewesen.

Ob dieses als eine Feindseligkeit an der einen oder andern Seite angesehen worden, kan ich nicht sagen. Unsere Commißarien, wenigstens der vornehmste derselben, Herr Shirley, hatte im vorhergehenden Jahre Paris verlassen, die Gesandsandten aber blieben an beyden Höfen, und wir führen vermittelst derselben noch immer fort über dem Vergleich zu handeln. Die Franzosen würden gewißlich diese Unterhandlungen gerne so lange fortgesetzet haben, als wir uns enthalten wollten, ihren Eingriffen, welche sie uns in Amerika

zu thun vorhatten, zu wehren, und so lange wir es ruhig ansehen wollten, daß sie in den an sich gerißenen Ländern sich immer mehr befestigten. Zu unserm Glücke aber verstand unsere Ohio-Gesellschaft sich so wohl mit einigen Ministern, daß keins von beyden ihnen vergönnet wurde. Das Land um das Fort du Quesne lag ihr am meisten am Herzen, und dies war wirklich ein sehr reizender Bißen. Aber einmal mußte dasselbe vorher von den Indianern gekauft werden, welches man bisher schien vergessen zu haben; und demnächst mußte es nun den Franzosen wieder entrissen werden. An das erste hatten uns die Indianer selbst erinnert: denn sie hatten über die obbemeldete Ausmessung des Landes durch Herrn Gißt öffentlich ihr Mißvergnügen bezeuget, und etliche von denen, die damals eben dies Land bewohneten, die vormals unsere Freunde, wo nicht unsere Unterthanen gewesen waren, verbanden sich nachher mit den Franzosen, und bezeigten sich sehr feindselig gegen uns. Was aber die Franzosen betrifft, so hatten dieselben uns durch empfindliche Gründe überzeuget, daß durch Unterhandlungen das Land nicht wieder zu erlangen wäre. Diese Vorfälle hatte man vorausgesehen: nachdem derhalben obbemeldete Befehle nach Virginien waren geschicket worden, entschloß man sich, etwas lebhaftere Maaßregeln zur Hand zu nehmen,

men, und durch einen Ankauff von den Indianern sich ein Recht zu dem Lande zu erwerben. Die gröſeste Schwierigkeit aber war, wie man unsere viele unterschiedene Kolonien dahin bringen könte, daß dieselben zur Ausführung muthiger Maaßregeln sich vereinigten: denn man konnte leicht gedenken, daß sie nicht alle willig seyn würden, einen Beytrag zu dem Gelde zu thun, wofür das Land von den Indianern sollte erkauffet werden, weil sie nie eine allgemeine Versammlung, noch eine gemeinschaftliche Casse gehabt hatten. Dem ungeachtet entschloß man sich doch, einen Versuch zu thun, ob beyde Schwierigkeiten zu überwinden stünden: und zu dem Ende wurde bestimmet, daß eine allgemeine Versammlung der Statthalter und vornehmsten Einwohner der mehresten Kolonien in diesem Sommer zu Albanien sollte gehalten, und dazu die Iroquesen, oder, wie wir sie nennen, die sechs Nationen, eingeladen werden.

Bey dieser Zusammenkunft stelleten sich auch etliche Abgeordnete der nordlichen Irokesen ein, aber keine von denen Nationen, welche an den Ufern des Ohio wohnen, und ich habe auch nicht erfahren, daß diese dazu eingeladen worden, wie nöthig solches auch gewesen, da die Verbindung der Indianischen Nationen unter einander sehr veränderlich und ungewiß ist. Dem unge-

achtet wollten unsere Commissarien mit denen Indianischen Häuptern, welche erschienen waren, einen Traktat errichten, kraft dessen ein ungeheurer Strich Landes erkauffet wurde, welcher von den westlichen Sitzplätzen Pensylvaniens bis an den See Erie reichete; sodenn längst der Küste dieses Sees westwerts, jenseits aller französischen Festungen und Indianischen Sitzplätzen am Flusse Ohio, und von dannen südwerts bis an die nordlichen Grenzen von Virginien und Maryland sich erstreckete. Man rechnete, daß derselbe ungefehr sieben Millionen Quadrat Morgen Landes, mithin mehr als Yorkshire, Durham, Northumberland, Cumberland, Westmarland und Lankashire ausmachen, in sich begriffe. Was dieses trefliche Stück kosten und wer es bezahlen sollen, ist nicht bekannt worden: indessen wurden die Häupter der Indianer, welche gegenwärtig waren, durch verschiedene Mittel gewonnen, daß sie den Traktat schlossen. Doch derselbe hatte, eben wie ein französischer Traktat, nichts zu bedeuten. Denn die Nationen eben dieser Häupter wollten das, was sie geschlossen hatten, nicht genehm halten; ja die Delawarischen und Shawanesischen Indianer, welche dazumal an den Ufern des Ohio wohneten, weigerten sich nicht allein, diesen Traktat zu bestätigen, sondern nahmen daher auch Anlaß, sich mit den Franzosen zu verbinden und den Engländern den Krieg anzukündigen.

Diese

Diese Nationen hatten wirklich schon vordem einigen Grund gehabt, über unsere Landesleute zu klagen. Denn man hatte sie aus ihren Sitzplätzen in Neuyork und Pensylvanien vertrieben, auf eine Art, welche vielleicht nicht allerdings sich rechtfertigen läßt. Wenigstens stunden sie in diesen Gedanken, indem sie sich öffentlich darüber beschweret hatten, daß man sie durch Betrug und Schelmerey um das Ihrige gebracht hätte. Dem ungeachtet waren sie im Jahre 1753. geneigt, sich in einen Traktat mit uns einzulaßen, und sandten wirklich eine ordentliche Gesandschaft beydes nach Virginien und Pensylvanien, um sich unsern Beystand gegen die Franzosen zu erbitten. Allein der Traktat von Albanien, welchen man geschlossen hatte, ohne sie einmal zu der Zusammenkunft einzuladen, unangesehen uns dadurch eben das Land, welches sie bewohneten, überlassen wurde, befestigte sie in der Meinung, welche die Franzosen ihnen sorgfältig beygebracht hatten: sie, die Franzosen, begehrten nichts weiter, als ein paar Schanzen, zur Sicherheit ihrer Handlung in ihrem Lande anzulegen; da hergegen die Engländer sich nicht eher zufrieden geben würden, als bis sie sie ganz aus dem Lande vertrieben, und dasselbe mit ihren Leuten bevölkert hätten. Dies machte es nachher den Franzosen sehr leicht, diese Nationen zu einem offenbaren Friedensbruch mit uns zu be-

wegen; ja auch die andern Irokesischen Nationen schienen nicht mehr so eifrig uns zugethan zu seyn, als sie vorhin gewesen waren. Denn sie beschwereten sich unter einander, daß wir in unsern vorigen Kriegen mit Frankreich sie beredet hätten, auch den Krieg zu erklären, aber in unsern Friedensverträgen uns nicht um sie bekümmert, sondern ihnen die Sorge überlassen hätten, ihren Frieden mit Frankreich zu machen, so gut sie könnten. Auf diese Gedanken würden sie nicht gekommen seyn, wenn jemand von unsern Statthaltern in Amerika sich die Mühe gegeben hätte, ihnen die Sache recht zu erklären; und in der Absicht wäre zu wünschen gewesen, daß das Wort Bundesgenossen oder Hülfsvölker dem ersten Artickel des letzten Achener Friedens wäre einverleibet worden.

Bey dieser Zusammenkunft in Albanien waren die Abgeordneten einhellig der Meinung, daß eine Vereinigung aller Brittischen Kolonien schlechterdings nothwendig geworden wäre; und man sagte, daß ein Entwurf davon gemacht wäre, welcher den Gliedern einer jeden Provinz sollte vorgeleget werden. Ist aber ein dergleichen Entwurf je gemacht worden, so hat man doch nicht vernommen, daß er von irgend einer unserer Kolonien angenommen worden; und ich glaube auch, daß derselbe

selbe nicht anders als durch eine Acte des Großbritannischen Parlaments zum Stande kommen könne. In dieser feyerlichen Versammlung wurde also nichts weiter ausgerichtet, als daß man den berüchtigten Traktat schloß, worinn wir eine Indianische Landschaft kauften von denen, die kein Recht hatten, dieselbe zu verkauffen. Dieses aber hatte, wie man sich leicht hätte vorstellen können, sehr schlimme Folgen, und was den vorgeschlagenen Vereinigungsplan betrift, so wurde gar nichts aus demselben. Die Franzosen blieben während dieses ganzen Jahres in dem ruhigen Besitz aller an sich gerissenen Länder; unsere Kolonie zu Halifax in Neuschottland wurde nach wie vor fast täglich von den französischgesinnten Indianern und den rebellischen französischen Einwohnern beunruhiget; und ob schon einige französische Indianer in Neu-Hampshire eingefallen waren und einige Leute getödtet hatten, so finde ich doch nicht, daß eine von den übrigen Kolonien sich im geringsten darum bekümmert habe.

Ungeachtet aller dieser französischen Eingriffe und Feindseligkeiten schien es, daß wir die Hofnung noch nicht aufgegeben hätten, alle Irrungen durch freundschaftliche Unterhandlungn beyzulegen. Denn wir riefen eben so wenig unsern Gesandten, den Grafen von Albemarle, von Paris zurücke, als wir den

französischen Gesandten von hier gehen hiessen. Jener wurde inzwischen durch einen höhern Befehl abgelöset: denn er starb in Paris den 22. Christmonats 1754. Wir würden in beyder Absicht klug gehandelt haben, wenn wir den Anfang gemacht hätten, durch Vermehrung unserer Land- und Seemacht uns zum Kriege zu rüsten. Denn Nationen müssen, eben wie Privatpersonen, nicht eher die Zähne weisen, bis sie im Stande sind zu beissen. Dies würde vielleicht das beste Mittel gewesen seyn, unsern Unterhandlungen Nachdruck zu geben; indem die französischen Minister, wo sie noch ein Bischen gesunde Vernunft hatten, zu der Zeit sich nichts anders, als einen offenbaren Friedensbruch mit uns vorstellen konnten. Sie verließen sich aber darauf, daß ihre Landmacht stärker war, und es uns unmöglich seyn würde, eine hinlängliche Allianz zur Beschirmung Sr. Majest. Deutschen Länder zum Stande zu bringen. In dieser Hofnung, welche sie für wohl gegründet hielten, fiengen sie schon im Anfange des Jahres 1755. oder vielmehr kurz vor dem Ende des 1754. Jahres an, ein starkes Geschwader Kriegsschiffe und viele Transportschiffe zur Ueberbringung der Trouppen nach America in Bereitschaft zu halten, um die gemachten Eingriffe zu behaupten, ja muthmaßlich noch grössere und wichtigere zu machen. Gleichwie man aber für der französischen Macht,

unter

unter der blossen Gewähr des französischen Glaubens, nicht sicher ist, so faßeten unsre Minister den weisen Entschluß, daß dieses französische Geschwader von einem Englischen sollte begleitet oder bald gefolget werden. Zu dem Ende ergieng den 23. Jenner eine Proclamation, die Seeleute zu ermuntern, um auf Sr. Majestät Kriegsschiffen, von welchen dazumal viele in Commißion gegeben waren, freywillig Dienste zu nehmen. Durch diese Proclamation wurden 30. Sch. Handgeld einem jeden geschickten Seemann zwischen 20. und 50. Jahren, und 20. Sch. einem jeden Matrosen, der sich freywillig anwerben ließe, versprochen. Es wurde aber keinem Soldaten Handgeld angeboten, gerade als ob ein Soldat am Boord eines Kriegsschiffes in keiner Station einige Dienste leisten könnte. Beyden aber wurde nur eine sehr kurze Bedenkzeit gegönnet: denn in derselben Nacht fieng man schon eine hitzige Pressung der Seeleute unterhalb der Brücke an, und des folgenden Tages wurden allenthalben in und um London Soldaten geworben, um damit die Wachtschiffe zu bemannen, statt der Seeleute, welche auf die Schiffe, die in Commißion gegeben waren, und Befehl bekommen hatten, sich in aller Eil fertig zu machen, sollten übergebracht werden. In dieser Methode Leute zu pressen hat die Gewohnheit einen grossen Unterscheid zwischen Land- und See-

leuten

leuten eingeführet. Denn kein Soldat darf gepresset werden, oder er muß gewissermassen unter die Landstreicher können gerechnet werden; ein Seemann aber kan gepresset werden, ungeachtet er unstreitig seßhaft ist und um sein Brodt arbeitet, und er muß dienen, wenn er anderst nicht das Recht hat, seine Stimme zu den Parlamentswahlen zu geben, so gar, wenn er auch von einer ost- oder westindischen Reise zu Hause gekommen und noch nicht an Land getreten, und das Geschwader, welches man ausrüstet, etwa für die Ostsee oder den Meerbusen von St. Lorenz bestimmet wäre.

Ungefehr zu derselben Zeit fieng man auch in allen übrigen Häfen stark zu pressen an: bey dem allen aber hielte es sehr schwer, alle benöthigte Schiffe zu bemannen, weil nicht allein eine Flotte zu besetzen war, die hinlänglich wäre, der französischen nach Amerika zu folgen, sondern auch noch eine andere, welche derjenigen, die die Franzosen ausrüsten möchten, die Waage halten könte, um unsere Küsten gegen irgend einen unvermutheten Angriff zu schützen. Denn alle Welt weiß, daß die Franzosen, wenn sie einen feindlichen Einfall ins Land ihrer Nachbarn vorhaben, sich solches niemalen merken lassen, sondern allezeit eine ganz andere Ursache ihrer Kriegsrüstungen vorwenden,

wenden, als diejenige ist, womit sie wirklich schwanger gehen.

Diese Schwierigkeit, Volk zu bekommen, gab Anlaß, daß den 8. des folgenden Monats eine neue Proclamation ergieng, kraft welcher alle Schifspiloten, Seeleute, Matrosen, Schifszimmerleute und andere Seefahrende Personen, die Sr. Majest. geborne Unterthanen wären, aus den Diensten aller fremden Fürsten und Staaten zurück berufen, und solchen Personen verboten wurde, in Privatdienste zu treten. Durch dieselbe wurde auch das Handgeld für einen jeden geschickten Seemann auf 3. Pf. und für einen ordentlichen Matrosen auf 40. Sch. erhöhet, und 40. Sch. demjenigen versprochen, der einen geschickten Seemann, 30. Sch. aber dem, der einen ordentlichen Matrosen, welcher sich versteckt hätte, entdecken würde, wenn ein solcher Seemann durch einen Werbofficier in Sr. Majest. Diensten wirklich genommen würde. Dies war ein neues und zugleich das beste Mittel, welches nur konte erdacht werden. Denn wenn man eine Pressung vermuthet, so begeben sich viele Matrosen auf das Land, oder verstecken sich in den Schenken, Bierkellern, Krämerbuden und dergleichen Oertern so lange, bis die Pressung vorüber ist; jenes Mittel aber mußte in ihnen Mißtrauen und die Furcht erwecken, daß

die

die versprochene Belohnung die Leute, bey welchen sie sich verborgen hielten, reitzen würde, sie zu entdecken und zu verrathen. Das konnte also viele Matrosen bewegen, sich freywillig anzugeben und Dienste zu nehmen.

Das Volk war von der Gefahr, welcher unser Handel und unsere Pflanzörter ausgesetzet war, so sehr überzeuget, und zur Unterstützung unserer Regierung so eifrig, daß, ausser jenen öffentlichen Belohnungen, viele unserer Seestädte noch ein besonderes Handgeld einem jeden Seemann, der sich in ihren Häfen freywillig anwerben lassen würde, aus ihren Mitteln überher zu geben versprachen. Dem allen aber ungeachtet währete es eine geraume Zeit, ehe wir so viele Kriegsschiffe, als wir dazumal nöthig erachteten, ausrüsten konnten. Dieses war etwas wunderbares, wenn man erwäget, daß wir am Ende des vorigen Krieges, noch im Jahre 1748. wenigstens 60000. Seeleute und Matrosen in Diensten der Regierung und der Kaper hatten, ohne die auf den Kauffahrteyschiffen, welche völlig besetzet waren, mitzurechnen. Welch eine Anzahl guter Seeleute müssen wir nicht in sieben Jahren verloren haben durch die unvorsichtigen, ja ich mag von einigen derselben sagen, grausamen Mittel, deren man sich am Ende des Krieges bediente, unsere Seeleute abzudanken! Diese Mittel

tel waren um so viel unverständiger, da die Friedensartickel von der Beschaffenheit waren, daß man müßte blind gewesen seyn, wenn man nicht vorausgesehen hätte, daß dieselben in wenig Jahren einen neuen Krieg nach sich ziehen würden, wo anderst der allmächtige Gott nicht durch ein Wunderwerk den Hof von Versailles verändern und desselben künftigen Ministern ganz andere politische Grundsätze einflößen würde, als die gewesen, welchen sie bisher gefolget sind.

Gleichwie Se. Majest. in Dero Rede an das Parlament bey dessen ersten Sitzung Sich sehr weislich in Acht genommen hatte, nicht den geringsten Wink von einem bevorstehenden Kriege, oder von der Nothwendigkeit der Kriegsrüstungen zu geben: so wurden von dem Parlamente für den Dienst des Jahres 1755. nicht mehr als 12000. Matrosen beliebet, oder für derselben Unterhaltung gesorget. Da aber schon lange vor dem Ende des Märzes eine viel grössere Anzahl in Dienste genommen war, so schickte Se. Majest. den 25. desselben Monats eine Botschaft an das Parlament, um demselben bekannt zu machen: „Der „Zustand der Sachen erfordere es, Ihre Land- „und Seemacht zu vermehren, und mehr andere „Maaßregeln zu ergreiffen, welche am geschickte„sten wären, die allgemeine Ruhe von Europa

„zu

„zu erhalten, und die Gerechtsame und Besitzun„gen Ihrer Krone in Amerika zu behaupten.„ Diese Botschaft zog die getreuesten Addressen beyder Häuser nach sich, und die Gemeinen bewilligten eine Million zu denen in der Botschaft bemeldeten Absichten, welches den Eifer unserer Kriegsrüstungen vermehrete. Und in der That, nichts wurde vergessen, was sich nur erdenken ließ, unsere Zurüstungen zur See zu beschleunigen. Eine sehr grosse Anzahl der schwersten Schiffe wurden in Commißion gegeben und in möglichster Geschwindigkeit ausgerüstet; und den 27. April segelte der Admiral Boscawen aus Plymouth mit eilf Schiffen von der Linie und einer Fregatte.

Was für Befehle er gehabt, ist bisher noch ein Geheimniß. Dieses ist gewiß, daß er Befehl gehabt, nach den Küsten von Nordamerika zu segeln; andere aber glauben noch immer, daß ihm bey seiner Absegelung nicht aufgetragen gewesen, die Flotte von Brest anzugreifen, sondern nur zu verhindern, daß dieselbe keine von unsern Pflanzörtern in jenem Welttheile angriffe: und sie geben diß zum Grunde ihrer Meinung an, daß wenn wir Vorhabens gewesen wären, die Brester Flotte anzugreifen, oder derselben Auslauffen zu verhindern, so hätten wir sie lieber in dem Hafen einschliessen, oder alsobald nach ihrem Auslaufen angreiffen

greiffen müssen, wo wir sie viel gewisser hätten antreffen können, als auf offenem Meere, oder in den nebelichten Seen von Nordamerika. Dem sey, wie ihm wolle, der Admiral segelte wenigstens nach den Nordseen von Amerika, und den 6ten May lief die französische Flotte ohne Hinderniß von Brest aus, unter den Befehlen des Herrn Macnamara, eines Irrländischen Edelmannes, welcher für den besten Seeofficier in französischen Diensten gehalten wurde.

Diese Flotte bestund aus 25. Schiffen von der Linie, einigen Fregatten und Transportschiffen, welche eine grosse Menge allerley Kriegsbedürfnisse und drey bis vier tausend Mann regulairer Truppen für Canada und Cap-Breton an Boord hatten, unter den Befehlen des Baron Dieskau, eines Deutschen, von welcher Nation auch verschiedene der unter seinem Commando stehenden Regimenter waren. Aber 10. von den Schiffen von der Linie waren, wie die Franzosen reden, en flute bewafnet, das ist, die Canonen des untersten Verdecks waren herausgenommen, um sie zugleich als Transportschiffe zu gebrauchen. Ungeachtet dieser Schwächung würde diese Flotte dem Geschwader des Admirals Boscawen doch viel zu stark gewesen seyn; und indem wir uns einbildeten, daß diese Schiffe mit einander für

Amerika bestimmet wären, so bekam Admiral Holbourne Befehl, das erstere Geschwader mit sechs Schiffen von der Linie und einer Fregatte zu verstärken, welcher den 16. May in der Absicht von Plymouth auslief. Es zeigte sich aber bald, daß wir die Mühe dieser Verstärkung hätten ersparen können. Denn Herr Macnamara trennete sich bald mit neun völlig bewafneten Schiffen von der Linie von den übrigen, ließ dieselbe ihren Weg fortsetzen, und kehrete, nachdem er eine Weile an den Küsten von Spanien und Frankreich gekreutzet hatte, nach dem Hafen von Brest zurück.

Während der Zeit setzte der andere Theil des Geschwaders, unter den Befehlen des Herrn Bois de la Mothe, seinen Lauf nach Amerika fort, und kam mit allen Schiffen in Louisburg glücklich an, ausgenommen die Alcide von 64. Kanonen und 480. Mann, und die Lilje (Lis), welche auf 64. Kanonen gebohret, aber nur 22. führte, und 8. Compagnien Landtrouppen an Bord hatte. Diese beyde Schiffe, welche den 9. Brachmonat in einem Nebel von den übrigen abgekommen waren, stiessen des folgenden Tages auf der Höhe von Capo Race in Neuland auf den Dünkirchen, Kapit. itzt Lord Howe, und die Defiance, Capit. Andrews, zwey Schiffe von 60. Kanonen, von der Flotte des Admirals Boscawen,

und

und wurden nach einem Gefechte von etwa 5. Stunden erobert. Dies scheinet zu beweisen, daß der Admiral Befehl gehabt habe, die französische Flotte, wo er sie auch anträffe, anzugreiffen. Hatte er solche Befehle, so war es sein Glück, daß er dieselbe nicht, ehe sie sich von Macnamara getrennet, angetroffen: denn der Admiral Holbourne kam nicht eher als den 21. desselben Monats bey ihn; so daß unsere beyde Geschwader hätten können geschlagen werden, wenn die französische Flotte sich zusammen gehalten, und das eine nach dem andern angegriffen hätte. Doch diese würde hinwiederum Gefahr gelauffen haben, dasselbe Schicksal anzutreffen, wenn sie, wie die mehresten Schiffe vermuthlich würden gethan haben, gerades Weges nach Brest zurückgekehret wären. Denn den 21. Heumonat lief der Ritter Edw. Hawke von Portsmouth aus, um in dem Meerbusen von Biscaien mit einem starken Geschwader von der Linie, und einigen Fregatten zu kreuzen.

Zwar haben besondere Briefe aus Admirals Boscawen Flotte gemeldet, daß Cap. Howe, bevor er die zwey französischen Schiffe angegriffen, von denselben verlanget, daß sie der Brittischen Flagge, durch Niederlassung der ihrigen, die gewöhnliche Ehrerbietigkeit bezeigen sollten, und dieselbe, nachdem sie sich dessen geweigert, angegrif-

fen und genommen habe; allein wo der Admiral Befehl gehabt, diese Ehrerbietigkeit von allen Schiffen, die ihm auf dem Meere begegnen würden, zu fodern, und alle, die sich dessen weigern würden, anzugreifen, in Grund zu bohren oder aufzubringen; so war solches eben so viel, als ob er einen klaren und ausdrücklichen Befehl bekommen hätte, sie als Feinde der Krone und der Königreiche von Grosbritannien anzugreifen, weil die Franzosen sich zu dieser Ehrbeweisung gegen die Brittische Flagge nie herunter gelassen, als nur allein unter der Regierung der Königin Elisabeth, wie König Heinrich IV. in Frankreich durch die Noth getrieben wurde, ihren Beystand wider die Ligue auf alle Bedinge, die sie nur verlangte, zu erkaufen. Denn bey solchen Gelegenheiten sorgete die weise Königin mit aller Aufmerksamkeit beydes für die Ehre und den Nutzen ihres Reichs.

Es ist derohalben wohl nicht zu zweifeln, daß der Admiral nicht sollte uneingeschränkte oder unbedingte Befehle gehabt haben, das französische Geschwader anzugreiffen: und dieses wird durch dasjenige, was zur selbigen Zeit auf dem festen Lande von Amerika vorgieng, bestätiget. Bald nach dem Anfange dieses 1755. Jahres machte die Versammlung von Massachusets-Bay in Neu-England, welche bey einem anscheinenden Kriege mit Frank-

Frankreich nicht zu schlafen pflegt, eine Verordnung, wodurch alle Gemeinschaft mit den Franzosen zu Louisburg verboten wurde, und warb schon im Anfange des Frühlings einige Trouppen an, welche nach Neuschottland übergebracht wurden, um dem Statthalter Lawrence in Vertreibung der Franzosen aus allen in dieser Provinz an sich gerissenen Ländern beyzustehen. Zu diesem Ende schickte der Statthalter am Ende des May einen starken Haufen Trouppen, unter den Befehlen des Obristlieut. Moncton, aus, und es wurden etliche Fregatten unter dem Capitain Rous den Meerbusen von Fundy hinauf gesandt, um jenen zu Wasser beyzustehen. Wie die Trouppen an den Fluß Massaguash kamen, ward ihnen der Uebergang durch eine grosse Anzahl regulairer Trouppen rebellischer Franzosen und Indianer verwehret, von welchen 450. sich in ein Blockhaus geworfen, und das jenseitige Ufer mit Kanonen bepflanzet, die übrigen aber sich in einer starken Brustwehre von Holz, die eine Art des Aussenwerks des Blockhauses war, gesetzet hatten. Allein unsere Völker griffen die Brustwehre so herzhaft an, daß der Feind nach einer Stunde genöthiget wurde, die Flucht zu nehmen, und sie in dem Besitze der Brustwehre zu lassen, worauf die Besatzung sich aus dem Blockhause herauszog, und ihnen einen freyen Uebergang des Flusses gestat-

tete. Von hier marschirte unsere kleine Armee weiter und belagerte das französische Fort Beau-Sejour den 12. Brachmonat, welches sie mit solcher Heftigkeit und so glücklicher Wirkung beschoß, daß die Besatzung es rathsam fand, den 16. zu kapituliren, obschon sie 26. Kanonen und Ueberfluß an Kriegsvorrath in der Festung hatte. Die Bedinge, welche sie erlangeten, waren, daß die regulairen Trouppen sollten nach Louisburg gebracht werden, aber während sechs Monaten in Amerika nicht dienen; die französischen Einwohner aber Pardon erhalten, weil sie waren gezwungen worden, wider die Engländer zu dienen. Dieser Festung gab Obrist Moncton den Namen Cumberland, welcher des folgenden Tages das andere französische Fort an dem in den grünen Meerbusen lauffenden Fluße Gaspereau angriff und eroberte, weil dasselbe das vornehmste Magazin war, woraus die Indianer und rebellischen französischen Einwohner mit Waffen, Pulver und allen andern Bedürfnissen versehen wurden. Der Obriste hatte hierauf vor, auf das neue französische Fort am Einflusse des St. John loszugehen und sich desselben zu bemächtigen; allein die Franzosen überhoben ihn der Mühe, indem sie den Ort verliessen, nachdem sie alle daselbst neuangelegte Werke, so viel die Zeit ihnen erlaubete, geschleiffet hatten. In diesem ganzen Feldzug, wodurch

durch unsere Colonie in Neuschottland für allen weitern Beunruhigungen in Sicherheit gesetzet wurde, hatten wir nicht mehr als 20. Mann Todte und ungefehr so viel Verwundete.

(London Magaz. 1759. Oct. S. 529.)

Ungefehr um dieselbe Zeit, da man diese Anstalten in Neu-England machte, um die Franzosen in Neuschottland anzufallen, wurden auch in Virginien Vorkehrungen gemacht, sie an dem Ohio anzufallen. Es wurde ein Lager abgestochen und ein Fort zu Willscrenk gebauet, welchem man ebenfalls den Namen Cumberland gab. Und am 14ten des Jenners im Jahr 1755. segelte der Generalmajor Braddock mit den beyden Regimentern Fußvölkern des Obersten Dunbar und Haket von Cork in Irland nach Virginien ab, und kam mit ihnen daselbst vor dem Ende des Hornung behalten an. Es hätte also dieser General frühzeitig den Feldzug eröfnen können, wenn diejenigen, welche auf sich genommen, die Armee mit Lebensmitteln und Fuhrwerk zu versorgen, ihrer Pflicht ein Genügen geleistet; allein hieran mangelte es: denn wie die Armee ins Feld rücken wollte, so fand sich, daß weder hinlängliche Magazins noch eine gnugsame Anzahl von Fuhren angelegt, oder in Bereitschaft wären.

Jedermann, dem nur einigermassen unsere Colonien bekannt waren, hatte diesen Mangel vorhergesehen und gesaget. Denn die Einwohner von Virginien denken an nichts, als um Toback zu bauen, aber es hat nicht so viel Korn, als hinlänglich wäre, die Einwohner zu ernähren. Und weil die Beschaffenheit des Landes so ist, daß man alles zu Schiffe gut fortbringen kan, so haben sie daselbst wenig Fuhrwerk oder Lasttragende Thiere. Hergegen in Pensylvanien wächst ungemein viel Korn, und dieses und andere Lebensmittel sind die vornehmsten Produkten des Landes. Und da sie nur wenig zu Schiffe fortbringen können, vornemlich in den westlichen Theilen desselben, so haben sie eine grosse Menge Fuhrwerk und Lastthiere. Aus dieser Ursach sagten alle diejenigen, so einige Einsicht von der Beschaffenheit unserer Colonien hatten, daß die Trouppen hätten in Pensylvanien landen müssen, und daß man bey Franksstadt oder an einem andern Orte auf der südwestlichen Grenze der Provinz ein Lager hätte abstechen müssen, und daß der Contrakt mit den vornehmsten Eigenthümern dieser Provinz hätte müssen geschlossen werden, weil sie solchen leicht hätten erfüllen können. Dieses konnten aber die Herren der Virginischen Plantagen, noch einige, die mit ihnen in gewisser Verbindung standen, nicht leicht zuwege bringen: denn sie konnten vorerst dasjenige,

ge, was sie gebrauchten, weder in Virginien noch in Maryland bekommen, und vors zweyte hielten die Einwohner von Pensylvanien aus Neid, Eifersucht und Rache ihre Fuhren und Lebensmittel so hoch, daß die Virginischen Unternehmers keinen Vortheil dabey befanden, sie ihnen abzuhandeln.

Eine andere Sache, die einige Aufmerksamkeit verdiente, und welche gewiß sehr wichtig war, bestand darinn, daß von Franksstadt oder von der Gegend da herum bis zu dem Fort du Quesne nur 80. Meilen sind, da hingegen von Willscrenk man 130. Meilen bis zu dem Fort hat; und der Weg von jenem Orte dahin ist eben so gut als von diesem. Allein die Herren, die so urtheilten, bedachten nicht, daß Contrakte, wegen der Versorgung unserer Trouppen jenseits der See, sehr fette Braten sind, und daß daher von den Ministern solche Contrakte mit ihren größten Günstlingen pflegen geschlossen zu werden. Wir müssen uns daher nicht wundern, wenn die Herren der Plantagen in Virginien, oder diejenigen, so mit ihnen in Verbindung stehen, in grösserer Gunst bey den Ministern gestanden, als die aus Pensylvanien, daß dieser Grund alle andere überwogen.

Was nun aber die Ursache auch seyn mag, so verzögerte doch der oben gedachte Mangel den Marsch unserer Trouppen einige Wochen lang,

und würde wahrscheinlicher Weise unsere ganze Unternehmung vor dem Sommer gehindert haben, wenn man nicht ein Mittel gefunden, mit einigen Herren in Pensylvanien einen neuen Vertrag in aller Geschwindigkeit zu schliessen. Allein der Fehler, den wir in der Auswahl der Lieferanten machten, war nicht der einzige, den wir begiengen. Denn es wurde von manchen Officieren gesagt, daß wir einen eben so grossen, und wie die Erfahrung nachher gelehret hat, einen weit gefährlichern Irrthum in Ansehung der Wahl eines Oberbefehlshabers begangen haben. Es war zwar der Generalmajor Braddock ein Mann, an dessen Muthe niemand zweifelte, der alle Kleinigkeiten der Kriegsübung aufs genaueste kannte, und von Jugend auf unter der Guarde gedienet, aber diese Kriegsschule war zu regelmäßig, als daß er in derselben einigen Begriff von einer amerikanischen Expedition durch Wälder, Wüsteneyen und Moräste hätte erlangen können. Ueberdem war er von Natur so hochmüthig, daß er nach anderer Meinung nicht fragte, noch solchen zu folgen pflegte; wozu noch kam, daß er, was die Kriegszucht betraf, so scharf und strenge war, daß er niemals von den Soldaten, so unter ihm stunden, geliebet wurde. Es zeigten sich auch die Wirkungen sowohl seines Temperaments als Erziehung gar bald in seinem Betragen. Denn er verachtete

die

die Landmiliz, weil sie nicht mit eben der Geschwindigkeit, als ein Regiment von der Guarde im Hyde-Park zu thun gewohnt ist, ihre Handgriffe zu machen wusten. Den Indianern begegnete er mit so vielem Stolze, daß sehr viele ihn verliessen; ja er wollte nie ihrem, noch eines andern ihm untergebenen Officiers Rathe folgen. Ja er vergaß so gar die ihm von dem Herzog von Cumberland gegebene und so oft wiederholte Warnung: Sich vor allen Dingen vor Ueberrumpelungen und Hinterlist in acht zu nehmen.

Bey diesen nicht vortheilhaft anscheinenden Umständen setzte sich der General am 10ten des Brachmonats an der Spitze von 2200. Mann in Marsch, um nach denen Wiesen zu gehen, wo der Obriste Washington, (wie oben angezeiget ist) geschlagen wurde. Wie er daselbst ankam, so vernahm er, daß die Franzosen bey dem Fort du Quesne eine Verstärkung von 500. Mann regulirter Truppen erwarteten. Er begab sich also gleich darauf auf den Marsch, und damit solcher desto geschwinder gienge, so ließ er den Obersten Dunbar mit 800. Mann zurück, damit dieser die Kriegs- und Lebensmittel und schwere Bagage so geschwind, als es die Umstände zuliessen, besorgen und wegbringen möchte, und gieng mit den übrigen 1400.

Mann,

Mann, 10. Kanonen und der nöthigen Provision und Ammunition weiter fort. Ja er marschirte mit einer solchen Geschwindigkeit, daß er sich die wenigste Zeit die Mühe nahm, die Wälder oder Gesträuche, wo er durch mußte, vorher zu verkundschaften, und man hätte gedenken sollen, daß er glaubte, je näher er zum Feinde käme, je weiter wäre er von der Gefahr entfernet.

Am 8ten des Heumonats hatte er sein Lager ungefehr 10. Meilen vom Fort du Quesne aufgeschlagen. Ob nun aber gleich damals der Oberste Dunbar nur 40. Meilen mehr zurück war, so trat doch der General des folgenden Tages den Marsch wieder an. Aber da er gar keine Nachricht von der Stellung und Anstalten des Feindes eingezogen, und mit der vorigen Sorglosigkeit durch die Wälder und kleine Büsche marschirte, so wurde seine kleine Armee gegen den Mittag sowohl von vorn, als längst der ganzen linken Flanque von einem unsichtbaren Feinde, der sich hinter Büsche und Sträuche verstecket hatte, auf einmal durch ein allgemeines Feuer angefallen. Die Feinde hatten mit vieler List die ganze Armee in den engen Weg einrücken lassen, ehe sie auf selbige feuerten. Auf diese Salve wichen die Vortrouppen bis an das Mittel der Armee zurück, und alle wurden dadurch ins größeste Schrecken versetzt und geriethen

then in die äusserste Verwirrung. Der General und die andern Officiers thaten alles, was sie nur konnten, um die Trouppen wieder in Ordnung zu bringen, aber es war alles umsonst: denn es waren viele Officiers, und unter denen der Oberste Halket, gleich beym ersten Feuer gefallen. Die Indianer nemlich schießen sehr gut, und zielen vornemlich auf die Officiers, deswegen müßten billig die Officiers in den Kriegen mit den Amerikanern keine sie unterscheidende Kleider oder andere Zeichen tragen, welche man, so weit man mit einer Flinte treffen kan, sehen und erkennen könte.

Zuletzt empfieng der General selbst, dem schon fünf Pferde unter dem Leibe todt geschossen waren, eine Flintenkugel durch den rechten Arm in die Brust, an welcher Wunde er am 4ten Tage starb, nachdem er von einigen seiner Officier vom Schlachtfelde war getragen worden. Sobald als er verwundet war, entstand eine so grosse Verwirrung, die zu einer gänzlichen und unordentlichen Flucht wurde, obgleich kein Feind sich sehen ließ, oder Mine machte, sie anzugreifen. Sie liessen alle ihr Geschütz, Ammunition und Bagage dem Feinde zur Beute zurück. Unter andern befand sich auch dabey die Kriegscanzley mit allen Briefschaften und Verhaltungsbefehlen des Generals, deren sich nachher der französische Hof sehr wohl bey seinen

gedruck-

gedruckten Memorialen und Manifesten bedienete. Am meisten aber mußte man darüber sich wundern, daß die Landmiliz, die der General so verächtlich gehalten und solche beständig im Hintertreffen marschiren lassen, weit unerschrockener gewesen, und mehr Ordnung beybehalten, als die regulirte Völker, ungeachtet sie doch das feindliche Feuer so heftig als die übrigen getroffen hatte. Dieses kam wahrscheinlicher Weise daher, daß sie mit der Indianer Manier zu fechten bekannt waren, und deshalb, da sie des Generals sorglose Art zu marschiren sahen, sich es vermuthen waren, daß sie in einen solchen Hinterhalt fallen würden. Was aber auch die Ursache davon war, so blieben sie in einem ordentlichen Corps beysammen, und dienten nun in der That zu einem sehr nützlichen Hintertreffen, das den Rückzug der regulirten Völker deckte. Solches hat vielleicht den Feind verhindert, aus seinen Verschanzungen hervorzukommen und die Unsrigen auf ihrer Flucht zu verfolgen.

Man rechnete unsern Verlust bey diesem unglücklichen Vorfalle auf 700. Mann an Todten und Verwundeten, worunter viele Officiers sich befanden, deren Anzahl weit grösser war, als solche sich in den heutigen Treffen gemeiniglich beläuft. Wie groß die Einbusse des Feindes an Mannschaft gewesen, oder was er sonst vor Verlust erlitten,

konnte

konnte beydes nicht einmal muthmaßlich angegeben werden. Die Franzosen liessen nachher ausgehen, daß sie nicht über 400. Mann, mehrentheils Indianer, stark gewesen, und daß ihr Verlust nicht beträchtlich sey, welches auch vermuthlich sich so verhielte. Denn sie hielten sich hinter den Bäumen verstecket, woselbst sie mit sehr weniger Gefahr das Gewehr luden und abfeuerten. Unser Verlust aber war so ansehnlich und der Schrecken dauerte so lange bey den Soldaten, daß sie nicht eher zum Stillstande kamen, als bis sie ihr Hintertreffen erreichet hatten. Ja an statt sich damals wieder zu erholen, steckten sie auch diese Trouppen mit derselben Furcht an, dergestalt, daß die ganze Armee sich ohne Aufenthalt zurückzog, bis sie an das Fort Cumberland kam. Der Feind that nicht einmal einen Versuch, sie zu verfolgen, noch erschien beydes in der Schlacht und nach der Niederlage im freyen Felde: daher der Sieg vielleicht einer der ausserordentlichsten war, die jemals erhalten worden, so wie die Flucht eine der weitesten, die je geschehen seyn mag. Denn diese Flucht, oder wie wir solche itzt nennen können, dieses Zurückziehen hatte selbst bey dem Forte Cumberland noch kein Ende.

Die Unsrigen hätten sich bey diesem Orte den Ueberrest des Sommers hindurch vor dem Winter

ter so gut verstärken, und sich mit allen zu ihrer Vertheidigung nöthigen Sachen so wohl versehen, auch für ihre Verwundete Sorge tragen können, daß es den Franzosen unmöglich gefallen seyn würde, nur daran zu denken, sie anzugreiffen und von dannen zu vertreiben. In dieser Stellung hätten sie die Franzosen und ihre kopfschindende Indianer von so manchen Streifereyen abhalten können, welche dieselben in dem folgenden Winter an den westlichen Grenzen von Virginien und Pensylvanien verübeten, besonders wenn man dafür gesorget hätte, daß von dem Forte Cumberland nordwärts längst dem Alleganischen Gebirge ein Weg gemacht worden wäre. Wenn also diese Völker bey dem Forte Cumberland oder sonst irgendwo an der westlichen Grenze von Pensylvanien geblieben wären, so hätten sie in diesem Sommer und dem folgenden Winter einige Dienste leisten können. Jedoch der Oberste Dunbar ließ die Kranken und Verwundeten im Forte Cumberland unter der Bedeckung von 2. Compagnien Landmiliz, die er daselbst zur Besatzung einlegte, zurück, und zog sich mit ungefehr 1600 Mann nach Philadelphia, woselbst die Völker gegen den Feind unmittelbar nicht zu gebrauchen waren. Sie bekamen aber auch von dem General Shirley, der das Ober Commando der Trouppen in Amerika nach dem Tode des Generalmajor Braddock erhalten, den Befehl, sich

von

von Philadelphia weg und nach Neuyork zu begeben.

Virginia, Maryland und Pensylvanien mußten solchergestalt auf ihre Sicherheit selbst bedacht seyn, wozu sie auch in der That Anstalten gemacht haben würden, wenn ihre Rathsversammlungen vereiniget gewesen wären, und dafür gesorget worden, daß den üblen Folgen der Streitigkeiten zwischen den Gouverneurs und den Rathsversammlungen, vermittelst einer vorläufigen blos zu Kriegszeiten gültigen Parlamentsacte, vorgebeuget wäre. Da man aber hieran nicht gedacht hatte, so konnte die mächtigste dieser drey Provinzen, Pensylvanien, weder zu ihrer eigenen Sicherheit, noch zum Beystand ihrer Nachbarn, das geringste ausrichten. Dieses rührte von den Streitigkeiten des Gouverneurs mit der Rathsversammlung, oder vielmehr von den Zänkereyen her, die unter den Einwohnern und Eigenthümern oder Lehnsherren entstanden waren. Denn diese Provinz gehöret noch den Erben des Ritters Wilhelm Pen, welchem solche die Krone ursprünglich geschenket hatte, und diese bestellen auch noch mit Genehmigung der Krone den Gouverneur, auch kan ohne Einwilligung derselben keine Bill die Kraft eines Gesetzes erhalten. Die Rathsversammlung sahe wohl ein, daß die damalige gefährliche Umstände der Provinz

ganz nothwendig erforderten, eine beständige Kriegesmacht zu unterhalten, und einige Forts, um die westlichen Grenzen zu decken, zu errichten, und daß zu Bestreitung der Kosten Gelder aufgenommen werden müßten. In dieser Absicht genehmigten sie eine Bill zur Aufnahme von 50000. Pf. Sterling, eine in Betrachtung des Reichthums der Provinz, und derselben weitläuftigen Umfangs, gewiß kleine und lächerliche Summe. Aber auch diese konte man nicht einmal erhalten. Denn da sich die Rathsversammlung angemasset hatte, in ihrer Bill die eigenthümlichen Güter mit den Gütern der Einwohner gleich zu schätzen, so wollte der Gouverneur, der Verhaltungsbefehle hatte, nicht einzugehen, daß man die Eigenthümer einiger neuen Taxe unterwürfe, durchaus nicht darein willigen. Hingegen weigerte sich die Rathsverlung, die vornemlich aus Mitgliedern bestand, die in den östlichen oder inneren Theilen der Provinz ihre Güter hatten, eben so hartnäckig, ihre Bill zu verändern.

Man hätte denken können, daß der Gouverneur bey so dringender Noth es gewaget haben würde, die Bill unter der Protestation, daß solche ins künftige den Gerechtsamen der Eigenthümer nicht nachtheilig sey, gut zu heissen; allein, da er sich nicht unterstand, so weit zu gehen, so ward die

Bill

Bill unkräftig und die Provinz ohne Vertheidigung gelassen. Dadurch litte nachher die Provinz sehr grossen Schaden. Viele der armen Einwohner an den westlichen Grenzen wurden zu Grunde gerichtet, und unter den Indianern wurde eine Geringschätzung gegen die Engländer und eine Hochachtung gegen die Franzosen verbreitet.

Jedoch in den mehresten unserer Kolonien in Norden von Pensylvanien war man etwas aufmerksamer und glücklicher in den Kriegeszurüstungen. In Neuyork folgte man dem Beyspiele von Neu-England, und verbot in einer Acte die Versendung von Lebensmitteln nach allen französischen Häfen oder Pflanzungen in Nordamerika, ingleichen nach allen Inseln, die daran grenzeten oder damit benachbart waren. Kraft einer andern Acte wurden 45000. Pf. Sterl. sowohl aus uneigenthümlichen Gütern als Einkünften gehoben, um die Colonie in Vertheidigungsstand zu setzen, und die Absichten des Königes wider seine Feinde in diesem Welttheile zu befördern. Dieses hieß zwar etwas gethan, aber lange nicht hinreichend zur Vertheidigung, da sie weit mehr als einige unserer anderen Kolonien einem französischen Einfalle von Crown-Point aus blos gestellet waren. In der That würden sie auch im Stande gewesen seyn, gnugsame Anstalten für ihre Sicherheit zu

machen, ohne den Beystand unserer andern Kolonien, die ihnen gegen Morgen lagen. Jedoch mit dieser Hülfe und unter der Bedeckung eines kleinen Corps regulirter Völker, das man, von dem Obristen Dunbar angeführet, erwartete, beschloß man der angreiffende Theil zu seyn, welches allemal, wenn es möglich, am besten ist, und man veranstaltete zwo Unternehmungen zu gleicher Zeit, eine wider die Festung Crown-Point, und die andere wider die zu Niagara zwischen dem Ontario und Eriessee.

Von diesen beyden Unternehmungen bestimmte man zu der wider Crown-Point den Obersten, nunmehr General Johnson, einen Irländischen Edelmann, der lange Zeit am Flusse Mohock, im westlichen Theile von Neuyork, sich niedergelassen, und daselbst gute Mittel erworben, zum Befehlshaber; und von der wider Niagara nahm der General Shirley selbst die Anführung über sich. Zum Sammelplatz der zu diesen beyden Unternehmungen bestimmten Völker wurde Albanien erwählet, woselbst noch vor Ende des Brachmonats der meiste Theil derselben ankam. Jedoch konnte man mit dem Geschütze, Pontons und andern nothwendigen Bedürfnissen zur Unternehmung auf Crown-Point nicht vor dem 8ten August fertig werden, da der General Johnson damit von Albanien nach

dem Handelsplatze zog, der zwischen dem Hudsonsflusse und dem See George gelegen war, und woselbst sich bereits die Völker unter dem Befehle des Generalmajors Lyman befanden. Gleich nach seiner Ankunft machte er, so geschwind als er konnte, Anstalten zum Marsch, und rückte gegen das Ende des Monats ungefehr 14. Meilen vorwärts, und schlug daselbst ein sehr festes Lager auf, das auf beyden Seiten durch einen niedrigen dickbewachsenen Morast, hinten durch den See George und vornen durch Verhacke bedecket war. Hieselbst beschloß er, seine Pontons, die noch nicht angekommen waren, zu erwarten, und war willens, gleich nach Ankunft derselben, bis Ticonderoga an dem andern Ende des Sees vorzudringen, von wannen er nur noch 15. Meilen von der Festung, so an dem südlichen Ende des Sees Corlnar oder Champlain lieget, und von den Franzosen Fort Frederick, von uns Crown-Point genennet wird, entfernet war. Ungeachtet aber seines festen Lagers wendete er alle mögliche Sorgfalt an, nicht überrumpelt zu werden. Denn er schickte zu beyden Seiten und bis zum andern Ende des Sees George einige Indianische Vorposten aus, deren er eine gute Anzahl bey sich hatte, da er jederzeit mit den Indianern gute Freundschaft gehalten und sehr wohl unter ihnen gelitten war. Von einigen derselben erhielte er am 7. des Herbstmonats Abends die

Nachricht, daß eine beträchtliche Anzahl Feinde von Ticonderoga abgegangen, und schon auf dem Marsch über die südliche Küste nach dem Fort oder dem befestigten Lager, das von dem General Lyman an dem Sammelplatze errichtet worden, und seit der Zeit das Fort Edward genennet ist, begriffen wäre. Man hatte daselbst 4. bis 500. Mann von den Neuhampshirischen und Neuyorkischen Völkern zur Besatzung zurück gelassen. Auf diese Nachricht sandte der General Johnson 2. Expressen, einen nach dem andern, an ihren Befehlshaber, den Obersten Blanchard, mit Befehl, alle seine Vorposten einzuziehen, und seine ganze Macht innerhalb den Verschanzungen beysammen zu halten. Er glaubte nemlich, wie ich dafür halte, daß sie genugsam im Stande wären, diese Schanzen zu behaupten, und machte daher weder mit der ganzen Armee einige Bewegung, noch schickte auch einige Verstärkung dahin ab. Vielleicht aber urtheilte er auch, daß weder die ganze Macht, noch ein Detachement zeitig genug daselbst zur Verstärkung anlangen könnten.

Ungefehr um Mitternacht bekam er auf den 2ten Expressen die Nachricht, daß sie den Feind innerhalb 4. Meilen von den Verschanzungen des Handelsplatzes gehöret und gesehen hätten. Hieraus konnte er leicht schliessen, daß diese Posten dazumal

dazumal von dem Feinde angegriffen worden, und dennoch finde ich nicht, daß er einen Kriegsrath zusammen beruffen lassen, oder sich zu etwas, um einen Entsatz zu versuchen, entschlossen habe, ungeachtet es mit ihm und seiner Armee schlecht bestellet gewesen seyn würde, wenn dieser Platz angegriffen und erobert worden wäre. Er berief jedoch des folgenden Morgens einen Kriegsrath zusammen, worinnen unbedachtsamer Weise beschlossen wurde, 1000. Mann nebst einer Anzahl Indianer abzusenden, um den Feind aufzufangen, oder wie sich der General in seinem Schreiben ausdrücket, ihn auf seinem Rückzuge zu verfolgen, es sey daß er obgesieget hätte, oder geschlagen worden. Dieser Entschluß wurde gefasset, ohne daß sie von der Stärke des Feindes Unterricht gehabt hätten, einen Unterricht, den sie von keinem Indianischen Kundschafter erhalten konnten, weil die Indianer keine Worte oder Zeichen haben, eine grosse Zahl auszudrücken. Denn wenn diese gröfser ist, als sie zu rechnen verstehen, so deuten sie solche dadurch an, daß sie auf die Sterne am Himmel oder die Haare auf ihrem Haupte zeigen, und dieses thun sie öfters, sowohl um eine Anzahl von 1000. als eine von 10000. und mehr zu bezeichnen. Dem ungeachtet fiel der Schluß dahin aus, daß man zwischen 8. und 9. Uhr Morgens 1000. Mann nebst fast 200. Indianern zu diesem

Endzweck, unter Befehl des Obristen Williams, absandte.

Dieses Detaschement war noch nicht 2. Stunden weg, als die im Lager Zurückgebliebenen ein starkes Feuern in der Entfernung, wie sie schlossen, von ungefehr 3. oder 4. Meilen höreten. Da nun dasselbe immer näher kam, so glaubten sie nicht ohne Grund, daß ihr Detachement über den Haufen geworfen worden, und sich nach dem Lager zurück zog. Man wurde gar bald in dieser Meinung durch einige Flüchtige vom Detachement und gleich darauf durch alle Leute desselben, die davon entkommen waren, bestärket, welche in zahlreichen Haufen, wiewohl in grosser Unordnung, nach dem Lager zurück kamen, und wie gewöhnlich, beydes die Anzahl und Macht des Feindes vergrösserten. Dieser ließ sich in gar kurzer Zeit selbst sehen, und rückte in sehr regelmäßiger Ordnung gegen die Mitte des Lagers an, woselbst eine solche Bestürzung herrschete, daß, wenn der Feind alsobald die Verhacke angegriffen hätte, er wahrscheinlicher Weise das ganze Lager in Verwirrung gebracht und auf eine leichte Weise den Sieg würde erhalten haben. Jedoch der Feind machte einige Zeit in einer Entfernung von ungefehr 150. Schritte Halte, vermuthlich um seinen Plan zu ändern, wodurch unsere Völker Zeit gewonnen, sich sowohl von ihrer

Be-

Bestürzung zu erholen, als auch ihr Geschütz bereit zu machen, und alle Anstalten zu ihrer Vertheidigung vorzukehren.

Ein anderer Hauptfehler der Franzosen war, daß sie den Angriff mit Pelotonfeuern und in zu weiter Entfernung thaten. Von solchem Feuer konnten unsere Leute, die alle hinter der Brustwehr, welche längst der Fronte aufgeführet war, sich befanden, nur wenig Schaden leiden, wodurch sie nachher neuen Muth fasseten, und in einer hartnäckigen Gegenwehr bestärket wurden. Anstatt also eines Pelotonfeuers in der Entfernung hätten die Franzosen gar nicht feuern müssen, bis sie ihr Geschütz über die Brustwehr legen können, und dann, sobald als die ersten oder die zwey ersten Glieder würden gefeuert haben, hätten sie suchen sollen, durch oder über die Brustwehr einzudringen, um mit aufgepflanzten Bajonetten den Angriff zu thun. Auf solche Art war es allein möglich für die Franzosen, einen glücklichen Angriff auf die Fronte zu thun. Da aber ihre größte Macht aus Canadischer Miliz und Indianern bestand, so würden diese vermuthlich die Befehle ihres Feldherrn, des Herrn von Dieskau, nicht in acht genommen haben, welcher ein tüchtiger Officier war, und folglich mit Verdruß sehen mußte, daß unsere Völker den Vortheil hatten, von einer Brustwehr auf den

Feind zu feuern, der mit dem ganzen Leibe dem Feuer desselben ausgesetzet war. Es ergab sich auch bald nachher, wie wenig sie der Befehle achteten. Denn sobald als unser grobes Geschütz zu spielen anfieng, flohen die Canadier und Indianer zu beyden Seiten unserer Armee in die Wälder, woselbst sie sich hinter Busch und Bäumen versteckten. Von dannen fuhren sie fort, wiewohl ohne sonderliche Wirkung, zu feuern, weil die meisten ihrer Schüsse durch die Bäume und Hecken, so sich zwischen ihnen und unsern Leuten befanden, aufgefangen wurden. Denn sie hatten niemals das Herz, auf beyden Seiten gegen die Grenzen des Gehölzes sich zu nähern, viel weniger aber sich mit uns mit dem Degen in der Faust oder aufgepflanzten Bajonetten einzulassen.

Da sich der Baron Dieskau mit seinen regulirten Trouppen solchergestalt verlassen fand, sahe er wohl ein, daß er mit so weniger Mannschaft keinen geschlossenen Angriff auf die Mitte thun könnte, und machte daher erstlich linker, hernach rechter Hand eine Wendung, um auf beyden Flügeln durchzudringen; allein da er von den irregulirten Völkern nicht unterstützet wurde, ward er beyderwärts zurückgeschlagen. An statt jedoch sich zurücke zu ziehen und mit Ordnung abzumarschiren, welches er der Klugheit gemäß hätte thun müs-

müssen, fuhr er beständig fort pelotonsweise und aus dem Busche bis Nachmittags um 4. Uhr zu feuern, in welcher Zeit seine regulirte Trouppen gar sehr durch das Feuer aus unserm groben und kleinen Geschütz litten und zuletzt in Unordnung gebracht wurden. Sobald unsere Völker dieses merkten, sprungen sie, ohne Befehl dazu zu haben, wie man aus den Nachrichten davon schliessen sollte, über die Brustwehr, griffen den Feind überall an, und nachdem sie eine beträchtliche Anzahl desselben getödtet, oder gefangen genommen, ward der Ueberrest von ihnen gänzlich zerstreuet.

Unter den Gefangenen befand sich der Baron Dieskau selbst, welcher in einer kleinen Entfernung vom Schlachtfelde gefährlich verwundet und an einen Stamm sich lehnend angetroffen wurde. Von ihm erfuhren die Unsrigen die wahre Ursache dieses Angriffes auf ihr Lager. Dieser war, wenn man alles in Betrachtung ziehet, in der That ein unüberlegter und lächerlicher Angriff, welchen er nicht, wenn er die gehörige Kundschaft gehabt hätte, unternommen haben würde; auch war solcher nicht seine Absicht, wie er von Ticonderoga auszog. Diese war damals einzig, das verschanzte Lager auf dem Handelsplatze, nun Fort Edward genannt, zu überfallen und abzuschneiden, woselbst nur ungefehr 4. bis 500. Mann sich befanden.

Hätte

Hätte er dieses bewerkstelligen können, so würde unsere Armee in grosse Beschwerlichkeiten gerathen seyn. Denn sie konnte weder vorrücken, noch da, wo sie war, sich halten; er aber hätte Gelegenheit haben können, sie mit grossem Vortheile auf ihrem Zurückzuge anzugreiffen. Jedoch da er bis auf 4. oder 5. Meilen gegen das Fort angerücket war, erfuhren die Seinigen, daß verschiedenes Geschütz sich in dem Fort befände, keines aber in dem Lager vorhanden wäre: worauf, da sie sich mehr für dem Geschütz, als für irgend etwas anders fürchteten, wollten sie das Fort nicht angreiffen, schienen aber alle willig zu seyn, einen Ueberfall des Lagers zu versuchen. Ueberdem, da er von einem englischen Gefangenen, welcher wenig Tage vorher das Lager verlassen hatte, vernommen, daß es gar nicht haltbar wäre, auch keine Linien und Geschütz hätte, entschloß er sich seinen Leuten zu willfahren, und sich zum Angrif des Lagers aufzumachen, ungeachtet die Armee in demselben ihm an der Zahl überlegen war. Denn er war durch die Erfahrung belehret, daß öfters ein muthiger und hurtiger Angriff der geringeren Anzahl die Uebermacht gewehre.

Was die Nachricht anbetrift, so der Englische Gefangene dem Baron gegeben, so war solche der Wahrheit überhaupt nicht zuwider. Denn wie

derselbe das Lager verließ, so befand es sich gewiß in dem unhaltbaren Zustande, welchen er angab: denn es waren erst die Canonen zween Tage vor der Schlacht angekommen, und damals war auch erst die Brustwehr zu Stande gekommen. Und wenn auch unsere Umstände so schlecht gewesen wären, so hätten doch die Trouppen des Barons mehrern Muth und Entschlossenheit beweisen müssen, als man hernach an ihnen bemerkte, um einen ihnen so überlegenen Feind zu überwinden. Wie groß die Anzahl der Trouppen, so unter dem Befehl des General Johnson stand, eigentlich gewesen, habe ich nicht recht erfahren können; allein es scheinet doch, daß es wenigstens 5000. Mann gewesen: weil es lächerlich seyn würde, wenn man sich in den Sinn kommen ließ, mit einer geringern Anzahl Trouppen das Fort Friederich einzunehmen. Ja es war mit einer solchen Mannschaft dennoch viel gewagt, weil die Franzosen auf dem See Champlain mit leichter Mühe eine große Anzahl Trouppen in kurzer Zeit von Canada dahin schicken konnten.

Ich kan also sicher annehmen, daß die Armee unter dem General Johnson wenigstens noch einmal so stark gewesen, als die französische unter dem Baron Dieskau. Dann es versicherte dieser, daß er des Morgens nur 200. Grenadiers nebst

800.

800. Canadiern und 700. Indianern von verschiedenen Nationen bey sich gehabt habe. Wenn also der Oberste Williams mit den Trouppen, so unter seinem Befehl standen, des Morgens den Feind lebhaft angefallen hätte, anstatt vor ihm zu fliehen, und wenn er den Angriff an solch einem Orte, wo man ihn nicht hätte umgeben oder überflügeln können, unternommen hätte, so konnte er vermuthlich gesieget haben. Denn es ist jederzeit besser, wenn eine kleinere Mannschaft auf einem wohlgewählten Grunde den Angriff mit Herzhaftigkeit thut, als wenn sie in Unordnung einen weiten Weg fliehet. Es scheinet aber, daß Colonel Williams so unvorsichtiger Weise marschiret sey, daß er schon dichte bey dem Feinde gewesen, ehe er desselben gewahr geworden, und daß es damals nicht mehr in seiner Gewalt gestanden, den Ort sich zu wählen, wo er ihn angreiffen oder erwarten wollte. Dieses Detaschement wurde also in einem Augenblick fast ganz umzingelt, indem es sowohl von vorn als auf beyden Seiten angegriffen wurde: und da die Feinde ihnen an Macht überlegen waren, wurde es genöthiget, sich in grosser Unordnung zurück zu ziehen, oder vielmehr die Flucht zum Lager zu nehmen. Ihr Verlust war sehr groß, ja er würde noch grösser gewesen seyn, wenn nicht unter dem Obristlieutenant Cole 300. Mann ihnen zu Hülfe aus dem Lager wären gesandt worden.

den. Dann diese hielten nicht allein den verfolgenden Feind auf, sondern bedeckten auch den Rückzug der Freunde. Es war aber nichts desto weniger, wie gesagt, ihr Verlust sehr beträchtlich: denn man zählte den Obersten Williams, den Major Aschley, sechs Hauptleute nebst vielen Unterofficiers und Gemeinen unter den Todten: und der Verlust der Indianer belief sich auf ungefehr 40. Mann, worunter sich der tapfere alte Henrich, der Mohocksachem, oder erste Hauptmann, befand.

Dieses war der ganze Verlust, welchen wir an diesem Tage hatten: denn bey dem feindlichen Angriff des Lagers wurden nur wenige getödtet und verwundet. Unter den ersten fande sich keiner von Ansehen, als der Obriste Titlomb, unter den letzten aber war der General und der Major Nichols. Hergegen muß der feindliche Verlust, da sie so lange und so heftig das Lager bestürmeten, sehr beträchtlich gewesen seyn: der Baron Dieskau gab solchen zu 1000. Mann an, allein wir fanden nur 5. bis 600. Erschlagene, und hatten ungefehr 30. Gefangene gemacht. Wie groß auch ihr Verlust gewesen, so litten sie solchen nur beym Angriff des Lagers, aber fast gar nicht auf ihrer Flucht. Denn es sandte unser General ihnen keine Mannschaft nach, weswegen man ihn auch sehr getadelt hat.

hat. Vielleicht hat das schlechte Glück, welches das am Morgen ausgesandte Detaschement gehabt hatte, ihn die allzugrosse Behutsamkeit, des Abends gar keines auszusenden, gelehret; da es doch ein grosser Unterscheid ist, ob man einem zum Angriff annähernden Feinde Mannschaft entgegen schickt, oder ob man durch solche einen fliehenden Feind verfolget. Was nun aber die Ursache dieses Versehens seyn mag, so brachte solches doch am folgenden Tage eines unserer Detaschements in die größte Gefahr. Solches bestand nemlich aus 120. Mann von dem neuen Hampshire Regiment, und war vom Fort Edward unter dem Hauptmann, Mr. Ginnes, zur Verstärkung der im Lager befindlichen Armee, welche wohl damals keiner Verstärkung mehr bedurfte, abmarschiret. Es traf aber unterweges ungefehr 3. oder 400. Mann von des von Dieskau Trouppen nicht weit von dem Orte, wo der Obriste Williams des vorigen Tages war geschlagen worden, an. Allein der Hauptmann bekam durch seine zum Kundschaften Vorausgesandte so zeitig von des Feindes Anmarsch Nachricht, daß er nicht allein sich einen guten Ort aussuchen, sondern sich auch in solche Verfassung setzen konnte, daß er nicht nur des Feindes Angriff zurückschlagen, sondern denselben auch im Gegentheil selbst angreiffen, zurücktreiben und gänzlich zerstreuen konnte. Sein Verlust bestand nur

aus

aus 2. Todten, 11. Verwundeten und 5. Vermißten; allein zum größten Leidwesen gab der Hauptmann auch wenige Tage, nachdem er mit seinen Trouppen im Lager angekommen, an den empfangenen Wunden seinen Geist auf.

Ob nun gleich alle Entwürfe des Feindes mit dessen größtem Verlust vereitelt waren, so urtheilte man doch, daß es die späte Jahrszeit nicht erlaubte, das Fort Friederich zu belagern: denn wir hätten alsdenn auf dem Platz, wo das Lager stand, ein festes Fort errichten müssen, damit wir die Gemeinschaft mit Albanien sicher stellen möchten, aus welchem Lande allein wir einige Verstärkungen oder neue Ammunition und Lebensmittel erwarten konten. Deshalb kehrte kurz nach diesem Gefechte die Armee wieder zurück. Doch errichteten sie vorher ein klein hölzernes palliſadirtes Fort an dieser Seite des See Georgia, und besetzten solches mit geringer Mannschaft, zum künftigen Raube der Feinde: denn dieses konnten sie leicht vorhersehen, weil die ganze Armee aus Landmiliz bestand, und sich demnach ein jeder nach seiner Heimath begeben, und sie sich gänzlich zertheilen würde, welches auch wirklich also erfolgte, sobald sie nur in Albanien zurückgekommen war.

Auf diese Weise endigte sich dieser kostbare Feldzug, ohne daß dadurch der Nation es sey Ruhm

oder Vortheil zugewachsen wären. Denn ein kleines Fort, welches der Feind mit so leichter Mühe einnehmen konnte, kan kein Vortheil genennet werden, noch viel weniger aber kan es vor eine Armee von 4000. Mann rühmlich seyn, daß sie von einem starken mit Canonen versehenen Lager eine Armee von 17. bis 1800. Mann, welche gar keine Artillerie bey sich hatte, zurückgetrieben. Aber wir waren zu der Zeit so wenig von Siegen zu hören gewohnet, daß wir über dieses Zurücktreiben, welches wir einen Sieg nannten, uns ausnehmend erfreueten, und die Aufführung des Generals ungemein herausstrichen und gewaltig belohnten: denn der König machte ihn zum Baron, und das Parlament ließ ihm 5000. Pf. zustellen.

(London Magaz. 1759. Novembr. S. 593.)

Was die zweyte Unternehmung gegen das französische Fort zu Niagara anbetrift, so waren die Anstalten dazu eben so saumselig und so wenig hinlänglich, als zu der ersten. Ich muß aber, ehe und bevor ich davon rede, von unserm Fort, welches wir zu Oswego hatten, einige Nachricht ertheilen. Denn dieses lag auf der südlichen Spitze des Sees Ontario, und es war der einzige Weg, wodurch wir wider das Fort zu Niagara unsere Unternehmungen anfangen konnten. Nun waren wir zwar viele Jahre in dem Besitz dieses

Forts

Forts gewesen, und wußten, daß es bey dem geringsten Friedensbruche den französischen Anfällen äußerst ausgesetzet wäre; allein wir hatten die ganze Zeit über nicht die geringste Anstalt gemacht, es auch nur in einen mäßigen Vertheidigungszustand zu setzen, oder uns die Mühe gegeben, auch nur ein einziges Schiff zu bauen, mit welchem man auf dem See fahren könte. Und diesen Fehler hatte man nicht ehender, um ihm abzuhelfen, bemerket, als im Anfang des Jahres 1755. Dann damals wurde erst bey der Zusammenkunft, die der General Braddock mit den Befehlshabern und vornehmsten Herren unserer verschiedenen Colonien zu Alexandria in Virginien anstellte, beschlossen, sowohl die Trouppen als Festungswerke von Oswego zu verstärken und einige grosse Schiffe daselbst zu erbauen. Zu dem Ende sandte man eine Anzahl Schiffbaumeister und Arbeitsleute im May und Brachmonat dahin. Mit den erstern gieng auch der Capitain Bradstreet mit 2. Compagnien, jede von 100. Mann, ab: diese sollten zur Verstärkung der 100. Mann dienen, welche vorher daselbst unter dem Hauptmann King lagen: denn so hatte man die Guarnison von 25. so vorher darinn lag, sobald unsere Streitigkeiten mit Frankreich ernsthafter zu werden anfiengen, verstärket. Allein auch die neue Verstärkung war lange nicht hinlänglich vor einen so wichtigen Ort,

zu einer solchen Zeit, und wo noch so viele nothwendige Geschäfte zu verrichten waren. Es fanden sich aber dergleichen Fehler fast bey allen unsern Anstalten. Denn beym Anfange des Krieges suchten wir nur zu sparen, und dadurch ist es gekommen, daß der Krieg so lange gedauert hat.

Dieses Fort zu Oswego liegt ungefehr 300. Meilen westwärts von Albanien, in Neuyork; allein der Weg dahin ist sehr gemächlich, weil der mehreste Theil zu Schiffe in kleinen Booten (Battoes) verrichtet werden kan. Die Battoen sind leichte platte Boote, so in der Mitte weit sind, und an beyden Seiten spitzig zulauffen. Sie tragen 1500. Pfund, und werden nur durch 2. Männer mit Ruder und Haken regieret, weil der Fluß an einigen Orten so schmal ist, daß man sich der Ruder nicht bedienen kan. Wenn man von Albanien abreiset, so fährt man erst bis Schenektady 16. Meilen zu Lande über einen guten Weg, von da aber geht man bis zu den kleinen Wasserfällen des Flusses Mohack ganzer 65. Meilen zu Wasser. Man muß aber gegen diesen Strom anfahren, welcher an einigen Orten sehr reissend ist, an andern aber so niedrig, daß man bey trocknem Wetter genöthiget ist, auszupacken, und die Boote mit beschwerlicher Mühe über diese Untiefen hinwegzuziehen. Bey den kleinen Wasserfällen

len muß man die Güter zu Lande tragen lassen, und dieses dauret wohl eine Meile: und weil der Grund daselbst sehr sumpfig ist, so kan kein Fuhrwerk gebraucht werden, sondern eine aus Deutschland gekommene Colonie, welche sich daselbst niedergelassen, hält Schlitten, worauf die beladene Boote geleget, und bis zu dem nächsten Platze, wo der Fluß wieder fahrbar ist, gezogen werden. Alsdenn kan man auf demselben Flusse wiederum 60. Meilen bis beynahe zu seiner Quelle fahren, wo man die Sachen wieder zu Lande muß fahren lassen. Es ist aber diese Landfahrt, nachdem es trockene oder nasse Zeiten sind, entweder länger oder kürzer. In dem Sommer sind es gemeiniglich 6. bis 8. Meilen. Hier werden die Battoen auf die nemliche Art, wie bey den kleinen Wasserfällen, verführet, und werden jenseits in einen kleinen Fluß gelassen, der Woodcrenk genannt wird und sich in den See Oneyada ergießet. Dieser Fluß fließet mit einem sanften Strom in den See hinunter, und man rechnet die Fahrt auf 40. Meilen. Ob man aber gleich den Strom hinunter fährt, so ist doch die Fahrt selbst beschwerlich, weil der Fluß nicht tief ist, und an seinen Ufern dicke Wälder von grossen Bäumen stehen, welche, wenn sie in den Fluß fallen, manchmal den Booten den Weg versperren, da man sie denn hinwegräumen oder ihre Aeste abkappen muß. Der See Oneyada läuft vom Osten zum Westen,

sten auf 30. Meilen, und wenn das Wetter still ist, so kan man mit besonderm Vergnügen und Bequemlichkeit darüber hinsegeln. An der westlichen Spitze läuft aus demselben der Fluß Onondaga, welcher, nachdem er 20. oder 30. Meilen gelauffen, sich mit dem Cayuga oder Senekafluß vereiniget, und sich alsdenn in den See Ontario, da wo das Fort Oswego belegen, ergiesset. Von dem See Oneyada also an fahren die Reisende mit dem Strom; allein dieser ist sehr reissend, und was die Fahrt noch gefährlicher macht, ist, daß durch den ganzen Fluß sich viele Klippen und Untiefen befinden, und 12. Meilen disseits Oswego ist ein Wasserfall, wo 11. Fuß hoch das Wasser perpendikular herunter stürzt. Man muß also hier von neuem die Güter tragen lassen; aber solches macht kaum 80. Fuß aus, und hier werden die Boote zuletzt über Land geführet, weil sie nachher nach Oswego bequem hinunter fahren können.

Aus der Beschreibung dieser theils Wassertheils Landreise wird der Leser von selbst urtheilen können, wie es die Noth erforderte, daß die Troupen sehr frühzeitig im Frühling von Albanien sich auf den Weg begeben mußten. Dennoch aber traten die ersten derselben, nemlich Obristen Schuylens Neu-Jersey Regiment, erst im Anfange des Heumonats den Marsch an: und wie die Regimenter Shirley

und

und Pepperell sich fertig machten, ihnen zu folgen, so kam die betrübte Nachricht, daß der General Braddock geschlagen wäre, nach Albanien. Und diese schlug die Nation so nieder und breitete einen solchen Schrecken unter dem Volke aus, daß viele von den Trouppen desertirten und die mehresten der Schiffsleute nach Hause kehreten, oder sich in das Land herum vertheileten, und man konnte einige derselben auf keine Art bewegen, wieder zurückzukommen, wodurch es denn unmöglich wurde, alle erforderliche Kriegsbedürfnisse den Trouppen nachzuführen. Diesem Unglück ohnerachtet, begab sich doch der General Shirley, welcher damals Oberbefehlshaber aller Grosbritannischen Trouppen in Nordamerika war, vor dem Ende des Heumonats mit so vielen Trouppen und Kriegsbedürfnissen, als er auf den zusammengebrachten Schiffen lassen konnte, von Albanien in Marsch. Er hofte, daß unterwegens eine grosse Anzahl von den Indianern der 6. Nationen zu ihm stossen würde: deshalb er auch zu allen den Schlössern, wo sie wohneten, und die er vorbey zog, Botschaften sandte, um sie darum zu ersuchen. Allein an statt, daß sie zu ihm stossen sollten, erkläreten sie vielmehr, daß in dem Lande keine Feindseligkeit ausgeübet werden sollte: dann Oswego wäre ein Handels- und Freundschaftsort, deswegen weder von den Engländern noch Franzosen in der Nähe des-

selben einige Feindseligkeiten ausgeübet werden dürften. Ja sie schienen es sich in den Sinn gesetzt zu haben, daß sie sowohl die Franzosen als uns, zu einem solchen auf obgedachten Ort eingeschränkten Stillstand der Waffen, überreden könnten: und deshalb mußte der General, ohne die erwartete Hülfe der Indianer zu bekommen, seinen Weg weiter fortsetzen, und kam am 17. oder 18ten August zu Oswego an. Die letzten Trouppen aber und die Artillerie trafen erst am 31ten des Monats ein. Ja es war damals noch nicht ein genugsamer Vorrath von Lebensmitteln angeschaft, damit er sich nach Niagara begeben könnte, obzwar um diese Zeit ziemlich gute Schiffe zu dem Endzwecke gebauet und fertig gemacht waren.

Während der Zeit machte der General alle Anstalten zum Einschiffen, auf daß er, sobald nur hinlängliche Lebensmittel angekommen wären, nach Niagara gehen könnte. Zu der Belagerung dieses Forts wollte er nur 600. Mann mitnehmen, die übrigen Trouppen aber, welche noch ungefehr 1400. Mann ausmachten, zur Vertheidigung von Oswego zurücklassen. Denn er hatte einige Vermuthung, daß die Franzosen solches in seiner Abwesenheit angreiffen möchten, weil ihre Macht bey dem Forte Frontignak ziemlich ansehnlich war und sie noch Verstärkung erwarteten,

sie

sie auch mit leichter Mühe von diesem Fort über den See Ontario nach Oswego kommen könnten. Endlich kam am 26ten Septembr. ein kleiner Vorrath von Lebensmitteln an, welcher eben zureichte, daß er davon das Nöthige mitnehmen konnte, und das vor diejenige, so zu Oswego blieben, noch auf 12. Tage Proviant überschoß. Aber es hatte schon die regnigte stürmische Jahreszeit ihren Anfang genommen, und die wenigen Indianer, so er bey sich gehabt, hatten ihm eröfnet, daß um diese Jahreszeit man es nicht wagen dürfte, mit den Booten über den See Ontario zu fahren, sondern daß man es bis künftigen Frühling müßte anstehen lassen: deswegen auch die mehresten derselben ihn verlassen hatten und nach Haus gekehret waren. Er berief also bey diesen verworrenen Umständen des folgenden Tages einen Kriegesrath, und legte demselben eine vollständige Nachricht von der Beschaffenheit der Sachen und allen Berichten dar, die er eingezogen hatte, worauf nach reifer Ueberlegung einhellig beschlossen wurde, daß es unmöglich wäre, Niagara vor künftigem Sommer einzunehmen, und demnach wurde diese Unternehmung aufgeschoben.

Man faßte daher den Entschluß, daß man sich der Trouppen, so lange sie noch versammlet wären, bedienen wollte, um Barraken zu bauen, und zwey

Forts zu errichten, oder wenigstens den Anfang dazu zu machen: wovon das eine an der östlichen Seite des Flusses Onondaga, ungefehr 450. Ellen (Yards) von dem alten Fort, liegen sollte, welches dieses sowohl als die Gegend daherum, und den Eingang zum Hafen bestreichen konnte, und mit dem Namen Ontario-Fort beleget werden sollte. Das andere sollte 450. Ellen westwärts liegen, und das neue Fort Oswego genannt werden. Aber ich sehe nicht, daß man darauf gedacht habe, eine sichere Communication zwischen diesen dreyen Forts zu Stande zu bringen, und ich denke dahero, daß es würde besser gewesen seyn, daß man das alte Fort gänzlich geschleiffet und kein neues an der westlichen Seite gebauet hätte. Und alsdenn hätte man das Fort Ontario so groß anlegen müssen, daß eine Besatzung von 2. bis 3000. sich darinn bequem hätte aufhalten können. Dies wäre die allergeringste Anzahl der Mannschaft vor einen so wichtigen Posten gewesen, der so weit von unsern übrigen Etablißement entfernet lieget, und welchen der Feind durch Hülfe des Lorenzflusses und des Sees Ontario, mit so weniger Mühe, leicht durch eine mit Artillerie und allem zu einer Belagerung nöthigen Sachen versehenen Armee angreiffen könnte. Allein die ökonomische Thorheit, mit welcher wir den Krieg anfiengen, hatte uns noch nicht verlassen. Denn es verließ der

Gene-

General Shirley mit den mehresten unter seinem Befehl stehenden Trouppen Oswego, um nach Albanien zurück zu kehren. Es blieb der Oberste Mercer nur mit 700. Mann zur Besatzung in Oswego zurück, ob man gleich bestätigte Nachrichten hatte, daß die französische Macht, so sich zu Frontignak, welches an demselben See liegt, versammlet hatte, wenigstens 1000. Mann stark wäre. Und was noch ärger war, so waren die neuen Forts noch nicht fertig, sondern man ließ die Besorgung davor dem Obersten Mercer und seiner kleinen Besatzung über, welche bey dieser beschwerlichen Arbeit sich noch mit den melancholischen Gedanken quälten, daß, wenn sie im Winter belagert würden, sie von ihren Freunden unmöglich einige Hülfe erlangen könnten.

So endete sich unserer Seits der unglückliche Feldzug von 1755. Allein die Franzosen fuhren mit ihren alliirten Indianern den ganzen Winter fort, so wie sie den ganzen Sommer, wenigstens nach der Niederlage des General Braddock, gethan hatten, zu morden, zu fahen, Köpfe zu schinden und die westlichen Grenzörter von Virginien und Pensylvanien zu verwüsten. Von diesem barbarischen Verfahren haben wir manche traurige Berichte in den Zeitungen gehabt; allein da an der einen Seite nichts als die Menschlichkeit verletzende Grausamkei-

samkeiten, ohne daß man sich von der andern Seite dagegen gewehret, zu erzählen wären, so werde ich diese traurige Nachrichten vorbeyschlagen, und meine Augen auf dasjenige, was in Grosbritannien vorgieng, wenden. Ich habe oben schon einige Nachrichten von den kriegerischen Anstalten, welche wir hier gleich nach dem Anfange des 1755. Jahres machten, gegeben, und dabey angemerket, daß solche mit der äussersten Sparsamkeit, sowohl was unsere eigene Vertheidigung, als vornemlich, was den in Amerika zu führenden Krieg anbetraf, eingerichtet worden sind; obgleich das Parlament alles, was von ihm begehret wurde, zustunde, und die ganze Nation willig zu seyn schien, alles, was zu einer ernstlichen und entscheidenden Fortsetzung des Krieges nöthig war, herzugeben. Jedermann glaubte auch, daß der Krieg gar bald würde entschieden werden, wenn er nur eifrig fortgesetzet würde, weil wir eine so überwiegende Seemacht hätten, und unsere Kolonien in Nordamerica das Obergewicht den französischen hielten. Allein wir hatten mit einer Schwierigkeit zu streiten, welches zwar von dem Volke allezeit wird gering geachtet werden, worauf aber doch unsere Staatsministers ihr vornehmstes Augenmerk richten werden.

Man kan diese Schwierigkeit leicht errathen: sie bestand darinn, wie wir unsers Königes Herrschaften

schaften auf dem festen Lande beschützen möchten. Dann wir konnten leicht vorhersehen, daß die Franzosen solche antasten würden: und sowohl die Gerechtigkeit als unsere Ehre verbanden uns, solche aufs äusserste zu vertheidigen. Wir konnten aber solches nicht bewerkstelligen, ohne eine sehr starke Allianz auf dem festen Lande von Europa zu haben. Und diese konnten wir bey der damaligen Beschaffenheit der Sachen nicht leicht durch einen Preis erhalten, wenigstens nicht durch einen solchen Aufwand, wodurch diese Macht in den Stand gesetzet wurde, diese Herrschaften zu beschirmen, und wir noch im Stande blieben, den Krieg zur See und in Amerika standhaft fortzusetzen. Ob es nun gleich schwer schien, dergleichen Bündniß durch einen solchen Aufwand, welchen die Nation ertragen konnte, zu wege zu bringen, so entschloß man sich doch solches zu versuchen. Deß Endes begaben sich Ihro Königl. Maj. am 28ten April 1755. nach Hannover. Am 25ten vorher hatte der König die Sitzung des Parlaments durch eine gnädige Rede vom Thron aufgehoben. In dieser hatte er sich geäußert, daß er den Gedanken nie hegen würde, einen Namfrieden dadurch zu erkaufen, daß er die Eingriffe auf solche Länder, welche der Krone Großbritanniens rechtmäßiger Weise, es sey durch langen Besitz oder durch feierliche Bündnisse zustünden, niemals

erdulden würde, zu geschweigen, daß er sie abtreten oder verlassen sollte; allein wenn man auf anständige und annehmliche Vorschläge zum Vergleich kommen könnte, so würde ihm solches ein Vergnügen seyn.

Es wurde zufolge des obenangezeigten Entschlusses am 18ten des Brachmonats mit dem Landgrafen von Hessencassel ein Bündniß geschlossen, kraft dessen sich derselbe verpflichtete, ein Corps Trouppen von 8000. oder 12000. Mann 4 Jahre lang in Bereitschaft zu halten, welche, nachdem es verlangt würde, auf dem festen Lande, oder in Britannien, oder Irland, aber nicht auf der Flotte oder in Amerika, gebraucht werden könnten. Ihro Majest. verpflichteten sich ihrer Seits, daß während der Zeit, daß diese Trouppen in ihrem Dienste wären, sie solche besolden, rekroutiren und remontiren wollten; überdem sollte der Landgraf diese 4. Jahr jährliche Subsidien geniessen 150,000. Bank-Kronen, jede zu 4. Schilling $9\frac{3}{4}$. Pens gerechnet, und bey der Auswechselung des Subsidientraktats eine ansehnliche Summe, um Soldaten zu werben. So bald aber diese Trouppen würden in Grosbritannischen Sold treten, so sollten diese Subsidien auf 300,000. Kronen steigen, würden sie aber wieder aus diesem Solde gehen, so sollten die ersten Subsidien bis zu Ablauf der stipulirten Zeit bezahlet werden.

Dieses

Dieses war das einzige Bündniß, welches in der Zeit, da sich Ihro Majest. zu Hannover aufhielten, geschlossen worden war, welches um destomehr zu verwundern war, da unser Subsidientraktat mit Sachsen schon zu Ende gelauffen, und der mit dem Bayerischen Hofe bald zu Ende gieng: und sich diese beyde Potentaten zu verbinden, war unsern Absichten nach, ein Bündniß in Deutschland zur Vertheidigung von Hannover zu schliessen, eben so nothwendig, als den Landgrafen von Hessencassel auf unsere Seite zu bringen. Ich muß demnach voraussetzen, daß keiner von ihnen in eine neue Verbindung, es sey unter welchen Bedingen es auch wolle, habe treten wollen: welches aber eine ausnehmende Undankbarkeit ihrer Seits war, weil sie in Friedenszeiten so manches Jahr von uns Subsidien gezogen, da doch ihre Troupen uns nicht die geringste Dienste gethan oder thun können.

So schlecht nun auch unser Fortgang in den Bündnissen auf dem festen Lande war, so schien doch das Ministerium geneigt, damit es sich dem Begehren der ganzen Nation willig bezeigte, die Feindseligkeiten fortzusetzen, wenn keine anständige Friedensbedinge durch Negotiationen erhalten werden könnten. Doch diese schlug das französische Ministerium aus. Vielleicht machte ihnen der schlech-

te Fortgang unserer Bündnisse Muth, und vielleicht dachten sie, daß unser Ministerium sich es nicht unterstehen würde, so viel Wesen es auch sonsten machte, öffentlich mit ihnen, ohne hinlängliche Bündnisse, zu brechen. Dann so stolz auch die Franzosen sind, so werden sie es sich doch nicht in Sinn kommen lassen, zu glauben, daß sie in einem Seekriege, wenn wir uns unserer Seemacht und Stärke in Amerika rechtschaffen bedienen, und nicht durch Verbindungen auf dem festen Lande daran verhindert werden, wider uns zu bestehen im Stande sind.

Unter der Zeit, nemlich am 15ten des Brachmonats, kam ein Expresser vom Admiral Boscawen mit der Nachricht an, daß er die beyden französischen Kriegsschiffe, wie oben angeführet, genommen hätte. Diese Nachricht war ganz wider das Vermuthen des französischen Hofes. Denn wenn er nur im geringsten sich dergleichen Angriff vorgestellet hätte, so würde er dem Herrn Macnamara nicht befohlen haben, mit dem größten Theil seines Geschwaders nach Brest zurück zu kehren. Ja ich mag fast sagen, diese Nachricht war wider das Vermuthen der mehresten, wo nicht aller unserer Minister. Allein da die Sache nun so weit gekommen war, so war es zu spät, wieder zurück zu ziehen. Man gab also allen unsern Kriegsschiffen

und

und Fregatten Befehl, um Repressalien zu gebrauchen, und alle französische Schiffe zur See wegzunehmen und aufzubringen. Am 13ten des Augusts segelte auch der Commandeur Frankland von Spithead nach Westindien mit 4. Kriegsschiffen, und ihm war der nemliche Befehl ertheilet, zugleich aber auch aufgetragen, unsere Zucker-Inseln und Handlungen vor allen französischen Eingriffen zu beschützen.

Da also wenigstens in gewisser Absicht sich der Krieg entsponnen hatte, so war solches vielleicht die Ursache, daß der König frühzeitiger, als gewöhnlich, aus seinen deutschen Staaten zurückkam: denn er kam schon am 15ten des Herbstmonats zu Kensington an; und noch am 30ten desselben Monats wurde zwischen ihm und der Kayserin von Rußland ein Allianztraktat geschlossen. Es verband sich die Kayserin zufolge desselben 40000. zu Fuß und 15000. zu Pferde in Liefland an den Grenzen von Litthauen in Bereitschaft zu halten, wie auch 40. oder 50. Galeeren mit der dazu nöthigen Mannschaft an eben dieser Küste in einem solchen Stande zu erhalten, daß sie auf den ersten Befehl gebraucht werden könnten. Es sollten aber weder diese Galeeren, noch die Trouppen anders, als in dem Fall, wenn Ihro Königl. Majestät von Grosbritannien, oder deren Alliirte, an

einigen Orten angegriffen würden, gebraucht werden. Sobald aber dieses sich ereignete, so sollte der Rußische General auf geschehenes Ansuchen, sobald es nur immer möglich, mit 30000. Mann zu Fuß und denen 15000. zu Pferde eine Diversion machen; die übrigen 10000. Fußvölker aber sollten auf die Galeeren eingeschiffet werden, um solche nach der Sachen Beschaffenheit hie oder dort ans Land setzen zu können. Der König in England verpflichtete sich dagegen, daß er der Kayserin von Rußland 100,000. Pfund Sterlings jährlicher Subsidien zahlen wollte, von dem Tage der Unterzeichnung an bis zu der Zeit, da diese Trouppen auf geschehenes Ersuchen die Rußischen Länder würden verlassen. Von der Zeit aber an sollten diese Subsidien auf 500,000 Pfund steigen, welche so lange, bis die Trouppen wieder den Rußischen Boden beträten, ja noch 3. Monate nachher sollten ausgezahlet werden. Falls aber die Kayserin in dieser zu machenden Diversion sollte behindert oder selbst angegriffen werden, so wollte der König ihr augenblicklich die im Traktat von 1742. versprochene Hülfe senden, und wenn ein Krieg sich daraus entspinnen sollte, in das Baltische Meer so viel Kriegsschiffe, als den Umständen nach erforderlich wären, schicken. Und beyde Partheyen stimmten darinn überein, daß dieser Traktat 4. Jahre lang dauren sollte.

Dieses

Dieses war der wesentliche Innhalt des Tractats; aber in dem 7ten Artikel waren folgende Worte unglücklicher Weise gebraucht worden: nemlich, in Betracht der Nähe der Länder, worinn diese bemeldete Diversion wahrscheinlicher Weise zu veranstalten, wie auch der Leichtigkeit, daß die Trouppen im feindlichen Lande ihre Subsistenz finden könnten, nimmt die Kayserin während der Diversion die Unterhaltung und Subsistenz der besagten Trouppen, sowohl zu Lande als zu Wasser, über sich. Ueberdem war im 11ten Artickel bestimmet, daß aller Raub, welchen die Russen dem Feinde abnehmen würden, ihnen eigenthümlich zugehören sollte.

Diese Worte des Traktats konnten nicht anders als Drohworte gegen den König von Preussen angesehen werden, welche diesen Monarchen reizen konnten, um sich mit Frankreich wider uns zu verbinden. Nun aber wäre es besser gewesen, wenn man diesem Könige geschmeichelt und sich beflissen hätte, eine völlige Versöhnung zwischen ihm und dem Wiener Hofe zuwege zu bringen, um diese Höfe mit dem Deutschen Reiche und der Rußischen Kayserin zu einem gemeinschaftlichen Bündniß zu bewegen, welches vielleicht hätte zu Stande gebracht werden können, wenn man in den Traktat den Beding gesetzet hätte, daß alles, was man von Frank-

reich erobern würde, ihrer freyen Disposition überlassen bliebe. Denn ohne dergleichen Beding konnten wir nicht den Beytritt aller dieser Mächte erwarten, und ohne diesen Beytritt konnten wir nicht vermuthen, daß das Haus Oesterreich sich mit uns vereinigen würde: denn es bliebe der Gefahr ausgesetzt, in den Niederlanden durch die Franzosen, in Italien durch Spanien und Sardinien, und in Deutschland durch Preussen, Sachsen und Bayern angetastet zu werden, und vielleicht hatten diese beyden letztern hierauf ihr Absehen gerichtet, weil sie sich weigerten, mit uns den Subsidientraktat zu erneuern.

Und diese so wahrscheinliche Gefahr war nach allem Vermuthen wohl die Ursache, warum das Haus Oesterreich nicht unserer mit Rußland eingegangenen Allianz beytreten wollte, da dieser und unsere Macht das Oesterreichische Haus vor solcher Gefahr nicht beschirmen konnte.

Ich glaube, daß diß die wahre Ursache gewesen, warum der Wienerische Hof sich weigerte, diesem Traktat beyzutreten oder das Churfürstenthum Hannover gegen den Einfall der Franzosen zu vertheidigen: denn ich kan mir nicht einbilden, daß der Grund der abschlägigen Antwort darinn liege, daß wir der Defensiv-Allianz, so zwischen dem Wiener- und Rußischen Hofe, nicht haben beytreten wollen,

wollen, weil darinn ein Artickel war, daß wenn der König in Preussen einen von ihnen angreiffen würde, keiner von ihnen ehe Friede mit ihm machen wollte, als bis er Schlesien wieder herausgäbe. Denn wenn der Wiener Hof dergleichen Foderung an uns gethan, so war solche so vernünftig, daß ich nicht denke, daß es möglich gewesen, ihm solche zu versagen: und deshalb glaube ich, daß der Grund in der Gefahr, wovon ich geredet, zu suchen sey, warum dieser Hof seinen Beytritt zu unserm Rußischen Allianztraktat versaget. Der König von Preussen aber war nur gar zu wohl überzeuget, mit wie wenigem Vortheil ein Bündniß mit Frankreich gepaaret ginge, als daß er sich durch den im Traktat befindlichen drohenden Ausdruck hätte sollen anreizen lassen, sich um ein solches zu bewerben. So unglücklich aber die Worte in vorbemeldetem Traktat sich befanden, so unnöthig waren sie auch, wenn wir nicht etwas mehreres als die Vertheidigung von Hannover im Sinne gehabt, wie vielleicht von einigen zu denken ist.

Es sey nun, daß der König von Preussen dieses befürchtete, oder welches wahrscheinlicher ist, aus rechtschaffenen patriotischen Gesinnungen ließ er durch seine Minister allen Europäischen Höfen, sobald er eine Abschrift von unserm mit Rußland eingegangenen Traktat empfieng, die Erklärung

thun, daß er mit aller seiner Macht verhindern würde, daß keine fremde Trouppen, unter welchem Vorwande es auch seyn möchte, auf des Römischen Reichs Boden kämen. Durch diese kühne Erklärung, wenn sie redlich gemeinet war, stieß er ganz gewiß den französischen Hof vor den Kopf, und es war demnach anjezt die rechte Zeit, ihn gänzlich von der französischen Allianz abzuziehen, und eine völlige Versöhnung mit dem Oesterreichischen Hause zu bewirken, damit eine solche Verbindung, wovon oben gemeldet worden, zu Stande kommen könnte. Wenigstens war die Erklärung, wenn wir ihr hätten trauen können, so beschaffen, daß wir nicht nöthig gehabt hätten, ein neues Bündniß, es sey mit dem Könige von Preussen oder mit sonst jemand, einzugehen. Allein es scheinet, man habe einmal keine Hofnung gehabt, eine solche Verbindung zuwege zu bringen, und zweytens geglaubet, daß man der blossen Erklärung des Königes nicht trauen könnte. Denn es hatten die Franzosen schon eine ziemliche Anzahl Trouppen nach den Grenzen des Deutschen Reichs gesandt, und von dem Churfürsten von Cölln die Erlaubniß erhalten, in seinen Ländern grosse Magazine zu errichten, weswegen auch unser Minister sich von des letztern Hofe im August, ohne Abschied zu nehmen, entfernen mußte. Ueberdem wurde der Herzog von Nivernois, sobald die Erklärung dem fran-

zösi-

zösischen Hofe war kund gemacht worden, nach Berlin als ausserordentlicher Abgesandter hingeschickt, ohne Zweifel, den König zu bewegen, diese Erklärung zu wiederrufen und in eine neue Allianz oder Verbindung mit Frankreich zu treten. Man empfieng und begegnete diesem Minister zu Berlin, sowohl was den König als den ganzen Hof betraf, nicht nur mit grosser Achtung, sondern auch mit äusserlicher besonderer Gefälligkeit, so daß es schien, als wenn der König zu allem, was er im Auftrage hätte, willig wäre. Dieses vermehrete unsern Argwohn, als wenn man der Erklärung des Königes allein nicht trauen könnte, sondern daß es nöthig seyn würde, ihn zu feyerlicheren Verbindungen zu bewegen. Denn da die Franzosen damals eine ansehnliche Macht am Niederrhein hatten, und davor schon den ganzen Weg durch bis ins Hannöversche Magazine angeschafft waren, so würde, wenn der König in Preussen an statt, daß er sich ihnen widersetzte, ihnen einen freyen Durchmarsch durch seine Staaten vergönnet hätte, dieses ganze Churfürstenthum mit Heeresmacht bedecket worden seyn, ehe und bevor die Russen hätten können dorthin kommen, oder eine Armee zu dessen Beschützung können auf die Beine gebracht werden.

Aus diesen Gründen wurde zu Berlin eine Unterhandlung angefangen, um den König zu einem

neuen Traktat mit uns zu bringen, und ihn also dadurch zu bewegen, daß er dasjenige thun möchte, wozu er sich durch seine Erklärung anheischig gemacht hatte. Allein da dieser Traktat erst am Ende des Jahres 1755. geschlossen worden, so wende ich mich zu demjenigen, was wir während dieser Zeit sowohl gethan, als was in Frankreich geschehen, in soferne es sich auf den angefangenen oder noch nicht erklärten Krieg sich beziehet.

Während des Ueberrestes des 1755ten Jahres machten nicht allein in den amerikanischen, sondern auch in den europäischen Seen, unsere Kriegsschiffe und Fregatten beständig Prisen. Aber anstatt, daß die Franzosen sollten diese Feindseligkeiten erwiedern, so setzten sie den Befehlshaber Lyttleton, welcher sich am Boord unsers Kriegsschiffes Blandford, welches sie den 13ten August genommen hatten, befunden, und nach seinem Gouvernement in Carolina abgehen wollte, sogleich wieder auf freyen Fuß, sobald nur der Hof Nachricht bekommen, daß das Schiff den 5ten Septembr. zu Nantes aufgebracht worden. Ja sie gaben bald darauf das Schiff selbst und die darauf befindliche Mannschaft wieder frey; da wir doch schon zu der Zeit jedes französisches Schiff, so wir antraffen, wegnahmen, und nicht allein das Schiff und die Ladung behielten, sondern auch die Mannschaft gefangen nahmen.

Die-

Dieses ausserordentlich friedfertige Betragen entstund nun wohl nicht aus einer aufrichtigen Liebe zum Frieden; sondern daher, weil Frankreich wohl wuste, daß es uns zur See nicht gewachsen wäre: deshalb bedienten sie sich allerhand Kunstgriffe und Ueberredungen, um die Holländer und Spanier zu bewegen, mit ihnen gemeinschaftliche Sache in einem Kriege wider uns zu machen, und schilderten uns deswegen nicht nur allenthalben als die ersten Anfänger drs Krieges ab, sondern gar als Seeräuber und Feinde des ganzen menschlichen Geschlechts: und man muß gestehen, die Art, wie wir den Krieg anfiengen, gab ihnen dazu einigen Grund.

Wenn wir im Jahre 1750. dem Major Lawrence eine hinlängliche Anzahl Trouppen und zugleich den Befehl gegeben hätten, den Herrn la Corne anzugreiffen, wenn er ihm vorher hätte sagen lassen, daß er sich zurückziehen möchte; und wenn dieser sich zur Wehre gesetzt und einige von unsern Leuten getödtet hätte, wir darauf ohne Aufschub öffentlich den Krieg wider Frankreich erkläret, und sie auf Cap Breton und in ganz Amerika angegriffen hätten, so würde jede neutrale Europäische Nation die Franzosen als den angreiffenden Theil angesehen haben. Denn Neuschottland gehörte uns nicht nur wegen des langen Besitzes

zu, sondern auch durch einen feyerlichen Traktat, und die Franzosen allein hätten behaupten können, daß die Landenge von Neuschottland und vornemlich Chig ekto-Bay nicht mit zu den alten Grenzen dieser Provinz gehörete, da doch die Franzosen, so daselbst wohneten, sich vor unsere Unterthanen gehalten, und Grosbritannien, ohne daß Frankreich sich im geringsten widersetzet, den Eid der Treue geleistet hatten. Es würde also das Unternehmen der Franzosen, ein Fort an der Bay zu bauen und es durch die Waffen zu beschützen, von ganz Europa als ein solches beleidigendes Verfahren angesehen worden seyn, welches uns berechtigte, ihnen den Krieg anzukündigen.

Wenn wir also damals den Krieg angekündiget oder die Feindseligkeiten desfalls angefangen hätten, so würde Frankreich nicht den geringsten Schein haben vorbringen können, uns als den angreiffenden Theil abzumahlen. Was aber den Ohio betrifft, so ist zwar wahr, daß das daherum liegende Land uns durch den langen Besitz zustehet; aber dieser Besitz ist niemals ausdrücklich uad namentlich durch Verträge bestätiget worden: und daher konnten neutrale Mächte nicht so leicht den wegen eines um den Fluß belegenen Stück Landes mit Frankreich entstandenen Streit zu unserm Vortheil entscheiden. Und unser Betragen in diesen

Strei-

Streitigkeiten gab den Franzosen einen sehr scheinbaren Vorwand, uns für Angreiffer auszuschreyen. Allein da das Land an dem südlichen Ufer des Sees Eries und dem Ohio hinunter jenseits der Mündung des Monongahela, den Irokesen, oder wie sie auch sonst genannt werden, den sechs Nationen, unsern Alliirten, ohnstreitig zugehörte, so ergab es sich, daß die beyden von den Franzosen in dem Lande gebaueten Forts, deren das eine an dem südlichen Ufer dieses Sees, das andere bey dem Beef-Fluß angeleget worden, dem 15ten Artickel des Utrechter Friedens und der letzten Convention wegen der Commissarien ausdrücklich entgegen errichtet worden. Ueberdem war die Gefangennehmung und Plünderung einiger unserer Indianischen Kaufleute, so in diesem Lande geschah, und daß sie sich erkühnten, uns von dem Handel auch nur in einigen Gegenden auszuschliessen, eben sowohl dem 15ten Artickel des Traktats entgegen. Wir hätten also auf eine schleunige Schleifung dieser beyden Forts, sammt einer Ersetzung des Schadens und Beleidigung, so unsern Indianischen Kaufleuten geschehen, vorerst dringen können; wenn uns dieses verweigert oder unrechtmäßiger Weise verzögert worden, hätten wir mit gewafneter Hand die Forts selbst schleifen müssen. Hätten sie denn ihren offenbaren Friedensbruch durch Waffen vertheidigen wollen, so hätten wir die Unterhandlungen

abbre-

abbrechen und den Krieg erklären müssen. Denn unsere Forderung beruhete so augenscheinlich auf Verträgen, daß kein Unpartheyischer uns hätte tadeln oder behaupten können, daß wir der angreifende Theil wären, vornemlich da uns unsere Freunde, die an dem Ohio angesessene Indianer, ersuchet hatten, sie wider die auf ihrem Lande vorgenommene französische Eingriffe zu vertheidigen. Allein statt dessen setzten wir die Unterhandlungen fort, bis daß alle unsere offenbare Rechte in Betracht der mehresten Fremden, wo nicht gänzlich verschwanden, dennoch zweifelhaft wurden; und wie wir endlich den Herrn Jamonville und seine Trouppen, ohne einige vorhergegangene Warnung, sich zurückzuziehen, angegriffen hatten, so verursachten wir uns selbst den üblen Namen, daß wir so wohl zu Wasser als zu Lande das erste Blut vergossen.

Dieses gab den Franzosen bey allen kurzsichtigen und unwissenden Einwohnern von Europa einen grossen Vortheil über uns, welcher noch durch die ausserordentliche Art, wie wir Repressalien gebrauchten, vermehret wurde: so daß der gemeine Haufe in den mehresten Ländern glaubte, wir wären wirklich diejenigen, wovor die Franzosen uns ausschrieen: allein zum Glück vor uns dachten alle neutrale Europäische Höfe ganz anders. Sie

wußten

wußten, wie manchmal wir wären gereizet worden. Sie kannten die Noth, welche unser Ministerium drunge, durch den Weg der Unterhandlung, wo möglich, die Ersetzung zu erhalten. Und es waren ihnen auch die Ursachen nicht unbewust, warum wir lieber durch Repressalien, als durch eine öffentliche Kriegserklärung Genugthuung suchten: damit nemlich die Franzosen keinen Vorwand hätten, ihre Alliirten um Beystand anzusprechen. Und es ist wahrscheinlich, daß wir diese unsere Maaßregeln dem Rath einiger unserer Alliirten gemäß genommen, welche sonst sich wider uns mit Frankreich würden verbunden haben, wenn wir ihrem Rath nicht gefolget wären. Ich unterstehe es mich nicht, zu entscheiden, ob wir hieran Recht oder Unrecht gehabt: weil dieses auf die Nachrichten sich gründet, welche unser Ministerium von ihren Freunden an verschiedenen neutralen Europäischen Hüfen gehabt hat. Allein das ist doch gewiß, daß wenn wir eher den Krieg, und zwar mit einer Kriegs-Erklärung, angefangen hätten, und wenn wir zufolge derselben augenblicklich und ernsthaft die Kriegs-Operationen fortgesetzet hätten, so würden wir weit leichter und geschwinder den Krieg, wenigstens in Amerika, zu Ende gebracht haben. Nun aber, da wir den Krieg durch Repressalien anfiengen, gaben wir den Franzosen Anlaß sich zu ihrer Vertheidigung in Amerika zu

rüsten,

rüsten, in welchem Lande ein Vertheidigungskrieg den Franzosen sehr viele Vortheile schaft; und wenn sie nur so klug gewesen wären, und neutraler Schiffe sich zum Transport ihrer Schiffs und Kriegsmaterialien von Frankreich sowohl als von Amerika bedienet und selbst die regulirten Trouppen darinn übersandt hätten, so sehe ich nicht, mit welchem Recht wir es hätten wagen dürfen, sie aufzubringen, und glaube ich nicht, daß unser Kriegsglück in dortigen Gegenden so groß würde geworden seyn, als es in den letzten Jahren gewesen ist.

(London Magaz. 1759. Dec. S. 650.)

Wir haben indessen durch unsere Anfrage bey unsern Freunden an verschiedenen Europäischen Höfen, und Befolgung ihres Raths, dieses gewonnen, daß bisher keine Macht in Europo sich wider uns erkläret hat, obschon Frankreich nicht geruhet hat, dieselben aufzuwiegeln, und uns als den angreiffenden Theil im Kriege vorzustellen. Es setzet diese Bemühung noch immer arglistig fort, indem es der Sache mit Neuschottland nicht der geringsten Erwähnung mehr thut; sondern vorgiebt, die Ursachen des Krieges bestünden nur in einigen nicht viel bedeutenden Irrungen der beyden Nationen des Ohio wegen, welche leicht hätten können; ja noch itzt könten beygeleget werden, wenn wir nur Geduld gehabt hätten, und noch zu

einem

einem Vergleiche geneigt wären. Wir kehrten uns an diese falsche Vorstellungen nicht, sondern fuhren mit unsern Repressalien sehr glücklich fort. Fast täglich wurden viele französische Kauffahrtheyschiffe, auch so gar etliche Kriegsschiffe in unsern Häfen aufgebracht, auch verschiedene mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen beladene, und nach ihren amerikanischen Ländern bestimmte Fahrzeuge weggenommen. Ich glaube aber, daß wir bey diesen Prisen in einem Stücke etwas unvorsichtig verfahren sind. Viele dieser Kauffahrtheyschiffe waren mit Fischen und andern verderblichen Waaren beladen: nun aber sehe ich keinen Grund, warum man alle diejenige Waaren, welche, wenn sie im Schiffe aufbehalten bleiben, verderben oder sich im Preise vermindern können, nicht so bald, als möglich, ausgeladen, in einer öffentlichen Vergantung verkaufft, und den Betrag davon dem Staat zum Besten in die Bank niedergeleget habe, wenn etwa eine Kriegs-Erklärung erfolgen würde. Wäre aber dieser durch einen Friedenstraktat vorgebeuget worden, so hätte man ja nach Maaßgebung solches Traktats damit verfahren können. Statt dessen aber wurden die Ladungen als ein Heiligthum am Boord verschlossen gehalten: gerade als ob es unrecht seyn könnte, dieselben zu verkauffen, da es recht gewesen, Schiffe und Ladungen wegzunehmen. Solchergestalt wurden sie so lange aufbehalten,

bis

bis ein gut Theil davon verlohren gieng, besonders die Fische, wovon eine grosse Menge dergestalt stunken, daß man sie, um keine ansteckende Seuche zu verursachen, ins Meer werfen mußte. Man hätte die folgende Begebenheit leicht voraussehen und gewiß vermuthen können, weil der französische Bothschafter, Herr von Mirepoix, den 22. Heumonat, ohne Abschied zu nehmen, von hier nach Paris gieng, und eine jede Post uns die französischen Kriegsrüstungen berichtete.

Hierinn waren wir doch nicht saumseliger als sie. Es wurde eine gute Anzahl neuer Regimenter errichtet, die alten vermehret, und neue Schiffe zu bauen beordert, nicht allein auf den königlichen, sondern auch verschiedenen Privatwerften. Alles dieses geschahe indessen auf Kosten des Staats: denn weil wir den Krieg nicht erkläret hatten, konnten wir keinen Kapern Vollmacht geben, noch solche neutrale Schiffe, welche Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse nach Frankreich oder den amerikanischen Ländern führten, auffangen. Folglich obwohl die Kriegsschiffe eine grosse Anzahl wegnahmen, konnten wir doch von den französischen Kauffahrthey- und Proviantschiffen nicht so viele aufbringen, als sonst hätte geschehen mögen. Zu unserm Glücke waren die Franzosen so unverständig, daß sie ihre amerikanische Häfen allen neu-

tralen

tralen Schiffen verschlossen hielten, und die 50. Sous auf jede halbe Last von allen fremden nach den französischen Häfen handelnden Schiffen eintrieben.

Diese beyde Verordnungen waren zwar freylich ihrem Handel und ihrer Schiffahrt sehr vortheilhaft in Friedenszeiten; aber daß sie, nachdem wir die Feindseligkeiten angefangen hatten, noch immer darauf halten wollten, hatte keine andere Wirkung, als ihren Handel zu hemmen, ihre Kolonien in Verlegenheit zu bringen, unsern Kriegsschiffen immer mehr Prisen zu liefern und eine grosse Anzahl Matrosen zu verschleudern. Wären also die französischen Minister klug gewesen, so hätten sie einen allgemeinen Beschlag auf alle ihre Kauffahrtheyschiffe geleget, alle darauf befindliche Matrosen in des Königes Sold genommen, und alle ihre Häfen, beydes in Europa und Amerika, allen neutralen Schiffen geöfnet, so bald sie gehöret hätten, daß wir Befehl zu Repressalien gegeben.

Es schien aber, als ob die Vorsehung sie in diesem Stücke der gehörigen Einsicht beraubet hätte. Denn sie fuhren fort, ihren Handel durch Beschwerung der fremden Schiffe zu hemmen, und besunden darauf, denselben mit ihren eigenen Schiffen fortzusetzen: wovon die natürliche Folge war, daß in kurzer Zeit unsere Häfen mit französischen Pri-

sen und die Gefängnisse mit französischen Seeleuten angefüllet wurden. In diesen Umständen befanden sich beyde Nationen, wie den 13. Wintermonat das Parlament sich versammlete, dessen Sitzung der König mit einer gnädigsten Anrede vom Throne eröffnete, in welcher er demselben bekannt machte, daß der König von Spanien nichts ernstlicher wünschete, als die Erhaltung der allgemeinen Ruhe, und versichert hätte, in solchen friedlichen Gesinnungen zu verharren. Ferner, daß er, um die gegen sein Königreich und Staaten geschmiedete Anschläge, welche verschiedene Anstalten und Zurüstungen vermuthen liessen, zu vereiteln, einen Traktat mit der Kayserin von Rußland, und noch einen mit dem Landgrafen von Hessencassel geschlossen hätte, welche ihnen sollten vorgeleget werden.

Diese Rede beschlossen beyde Häuser mit allergetreuesten Addressen zu beantworten; wiewohl in beyden sich ein hitziger Widerspruch gegen einige den Addressen einverleibete Ausdrücke erhob. Denn nachdem im Oberhause war vorgestellet worden, folgende Worte der Addresse einzufügen: „Sie „achteten sich durch die stärksten Bande der Pflicht, „Dankbarkeit und Ehre verbunden, Ihro Majest. „beyzustehen und zu unterstützen in allen den wei„sen und nothwendigen Maaßregeln und Verbin„dun-

„dungen, in welche Ihro Majest. sich möchten ein-
„gelassen haben zur Behauptung des Rechts Ihrer
„Krone, oder Zernichtung der Versuche, womit
„Frankreich sich jener Maasregeln wegen möchte
„rächen wollen; auch Ihro Majest. zu stärken zur
„Vereitelung und Abwehrung aller der Unterneh-
„mungen, welche nicht allein wider desselben Kö-
„nigreiche, sondern auch wider irgend ein anderes sei-
„ner Länder, welche nicht zur Krone von
„Grosbritannien gehören, möchten geschmiedet
„werden, im Falle dieselben aus dem Grunde, weil
„Ihro Majest. die Behauptung des wesentlichen
„Belangs seiner Königreiche sich angelegen seyn
„liesse, angegriffen würden, „ so widersetzten der
Graf Temple und etliche andere Lords sich der Ein-
fügung dieser Worte: weil man durch das erstere
sich verbände, die Traktaten mit Rußland und Hes-
sencassel zu genehmigen, da man doch dieselben noch
nicht gesehen, auch noch nicht ausgemacht wäre,
daß der eine oder der andere unserer Nation eini-
gen Vortheil verschaffen könnte; durch das letztere
aber man sich zu erklären schiene, die Nation zu
verpflichten, sich zur Beschützung von Hannover
in eine Verbindung mit dem festen Lande einzulas-
sen, eine Verbindung, welche unmöglich zu erfül-
len wäre, und statt uns zur See oder in Amerika
einige Vortheile zu verschaffen, uns vielmehr zu-
letzt ausser Stand setzen würde, uns in einem die-

ser Welttheile zu behaupten. Allein nachdem die Sache in Umfrage gebracht worden, wurde die Einverleibung dieser Worte mit einer grossen Mehrheit der Stimmen genehmiget, welchem zufolge dieselben als ein Stück der bey dieser Gelegenheit von dem Oberhause übergebenen Addresse stehen blieben.

In dem Hause der Gemeinen geschahe auch der Vorschlag, einige Ausdrücke von demselben Inhalt der Addresse desselben einzuverleiben; demselben aber wurde heftig widersprochen von William Pitt, Esq. damaligen Zahlmeister der Königl. Trouppen, dem Herrn Henry Legge, Esq. damaligen Kanzler und Unterschatzmeister von Sr. Majest. Exchequer, und einem der Commissarien des Schatzes, nebst verschiedenen in hohen Staatsbedienungen stehenden Herren und vielen andern Mitgliedern; doch nach geschehener Umfrage wurde durch ein grosses Uebergewicht der Stimmen beschlossen, die angefochtene Ausdrücke der Addresse einzuverleiben. Kurz darauf wurden Herr Pitt, Herr Legge, und die mehresten derer Herren, die sich dagegen gesetzet hatten, ihrer Bedienungen, die sie vom Hofe hatten, entsetzet. Denn es schien itzo eine Grundregel zu seyn, daß niemand eine Staatsbedienung verwalten könne, der das Unglück hätte, ein anderes politisches Gewissen zu haben, als der regierende erste Minister.

Hierauf

Hierauf fuhr das Haus der Gemeinen fort, die Mittel zur Bestreitung des Dienstes im folgenden Jahr, und die Ersetzung dessen, womit man im vorigen Jahr zu kurz gekommen war, zu besorgen. In Absicht auf den Krieg wurden folgende Summen von dem Unterhause bewilliget und von dem Oberhause genehmiget, nemlich:

	Pf.	S.	D.
Für die Unterhaltung von 50,000. Matrosen und Seeleuten =	2,600,000.	--	--
Für das gewöhnliche der Flotte =	219,021.	3.	--
Für den Bau und die Verbesserung der Schiffe =	200,000.	--	--
Zur Bezahlung der Schulden der Flotte =	300,000.	--	--
Summa für die Flotte	3,319,021.	3.	--
Zur Unterhaltung von 34,263. Mann im Felde und Besatzungen	930,603.	6.	9
Für die Mannschaft in den Plantationen, ꝛc.	298,534.	17.	$10\frac{1}{2}$
Für die Artillerie der Landtrouppen =	152,435.	5.	6

	Pf.	S.	D.
Für dito ausserordentliche Ausgaben, wofür man nicht geſorget =	146,721.	15.	2
Für die 10. neue Regimenter zu Fuß =	91,919.	10.	--
An Neu-England ꝛc. für deſſen geleiſtete Dienſte	115,000.	--	--
An den Ritter William Johnſon =	5,000.	--	--
Für 11. Compagnien leichter Dragoner =	49,628.	11.	3
Für ausſerordentliche Ausgaben für die Landtroupen, wofür noch nicht geſorget worden =	75,835.	7.	3
Für ein Regiment zu Fuß, welches in Nordamerika ſoll angeworben werden =	81,178.	16.	--
Für 6. Regimenter zu Fuß aus Irland, welche in Nordamerika und Oſtindien dienen ſollen	79,915.	6.	--
Summa für die Landmacht	2,026,772.	15.	9½
Subſidien für Rußland	100,000.	--	--
Dito für Heſſencaſſel	54,140.	12.	6
Dito für Bayern	10,000.	--	--

Für

	Pf.	S.	D.
Für Heßische Trouppen und Subsidien =	163,357.	9.	9
Für Hannöverische Trouppen	121,447.	2.	6
Dem Könige von Preussen	20,000.	--	--
Summa für unsere Verbindung mit dem festen Lande .	468,945.	4.	9
Man machte der Regierung Credit für =	1,000,000.	--	--
Summa alles dessen, was man des Krieges wegen bewilliget =	6,814,739.	3.	$6\frac{1}{2}$

Kurz, die Summen, welche in dieser Sitzung bewilliget wurden, beliefen sich auf 7. Millionen und 229,117. Pf. 4. S. $6\frac{3}{4}$. D. Und um dieses Geld aufzubringen, wurde verordnet, daß, ausser der Malz- und Landtaxe zu 4. Schillinge vom Pfunde, die ganze Einkunft des sinkenden Fonds, seit dem 5. Jenner 1756. bis dasselbe sich auf 1,555,955. Pf. 11. S. $11\frac{1}{2}$ D. belaufen würde, dazu sollte angewendet werden; nebst einer Million, welche durch Anlehne oder Exchequer-Billen zu 3. p. c. Zinsen, konten erhoben werden; ferner 1,500,000. Pf. aus dem Verkauff der Annuiten,

welche können eingelöset werden, zu 3. Pf. 10. S. p. c. endlich noch 500 000. Pf. welche aus einer Lotterie, zu 3. p. c. kommen sollten. Alle diese Summen beliefen sich mit den 83,412. Pf. 2. S. $5\frac{1}{2}$. D. die noch im Exchequer blieben, auf 7. Millionen, 427,261. Pf. 5. S. 7. D.

Hieraus erhellet, daß das Parlament für den ordentlichen Dienst des folgenden Jahres in der That mehr bewilligte, als war gefordert worden, welches in vorigen Zeiten als ein Wunderwerk würde angesehen seyn. Dis war es aber noch nicht alles, was man zu einer lebhaften Fortsetzung des Krieges und Vertheidigung aller Britannischen Länder that.

Ich habe schon erwähnet, daß der König den 25. März 1755. eine Botschaft an das Parlament geschicket, und das Parlament bey der Gelegenheit eine Million bewilliget habe. Gleichwie aber einige neue Gesetze eben so nothwendig als Geld waren, und das Parlament aus dem Vorfalle des Herrn Washington voraussahe, daß die Nothwendigkeit erfordern würde, Trouppen nicht allein nach Amerika zu senden, sondern auch daselbst anzuwerben, so hatte man in der Sitzung, noch vor der Botschaft des Königes, der Meutereybill eine Klausel angefüget, worinn verordnet war, daß alle in Amerika von den Statthaltern oder Regierungen

gen angeworbene Officier und Soldaten, wenn dieselben gemustert worden und in wirklichen Sold getreten, so bald sie mit des Königs Britannischen Trouppen sich vereinigen, oder gemeinschaftlich mit denselben handeln würden, denselben Gesetzen und Kriegsartickeln, auch denselben Bussen und Strafen unterworfen seyn sollten, denen die Britannischen Trouppen unterworfen sind. Diese Klausel würde auch gewiß bis auf Ostindien ausgedehnet worden seyn, wenn es nothwendig gewesen wäre; solches aber war dadurch unnöthig geworden, daß schon ein ordentliches Gesetz vorhanden war, welches in der vorigen Sitzung durchgegangen war, zur Bestrafung der Meuterey und des Ueberlaufens in Ostindien oder der Insel S. Helena.

Obgedachte Klausel war, sage ich, der Meutereybill, schon vor Abfertigung der Botschaft Sr. Majestät, angehänget; sobald aber das Parlament diese Botschaft empfangen hatte, ließ es noch 3. andere Billen einbringen, welche auch in derselben Sitzung durchgiengen: die erste, um die Seetrouppen, wenn dieselben an Land sind, in guter Ordnung zu halten; die andere, um die Seetrouppen auf den Kriegs- und Kauffahrtheyschiffen besser zu versorgen; die dritte um 1,420,000. Pfund aus dem sinkenden Fond zum Dienste des Jahres 1755. anzuwenden.

So bezeugte das Parlament in der Sitzung von 1754. 55. seinen Eifer zu einer lebhaften Fortsetzung des Krieges, im Falle man dazu würde genöthiget werden: und dieser Eifer erkaltete im geringsten nicht in der folgenden Sitzung des Jahres 1755. 6. wovon ich itzt rede. Die obbemeldete Klausel in der Meutereybill wurde bestätiget, und die erwähnte Acte der Marine und Marinier sollte noch im folgenden Jahre ihre Kraft behalten. Ausser dem liessen sie eine Acte, zu geschwinder und und nachdrücklicher Ergänzung des Königes Land- und Seemacht durchgehen, in welcher verordnet wurde: die darinn bestimmte Commißarien sollten in ihren angewiesenen Bezirken alle Mannspersonen von gesunden Gliedern, welche keinen rechtmäßigen Beruf oder Profeßion hätten, oder sich nicht auf eine oder andere rechtmäßige und hinlängliche Art nähren könnten, ausnehmen und anwerben; sie sollten ferner, wo und wenn es ihnen gefiele, Befehl zu einer allgemeinen Aufsuchung solcher Personen geben, um dieselben zur Untersuchung vor sie zu bringen; ja es sollten die Beamten der Kirchspiele und kleinen Oerter, auch ohne dergleichen Befehle, befugt seyn, solche Personen aufzusuchen und in Verhaft zu nehmen, damit sie vor obbemeldte Commissarien zur Untersuchung geführet würden. -- Wenn drey dieser Commissarien unter denen vor sie gestellten Personen jemand

mand finden, der in oberwähnter Beschreibung enthalten, und nicht in den Ausnahmen, die im Verfolge der Acte angeführet werden, eingeschlossen wäre; und wenn der gegenwärtige Werbofficier denselben zu Sr. Majest. Diensten geschickt urtheilete, so sollte man ihn diesem Officier ausliefern, welcher sich desselben in einem öffentlichen Gefängnisse, oder irgend einem Hause oder Orte, welchen die Friedensrichter dazu anweisen würden, zu versichern hätte: und ein solcher Mensch sollte von der Zeit an als ein enrollirter Soldate angesehen, und durch keinen Proceß, es beträffe denn derselbe Leib und Leben, aus Sr. Majest. Diensten genommen werden. — Diese Acte sollte bis zur Endigung der nächstfolgenden Parlamentssitzung in ihrer Kraft bleiben.

Nichts konnte den Eifer des Parlaments zu einer lebhaften Fortsetzung des Krieges, anbey das Vertrauen, welches es auf die Gerechtigkeit und Mäßigung unserer Minister setzte, klärer zu Tage legen, als die Genehmigung dieser Acte, welche in den Händen böser und kühner Staatsbedienten ein Schwerdt seyn konte, die Sicherheit, welche unsere glückliche Verfassung der Freyheit der Unterthanen giebt, über den Haufen zu werfen; und die nächstfolgende Acte, wovon ich bald reden werde, wird zeigen, wie sorgfältig Se. Majest. sich hüten

hüten, etwas zu thun, das das Ansehen eines Eingrifs in unsre Staatsverfassung hätte. Ich muß aber vorläufig anmerken, daß seit vielen Jahren eine grosse Anzahl armer Familien sich jährlich aus Teutschland und der Schweiz nach unsern Pflanzörtern in Amerika begeben haben. Diesen Leuten wurden gemeiniglich wüste Ländereyen an den Grenzen der Pflanzörter angewiesen. Gleichwie aber keine Sorge getragen war, sich mit Englischen Familien zu vermischen, welches allerdings hätte geschehen müssen, so hatten sie mit niemand anders, als nur unter sich Briefwechsel und Unterredung gepflogen, weswegen sehr wenige von ihnen, ja auch keiner von denen, die daselbst geboren waren, die Englische Sprache reden oder verstehen konnte. Da sie indessen alle eifrige Protestanten waren, so urtheilte man, daß in einem Kriege mit Frankreich ein Regiment braver und treuer Soldaten von 4. Bataillons, jedes zu 1000. Mann, aus denselben und den übrigen Brittischen Unterthanen dieses Landes könnte errichtet werden. Zu dieser Absicht aber war es nöthig, eine gewisse Anzahl Officiers, und besonders Subalterne, zu haben, welche die Kriegszucht verstünden und Teutsch reden könnten. Da aber keine hinlängliche Anzahl derselben unter unsern eigenen Officieren vorhanden waren, wollte die Nothwendigkeit erfodern, etliche Teutsche und Schweizerische Officiers und

Inge-

Ingenieurs überkommen zu lassen und in Bestallung zu nehmen. Weil solches aber vermöge der Settlementsakte nicht ohne Genehmigung des Parlaments geschehen konnte, so gieng in dieser Sitzung eine Acte durch, worinn Sr. Maj. Macht gegeben wurde, eine gewisse Anzahl fremder Protestanten, welche auser Landes als Officiers oder Ingenieurs gedienet hätten, in Bestallung zu nehmen, um Officier- oder Ingenieurdienste zu thun, und derselben Rang, doch nur in Amerika, zu genüssen, unter gewissen Einschränkungen und erforderlichen Eigenschaften, als: daß sie in einer unserer Amerikanischen Kolonien sich nach Maaßgebung der Acte 1. Georg I. Cap. 13. qualificiren müssen; daß sie zugleich die in Acte 13. Georg II. Cap. 7. erfoderte Scheine beyzubringen hätten, daß sie innerhalb 6. Monathen das Abendmahl in einer protestantischen oder reformirten Kirche in Großbritannien oder einer unserer amerikanischen Kolonien empfangen hätten.

Da der König von Frankreich zu der Zeit verschiedene Regimenter Brittischer Unterthanen in Diensten hatte, und diese Regimenter bey allen Gelegenheiten sich ungemein wohl gehalten hatten, so kam in dieser Sitzung eine Acte zum Stande: Zur Verhütung, daß Sr. Majest. Unterthanen nicht als Officiers unter dem Könige von Frankreich

reich dienen möchten, auch kräftiger zu verhindern, daß Sr. Majest. Unterthanen ohne Deroselben Erlaubniß sich nicht als Soldaten annehmen lassen sollten, und diejenige von Sr. Majest. Unterthanen, welche forthin in der in holländischen Diensten stehenden Schottischen Brigade Bestallungen annehmen würden, zu verpflichten, den Eid der Treue und der Abschwörung abzustatten. In dieser Acte wurde auf die Uebertretung der dritten Verordnung eine Geldbusse von 500. Pfund, der beyden ersten aber die Strafe der Felonie ohne Genuß des Vorrechts der Clerisey gesetzet.

Da man im Anfange des vorigen Sommers beschlossen hatte, bewafnete Schiffe zu Oswego zu bauen, so kam in dieser Sitzung eine Acte zu Stande, worinn die Acte des 22. Jahres Seiner itzt regierenden Königl. Majestät, betreffend die Regierung Sr. Majest. Schiffe, Fahrzeuge und Seetrouppen, auch auf diejenigen Officiers, Seeleute und andere ausgedehnet wurde, welche am Boord der königlichen Schiffe und Fahrzeuge dienen würden, welche man auf den Seen, grossen Wassern und Flüssen in Nordamerika gebrauchte. Da es auch schien, daß einige neue Verordnungen zur Ergänzung und Regierung unserer Trouppen in Amerika nöthig wären, so kam auch in dieser Sitzung, doch nicht ohne Widerspruch, eine Acte zum

Stande,

Stande: Zur bessern Rekroutirung Sr. Majest. Trouppen auf dem festen Lande von Amerika; zur bessern Einrichtung der Armee, und zur Verhütung des Abstreichens in diesem Lande. Die vornehmste neue Klausel oder Verordnung in dieser Acte war diejenige, welche einen Werbofficier bemächtigte, einen in Contract stehenden Knecht nicht allein anzunehmen, sondern auch zu behalten, ungeachtet sein Herr ihn zurück fodern und sich zur Erstattung des Handgeldes anbieten würde, doch so, daß dem Herrn, der ihn zurück fodert, binnen 6. Monaten eine Summe ausgezahlet würde, welche von zween Friedensrichtern des Gebietes oder der Kolonie für eine billige Erstattung der ersten Kauffsumme und der Jahre, die der Knecht noch zu dienen hätte, geurtheilet worden.

Alle diese Acten wurden eingebracht, und giengen, nur die letzte ausgenommen, in beyden Häusern durch vor dem 17. May 1756. wie der Krieg gegen Frankreich förmlich erkläret wurde. Des gleich darauf folgenden Tages brachte Lord Pulteney, welcher von Georg Grenville, Esq. unterstützet wurde, in Vorschlag, eine Bille einzubringen zur Aufmunterung der Seeleute, und zur geschwinden und nachdrücklichen Bemannung Sr. Majest. Flotte. Dieser Vorschlag wurde mit einhelligen Stimmen genehmiget; und gleichwie

der

der Lord die Bille schon fertig bey sich hatte, also übergab er sie sogleich dem Hause, welches sie zum erstenmal verlesen ließ, und die zweyte Verlesung auf den folgenden Tag ansetzte. Kurz, die Bille kam so geschwinde zum Stande, daß sie durch beyde Häuser gieng und die königliche Bestätigung erhielte den 27. desselben Monates. Ich melde ausdrücklich, daß Lord Pultenay derjenige gewesen, welcher die Bille vorgeschlagen und übergeben, weil derselbe in keiner Verbindung mit unsern damaligen Ministern stand, sondern im Gegentheil sich einigen Maaßregeln derselben widersetzte: woraus zu ersehen ist, wie eifrig alle Partheyen auf eine lebhafte Fortsetzung des Krieges gedrungen. Was die Bill selbst betrifft, so war dieselbe größtentheils nur eine Copey der Acte 13. Georg II. Cap. 4. und enthielte, daß die von dem Feinde gemachte Prisen dem, der sie gemacht hätte ganz und gar verbleiben sollten; daß die Admiralität sollte bevollmächtiget und befehliget werden, den Kapern Commißionen auszufertigen, und daß eine Ergötzlichkeit von 5. Pfund sollte ausgezahlet werden für jeden Mann am Boord eines jeden bewafneten feindlichen Schiffes, welches würde genommen oder zerstöret werden, wenn bey dem Anfange des Gefechtes der Mann am Leben und wirklich am Boord gewesen.

Auſſer

Ausser allen diesen auf den Krieg ihre Beziehung habenden neuen Gesetzen, wurde noch ein anderes in Vorschlag gebracht, welches aber das Glück nicht hatte, durch zugehen. Bevor ich aber davon Nachricht gebe, muß ich anmerken, daß schon bald nach angefangener Sitzung sich sowohl in beyden Häusern, als ausserhalb derselben eine Parthey hervorthat, welche erklärete, daß man in die Händel auf dem festen Lande sich nicht einwickeln lassen, sondern bloßerdings dabey bleiben müsse, den Krieg zu Wasser und Lande in Amerika fortzusetzen. Ja einige derselben sagten rund heraus: wenn die Franzosen Hannover angreiffen, und das Deutsche Reich sich nicht vereinigen würde, ihr eigen Land, und eines ihrer fürnehmsten Staatsglieder, zu beschützen, so müßten wir uns damit nicht einlassen, noch zu einem vergeblichen Versuch der Beschützung desselben Geld hergeben, sondern das ganze Churfürstenthum die Franzosen, wenn sie wollten, wegnehmen lassen: denn weil wir Meister zur See wären, wodurch wir es den Franzosen schwer machen würden, ihre Handlung zu treiben, und Truppen, Vorrath und Kriegsbedürfnisse nach Amerika zu schicken; so wäre die größte Wahrscheinlichkeit da, daß wir den Krieg so glücklich führen würden, daß wir die Franzosen zuletzt zwingen könnten, nicht allein Hannover ohne einiges Equivalent wieder herauszugeben, sondern auch allen verursach-

ten Schaden, sowohl dem Fürsten als den Unterthanen dieses Churfürstenthums, zu ersetzen.

Diese Parthey, welche ich die Brittische nennen will, bekannte zwar offenherzig, daß wir, wenn es menschmöglich wäre, durch die stärksten Bande der Pflicht, Dankbarkeit und Ehre verbunden wären, Hannover zu vertheidigen, im Falle dasselbe unsertwegen angegriffen würde; allein keines von diesen Banden könne entweder irgend eine Privatperson oder eine ganze Nation verpflichten, eine Sache zu unternehmen, welche allem Anschein nach nicht ohne Wunderwerk könnte vollführet werden. Wenn das Haus Oesterreich und alle Stände des Deutschen Reichs sich ernstlich und mit gesammter Hand vereinigen wollten, ein Mitglied ihres Staatskörpers gegen Frankreichs ungerechten Angriff zu beschützen, so müßten wir in diesem Falle dieselben jährlich mit einer solchen Summe Geldes, als wir erübrigen könnten, unterstützen: denn nach aller Wahrscheinlichkeit würden sie mit der Beyhülfe etwas wenigen Geldes von uns, genugsam im Stande seyn, nicht allein den Angriff abzuhalten, sondern auch Frankreich für die ihnen verursachte Mühe nachdrücklich zu züchtigen. Wenn aber weder das Haus Oesterreich, noch die deutschen Fürsten sich zur Beschützung des Churfürstenthums Hannover, ohne ungeheure Beystands-

standsgelder dieser Nation, einlassen wollten, so würde es uns unmöglich fallen, die Kosten zu tragen, selbst wenn wir sie dadurch unter einen Hut bringen könnten. Denn sie würden alles mögliche thun, den Krieg auf die lange Bank zu schieben, um die Beystandsgelder nur desto länger zu geniessen: dies würde uns aber muthmaßlich zuletzt in solche Umstände setzen, die uns das Vermögen benähmen, ihnen ferner mit Gelde beyzustehen, ja gar uns selbst entweder zur See oder in Amerika zu schützen. In diese Umstände würden wir gerathen, so bald das baare Geld, welches auf unsere neue Fonds würde erborget werden, gänzlich erschöpfet wäre, indem unsre unbeschwerte öffentliche Einkünfte nicht hinreichend wären, selbst unsern eignen Krieg zur See und in Amerika fortzusetzen.

*) Bey dieser Gelegenheit wurde gesagt, man müßte betrachten: wann jemandes Credit noch so gut, und die Versicherung, welche er geben kan, noch so zuverläßig wäre, so müßte er doch, ehe er Geld lehnen kan, Leute wissen, die Geld zu verleihen haben. Man kan überhaupt nicht sagen, daß jemand Geld ausleihen könne, der das seinige schon entweder gegen öffentliche oder Privatversicherungen ausgeliehen hat: weil er die öffent-

* Append. to the Lond. Magaz. 1759. p. 695.

liche Versicherung, welche er an sich gebracht, nicht in Geld verwandeln, noch das Geld, welches er auf eine Privatverschreibung ausgethan, sich zahlen lassen kan; es sey denn, daß er jemand antreffe, der baar Geld hat, seine Obligation oder öffentliche Versicherung zu kauffen; oder daß der Schuldner, welcher eine Privatversicherung ausgestellet hat, selbst Geld habe, oder jemand antreffe, der ihm gerade so viel Geld leihen kan, oder der Geld genug hat, etwas von ihm zu kauffen, was er verkauffen will oder muß, um das Geld, so er schuldig ist, aufzubringen. Ueberhaupt zu reden, so ist die Summe des baaren Geldes, welches verliehen werden kan, in Europa itzo bey weitem so groß nicht, als man sich gemeiniglich einbildet, aus der Ursache, weil der letzte Friede nur sehr wenig Jahre gedauret hat. Da es in allen Ländern eine gewisse Anzahl Leute giebt, welche jährlich etwas Geld zurücklegen, und keine Gelegenheit haben, es auszuleihen, oder dafür Versicherungen an sich zu erhandeln, so muß in Friedenszeiten die allgemeine Summe des zu verleihenden baaren Geldes jährlich sich vermehren. Daher ist es bey dem Anfange eines Krieges einer Nation, die guten Credit hat, so leicht, Geld aufzunehmen; wenn aber der Krieg so lange dauret, bis sie alles Geld aufgenommen hat, welches zur Zeit des Friedens war erübriget worden, ich sage, alles

alles Geld, welches erspart und nicht verliehen, oder auf Unterpfänder, Versicherung, angekaufte Obligationen ꝛc. ausgethan worden, so kan die Nation jährlich keine grössere Summe borgen, als jährlich von denjenigen Personen erübriget wird, welche es lieber ihr, als jemand anders anvertrauen wollen. Würde sie sich bemühen, durch Anbietung einer grossen Premie oder hoher Zinsen, eine grössere Anzahl dazu zu bewegen, dies würde ein Mittel seyn, ihren Credit ins Wanken zu bringen: in welchem Falle sich niemand bey einem neuen Fond unterschreiben, und nur wenige Lust haben würden, die Verschreibungen eines der alten Fonds zu kauffen *).

*) Wo es wahr ist, daß die allgemeine Summe des Geldes in Europa in Kriegszeiten abnimmt, so möchte man gerne unterrichtet seyn, wo denn das übrige hinkomme, ob denn in Kriegszeiten mehr Geld nach Asia, Afrika und Amerika gehe, als in Friedenszeiten? Mich deucht, die Erfahrung lehre nicht allein das Gegentheil, sondern daß so gar viel Silbergeschirr in Europa zu Gelde gemünzet werde. Kennet man nicht Oerter und Länder, wo in Kriegszeiten von Privatpersonen mehr erübriget wird, als in Friedenszeiten, so gar, daß sie ihren Ueberfluß nicht unterzubringen wissen? So unrichtig indessen der Satz des Verfassers in Absicht auf ganz Europa ist: so richtig kan er zuweilen in Ansehung eines besondern Landes, und besonders Engelandes, seyn, weil dessen Umstände es mit sich bringen, daß in Friedenszeiten grosse Summen hineinfliessen, in Kriegszeiten aber viele Millionen nach andern Ländern gehen. D. Ueb.

Dieses, sagte man, müßte man wohl in Betrachtung ziehen, bevor man sich in einen Krieg auf dem festen Lande einliesse: weil derselbe uns in die Nothwendigkeit versetzen würde, jährlich 5. oder 6. Millionen zu borgen, wie wir vor dem Ende des letzten Krieges gethan haben; und obschon der Friede vor dem letztern Kriege beynahe 30. Jahr, ohne daß er sonderlich unterbrochen worden, gedauret hat, wurden wir doch am Ende des Krieges gewahr, daß wir durch das Aufnehmen so grosser Geldsummen schon alles Geld dererjenigen erschöpfet hatten, welche die Versicherung dieser Fonds aller andern Versicherung vorzogen: ich will sagen, alles Geld, welches sie in einer so langen Friedenszeit erübriget, und auf keine andere Versicherung ausgethan hatten. Denn wir dürfen uns nur erinnern, wie schwer es denen, die sich zur Lieferung unsers damaligen letzten Geldes unterschrieben hatten, gefallen, das Geld, welches sie auszahlen mußten, aufzubringen, welches auch eine der vornehmsten Ursachen war, welche uns nöthigte, jene unerwartete, aber schätzbare Eroberung, welche wir im Kriege gemacht hatten, im Frieden wieder herauszugeben. Wenn wir uns nun wiederum in einen so kostbaren Krieg auf dem festen Lande einlassen, so wird dieselbe Ursache wahrscheinlicher massen dieselbe Wirkung hervorbringen; schränken wir uns aber zu unserm eignen Kriege

auf

auf die See und in Amerika ein, so können wir hoffen, wenn wir gleich jährlich etwas weniges borgen müssen, daß wir nie nöthig haben werden, in einem Jahre mehr zu borgen, als jährlich von denenjenigen erübriget wird, welche ihr Geld lieber unsern öffentlichen Fonds, als irgend einer andern Versicherung anvertrauen wollen; wir werden folglich den Krieg so lange fortsetzen können, bis wir durch unsre Uebermacht zur See die Franzosen werden genöthiget haben, billige Friedensbedinge sich vorschreiben zu lassen, ohne zu begehren, daß ihnen von den im Kriege gemachten Eroberungen etwas wieder zurück gegeben werde.

Dieses und dergleichen waren die Gründe, deren die Parthey, welche ich die Brittische genannt habe, sich bedienete. Sie widersetzte sich öffentlich gewissen Ausdrücken, welche man der Addresse im Anfange dieser Sitzung einverleiben wollte, wie ich vorhin erwähnet habe. Sie stellete sich auch immer nachher, doch mit eben so schlechtem Erfolge, allen den Maaßregeln entgegen, welche zur Absicht hatten, diese Nation in einen Krieg auf dem festen Lande zu verwickeln, um Länder, die nicht zu Großbrittannien gehöreten, zu vertheidigen; wenn sich nicht mit guten Gründen darthun ließe, daß man vermögend seyn würde, unter den Mächten von Europa ein Bündniß zu

Stande zu bringen, welches nach aller Wahrscheinlichkeit zu dieser Absicht hinlänglich wäre, ohne von unserer Nation einen grössern Beystand an Geld und Trouppen zu begehren, als wir nach unserer Bequemlichkeit, und ohne der lebhaften Fortsetzung des Krieges Eintrag zu thun, ersparen könnten. Zu gleicher Zeit erkläreten sie sich mit vielem Eifer, daß man den Krieg zur See und in Amerika mit Anspannung der äussersten Kräfte der Nation fortsetzen müßte: und um diese Kräfte destomehr zu erhöhen, schlugen sie den 8. Christmonat 1755. im Hause der Gemeinen vor, man sollte den Schluß fassen, sich den 18. in eine Committe des ganzen Hauses zu formiren, um die vorhandene Gesetze, welche die Landmiliz betreffen, in Erwägung zu ziehen. Dieser Vorschlag wurde ohne Widerspruch genehmiget, aber die Ausführung bis zum 21. des nächstfolgenden Jänners aufgeschoben, an welchem Tage das Haus einstimmig den Schluß faßete, daß die vorhandene Gesetze, die Einrichtung der Landmiliz betreffend, nicht hinlänglich wären; anbey ebenfalls einstimmig befahl, eine Bill zur bessern Einrichtung der Landmiliz in allen Grafschaften von England, zu entwerfen und einzubringen.

Dem zufolge wurde die Bill den 12. März dem Hause übergeben von Charles Townshend, Esq. welcher

welcher zu seinem grossen Ruhme einer der fürnehmsten Beförderer derselben war. Nachdem sie in diesem Hause viele Verbesserungen erhalten hatte, gieng sie den 10. May durch, und wurde dem Oberhause zugesandt. Weil aber verschiedene Einwürfe gegen dieselbe von etlichen Lords gemacht wurden, und diese dafür hielten, daß einige Verbesserungen nothwendig wären, sie aber in dieser Sitzung nicht Zeit genug übrig hätten, die Sache so reiflich zu überlegen, als das Gewicht derselben erfoderte, so wurde der Vorschlag die Bill durchgehen zu lassen, mit 59. gegen 23. Stimmen verworfen.

Was den Entwurf dieser Bill betrifft, so stimmete sie in der Hauptsache mit derjenigen, welche nachher zu einem Gesetze bestätiget wurde, mehrentheils überein: deswegen will ich voritzo keine Nachricht davon geben, sondern nur melden, was diese Bill zu einem grossen Liebling des Volks gemacht, und dasselbe von der unumgänglichen Nothwendigkeit einer solchen Bill überzeuget habe. Gleichwie die Franzosen bey einem jeglichen Friedensbruch mit unserer Nation niemals ermangeln werden, uns mit einem Einfall zu drohen, so liessen sie solches auch diesesmal schon im Anfange des Winters merken, indem sie in dieser Absicht platte Schiffe bauen und sehr viele Regimenter nach

ihren Küsten am Brittischen Kanal marschiren liessen. Weil aber die Einwohner unsers Königreichs niemals so einig zur Unterstützung der Regierung, und niemals so erbittert gegen die Franzosen gewesen, als sie schon seit dem ersten Anfange des Krieges waren; so konnte kein Mensch sich einbilden, daß die Franzosen einen Anschlag gemacht hätten, dis Königreich zu erobern. Da indessen alle unsere Seestädte offen sind, und die Einwohner weder Waffen haben, noch das geringste von den Kriegsübungen verstehen, so befürchtete man, daß die Franzosen nicht allein einen Anschlag auf uns schmieden, sondern auch etwa einmal Gelegenheit finden möchten, denselben auszuführen, und etwa 3. oder 4000. Mann an Land zu setzen, um einige unserer Städte zu plündern, ein Stück der Küste zu verheeren, und sich wieder zu Schiffe zu begeben, ehe wir eine zureichende Anzahl unsrer Trouppen zur Hemmung ihrer fernern Ausbreitung, oder ein hinlängliches Geschwader, ihnen den Rückweg abzuschneiden, schicken könnten.

Aus dieser Ursache befahl Se. Majest. seinem Gesandten im Haag, dem Obersten Yorke, die 6000 Mann zu fordern, welche die Holländer kraft ihres Bündnisses liefern müssen, so oft unsere Nation mit einem Anfall bedrohet wird. Dem zufolge

zufolge übergab der Herr Yorke den 13. Hornung den Generalstaaten ein Ansuchungsschreiben; allein Ihro Hochmögenden waren so weit davon entfernet, in sein Gesuch zu willigen, daß sie vielmehr sich aller der Mittel bedieneten, welche ihnen, wenn sie wollen, die Verfassuug ihrer Republik an die Hand giebt, die Antwort aufzuschieben. Das Memorial wurde von den Generalstaaten an die Staaten einer jeden besondern Provinz und von dieser an die vornehmste Städte gesandt, welchergestalt die Generalstaaten vorschützten, sie könnten dem Herrn Yorke keine Antwort geben, bis sie die Antwort einer jeden ansehnlichen Stadt ihrer Provinzen erhalten hätten. Auf solche Art zauderten sie, Ihro Majest. eine Antwort zu geben in einer Sache, die eine schleunige Erklärung erforderte; indessen säumeten sie nicht, des Herrn Yorkes Memorial dem Herrn d' Affry, französischen Gesandten im Haag, mitzutheilen. Denn dieser Minister übergab auf Befehl seines Hofes den 14. März statt der Antwort ein Gegenmemorial, in welchem Se. Allerchristl. Majest. nach Gewohnheit uns beschuldigte, daß wir den Angriff gethan, anbey drohete, daß er, wenn sie die verlangte Hülfe senden würden, solches ansehen wollte, als ob sie an dem Kriege Theil genommen, mithin Feindseligkeiten unternommen hätten.

Dieses Gegenmemorial wurde gewöhnlicher massen den Staaten der besondern Provinzen und von diesen den vornehmsten Städten zugesandt. Wie endlich den 22. April die Antwort oder Entschliessung der Staaten von Holland und Westfriesland den Generalstaaten war übergeben und von denselben gebilliget worden, so wurde am Ende vom May oder im Anfange des Brachmonats dem Herrn Yorke eine Abschrift davon, statt einer Antwort auf dessen Memorial, zugleich auch eine Abschrift ihrer Antwort auf des Herrn d' Affry Gegenmemorial überliefert. Es war unschwer zu vermuthen, daß sie in ihrer Antwort schlechterdings läugnen würden, daß sie verpflichtet wären, dem Gesuche statt zu geben, oder einige Verbindung, worinn ihre Tractaten und Defensiv-Allianz mit uns sie setzte, zu erfüllen; allein gleichwie Se. Majest. aus den Kunstgriffen, womit sie ihre Antwort auf die lange Bank schoben, gar bald sahe, wo sie hinaus wollten, befahl er, schon eine geraume Zeit, bevor jene Antwort der Staaten von Holland zum Stande gekommen war, dem Herrn Yorke, Ihro Königl. Hoheit, der Prinzeßin Regentin, zu erklären, er hätte Befehl empfangen, auf sein Ansuchen nicht ferner zu dringen. Dies befreyete sie von der Unanständigkeit, Sr. Majest. eine abschlägige Antwort zu geben, und deswegen bestand ihre Antwort nur in einer Vorstellung der Verwir-

rung,

rung, worinn sie sich befänden, und eine Danksagung an Se. Majestät, daß er durch seine Erklärung sie aus der Verlegenheit, worein Desselben Gesuch und das französische Gegenmemorial sie gesetzet, gezogen hätte.

Indessen ist es sicher, daß sie Ihro Majest. eine abschlägige Antwort würden gegeben haben. Denn sie sagten in ihrer Antwort an den Herrn d' Affry ausdrücklich: gleichwie sie bisher an den Unruhen und Zwistigkeiten wegen der Länder in Amerika, und den daraus entstandenen Folgen, keinen Theil genommen, und in dieselben sich weder offenbar noch unter der Hand gemischet hätten: so wären sie auch nicht gesonnen, sich in dieselben, oder in die Folgen, welche dermaleinst daraus entspringen möchten, zu mischen. So weit giengen die Generalstaaten! Doch in demjenigen Memorial, oder wie man es nannte, vorläufigen Entschliessung, welche die Städte Amsterdam, Dort, Harlem, Gouda, Rotterdam und Enckhuisen den Staaten von Holland übergaben, und zwar muthmaßlich, ehe ihnen des Herrn Yorkes Erklärung an die Prinzeßin Regentin war bekannt geworden, giengen derselben Bürgermeister noch viel weiter. Denn sie sagten ohne Umschweife: Es gäbe keinen Tractat, wodurch die Republik verbunden wäre, an Irrungen, oder einem Kriege, welcher

zwischen

zwischen andern Mächten auſſer Europa sich entzündet hätte, Theil zu nehmen; weil die erste Ursache der Feindseligkeiten, welche sich nunmehro auch nach Europa gezogen hätten, ihre Republik nichts angieng, so könnten sie nicht verpflichtet werden, sich in derselben Folgen zu mischen; --- wenn die Traktaten auf den gegenwärtigen Fall sollten gezogen werden, so müßte man erst die Frage ausmachen, wer als der angreiffende Theil in Europa anzusehen sey. -- Die unläugbare Antwort würde seyn, daß England durch Wegnehmung einer grossen Anzahl Schiffe in Europa den Angriff gethan. --- Man könne sich auf die Garantie der Republik für die protestantische Thronfolge dermalen nicht berufen, da Se. Allerchristl. Majest. Großbritannien nur in der Absicht mit einem Angriffe drohete, um sich zu rächen, und für die angebliche Beleidigung, welche Sie durch Wegnehmung Ihrer Kriegsschiffe und der Kauffahrtheyschiffe Ihrer Unterthanen erlitten, Genugthuung zu verschaffen; --- auch würde der verlangte Beystand Ihro Britannischen Majest. von keinem Nutzen seyn, weil aus der Erklärung des Königes von Frankreich erhellete, daß die Bewilligung ihres Beystandes sie unverzüglich in die Nothwendigkeit setzen würde, hinwiederum Beystand von Großbritannien zu begehren.

Dies letzte war der einzige gute Grund, womit ein Holländer die Verweigerung der gesuchten Hülfe entschuldigen konnte. Es war wenigstens für uns ein guter Grund, dieselbe nicht zu begehren, und wird für uns allezeit ein guter Grund bleiben, von keinem Potentaten in Europa Beystand zu verlangen. So lange wir Meister zur See bleiben, besitzen wir gleichsam eine göttliche Eigenschaft. Wir sind im Stande, wem wir wollen, Beystand zu leisten, aber niemals in der Nothwendigkeit, von einem Potentaten unter der Sonne Beystand zu brauchen. Hätten wir dies wohl erwogen, wir würden in keinen einzigen, geschweige denn so viele Defensivtraktaten, die uns itzo auf dem Halse liegen, verwickelt worden seyn. Zwar können wir uns wohl gegen einen vortheilhaften Handelstraktat verpflichten, für die Rechte eines Potentaten, der uns solche Vortheile zustehen kan oder will, die Gewähr zu leisten, oder desselben Besitzungen zu vertheidigen; allein wir müssen niemalen einen solchen Traktat bey ihm suchen, oder von ihm verlangen, weil er denselben uns höher anrechnen wird, als er uns werth ist. Denn sollten wir etwa Hülfe von jemand bedürfen, so ist kein Potentat in Europa, welcher, wenn er uns Hülfe bewilligte, nicht wahrscheinlicher massen in dieselbe Klemme gerathen würde, worinn die Niederländer im Anfange des

Krie-

Krieges sich befanden. Ich will sagen, die Ueberlassung der begehrten Hülfstrouppen würde sie alsobald in die Nothwendigkeit setzen, einen stärkern Beystand von uns zu verlangen, als sie im Stande wären, uns zu geben.

Es streitet also mit unserm wahren Interesso selbst, Hülfe von irgend einer Macht auf dem festen Lande anzunehmen, wenn wir in Gefahr stehen sollten, angegriffen zu werden. Da aber unsere Städte und Flecken auf den Küsten mit einander offen sind, und zu ihrer und des umliegenden Landes Beschützung nichts anders haben, als den Muth, die Waffen und Kriegsfertigkeit der Einwohner; da es auch mit unserer Freyheit nicht würde bestehen können, eine so zahlreiche stehende Armee zu halten, als zur Bewahrung aller Plätze unserer weitläuftigen Küsten gegen die Plünderung eines kleinen feindlichen Haufens erforderlich wäre: so ist dies einer von den stärksten Gründen, welcher uns bewegen kan, nicht allein eine gewisse Anzahl wohlgeübter Landmiliz zu halten, sondern auch dafür zu sorgen, daß ein jeder zum Kriege tüchtiger Mann im Königreiche, wenigstens ein jeder, der etwas Eignes besitzet, allezeit mit gehörigen Waffen und Rüstung versehen, und in denen Kriegsübungen, welche zum Gefechte nothwendig sind, erfahren sey. Diese Art Kriegsübung

übung aber wird gewißlich sich viel leichter lernen lassen, als diejenige, welche itzo unter unsern ordentlichen Trouppen bey einer Musterung im Gebrauch ist, und worauf unsere Officier sich allein verlassen; obwohl sie selbst gestehen müssen, daß auf diese Genauigkeit nicht gesehen werde, wenn die Sache mit dem Schwerdt in der Faust oder aufgeschrobenen Bajonetten muß ausgemacht werden. Dahin aber wird es die Landmiliz allezeit bringen, wenn sie wohl angeführet wird, und es weder den Officiers noch Soldaten an Muth und Entschliessung fehlet, welches doch, Gott Lob! die Einwohner der Britannischen Länder von Natur besitzen.

Dieser Zustand der Sachen gab, auf erhaltene Nachricht, daß Frankreich sich zu einem Einfall in dieses Königreich rüstete, zu zwo verschiedenen Meinungen unter uns Anlaß. Die eine Parthey, welche ich die Brittische genannt habe, gestand, daß die Landmiliz, nach der damaligen Einrichtung der Gesetze, sich nicht mit Nutzen brauchen liesse; sie behauptete aber zugleich, wann Se. Majest. dem hohen und niedern Adel in jeder Grafschaft Bestallungsbriefe geben wollte, Regimenter von Freywilligen aufzurichten, und dieselben bald möglichst bewehrt zu machen und zu üben, mit der Versicherung, daß sie nicht sollten aus dem Lande geschicket,

noch auch in einem andern Falle wirkliche Dienste zu thun genöthiget werden, als wenn der Feind irgendwo auf der Insel eine Landung thäte; so würden die meisten jungen Leute im Lande sich gerne enrolliren lassen, woraus man in kurzer Zeit so viele Regimenter machen könnte, als man nöthig hätte. Diese Regimenter würden in etlichen Wochen so viel von den brauchbaren Kriegsübungen lernen können, daß sie einer gleichen Anzahl fremder regulairen Trouppen im Gefechte den Kopf bieten dürften; zumal die fremden Trouppen eben nicht viele Reuterey mitbringen könnten. Hieraus machten sie den Schluß, daß man bey einem etwanigen Einfalle nicht nöthig hätte zu unserer Vertheidigung fremde regulaire Trouppen, entweder aus Holland, oder irgend einem andern Lande in Europa, überkommen zu lassen.

Dis wurde aber von der andern Parthey als eine Grille angesehen, welche sich unmöglich ins Werk stellen ließe. Sie drungen deswegen darauf: wir würden nimmer in Sicherheit seyn, wenn wir nicht eine hinlängliche Anzahl regulairer Trouppen, es sey von unsern eigenen Leuten, oder von fremden, in der Insel bey der Hand hätten: mithin, da wir von unsern eigenen nicht genug hätten, so erfodere die höchste Nothwendigkeit, fremde regulaire Trouppen überkommen zu lassen. Für diese

Par-

Parthey erkläreten sich die meisten unserer Officiers, und weil unsere damalige vornehmste Minister dafür hielten, daß dieselben von Dingen, die ihr Handwerk beträffen, am besten urtheilen könnten, so wurden, wie ich gemeldet habe, die 6000. Mann, welche die Niederländer kraft des Traktats uns schicken mußten, abgefordert; gleichwie man aber bald merkete, daß man uns darinn nicht willfahren würde, so ward das Ansuchen durch einen Gegenbefehl aufgehoben. Am 23. März schickete Se. Majest. eine schriftliche Botschaft an das Parlament, worinn Dieselben bekannt machten: Sie hätten wiederholte Nachrichten von verschiedenen Oertern und Personen empfangen, daß der französische Hof einen Anschlag gemacht hätte, in Grosbritannien oder Irrland einzufallen; auch liessen die grossen Zurüstungen, welche man dermalen bey den Landtrouppen, Schiffen, der Artillerie und den Kriegsbedürfnissen in denen der Britannischen Küste gegen über liegenden französischen Häfen kundbarer massen vorkehrete, sammt der bedenklichen Sprache, welche die französischen Minister an etlichen fremden Höfen führeten, keinen Zweifel an der Wahrheit der Sache übrig. Ihro Majest. hätten deswegen Ihre Land- und Seemacht vermehret, und alle nöthige Maaßregeln und Vorbauungsmittel zur Hand genommen, um Ihre Reiche in Vertheidigungsstand zu setzen. Sie hätten, um Sich destomehr

zu stärken, die Ansuchung gethan, daß eine Anzahl Heßischer Trouppen, kraft des neulichen Traktats, ungesäumt herüber gebracht werden sollte, und zweifelten nicht, Sie würden durch Ihr Parlament in den Stand gesetzet und unterstützet werden, um alle diejenigen Maasregeln zu ergreifen, wodurch eine Absicht könnte erhalten werden, die die Ehre Ihrer Krone, die Aufrechthaltung der protestantischen Religion, und die Gesetze und Freyheit dieser Reiche so nahe beträffe.

Auf diese Botschaft entschlossen sich beyde Häuser, dem Könige allergetreueste Addressen zu überreichen, in welchen sie unter andern Ihro Majest. für die Ansuchung der Heßischen Hülfstrouppen danketen: welche Addressen ohne einigen Widerspruch in beyden Häusern beliebet wurden. Denn obschon die Brittische Parthey nicht der Meinung war, daß man seine Beschützung fremden in Sold genommenen Trouppen anvertrauen sollte; so fürchteten sie sich doch, weil man keine Anstalt gemacht hatte, das Volk zu bewehren und in den Waffen zu üben, selbst nicht einmal auf denjenigen Küsten, welche wegen ihrer Lage der Gefahr am meisten ausgesetzet waren, die Franzosen möchten durch eben diese Nachläßigkeit angemuthiget werden, mit einer kleinen Anzahl Trouppen irgendwo auf unsern Küsten einen plötzlichen Einfall zu thun. Sie

sahen

sahen aber voraus, daß, wenn dieses geschehen möchte, ihre Gegner die Schuld auf sie schieben würden, wenn sie der Ueberbringung fremder Trouppen sich entgegen gesetzet und dieselbe verhindert hätten.

Dies war wahrscheinlichermassen die Hauptursache, warum man diese Addressen so einhellig genehmigte, und durch diese Einhelligkeit wurden unsere Minister ermuntert, ihre Maasregeln noch höher zu treiben. Denn am 29. desselben Monats that Herr Fox, damaliger Staatssecretair, den Vorschlag, daß man Se. Majest. in einer demüthigen Addresse ersuchen sollte, Dieselben möchten zu desto kräftigerer Vertheidigung dieser Insel, und zu desto mehrerer Sicherheit der Religion und Freyheit Ihrer Unterthanen gegen den angedroheten feindlichen Einfall, allergnädigst geruhen, zwölf Bataillonen Ihrer Churfürstl. Trouppen nebst der gehörigen Artillerie, ohne Zeitverlust ins Reich bringen zu lassen.

Das hieß den Mißbrauch dieser beyden geheiligten Wörter, Religion und Freyheit, aufs äusserste treiben: und deswegen würde auch die Brittische Parthey sich diesem Vorschlag tapfer entgegen gesetzet haben, wenn die Sache nicht gar zu kützlich gewesen wäre, offenbar und hitzig dagegen zu arbeiten. Sie wollten also ihr Misfallen

lieber auf eine andere Art zu Tage legen. Denn nachdem sie in Erfahrung gebracht hatten, daß ein solcher Vortrag geschehen sollte, brachten sie die ordentlichen Geschäfte des Tages in Vorschlag, und drungen stark darauf, daß dieselben auf ihren Antrag sollten abgehandelt werden. Wäre dieses durchgegangen, so würde wahrscheinlicher massen jener Vorschlag, wenigstens für den Tag, wo nicht für die ganze Sitzung, verhindert worden seyn. Denn wenn sie gefunden hätten, daß die mehresten Stimmen auf ihrer Seite wären, so hätten sie allezeit alles, was sie wollten, verhindern können: indem sie nur die ordentlichen Geschäfte des Tages, oder ein Adjournement *) des Parlaments, in Vorschlag bringen dürffen. Allein ihr Antrag wurde durch ein grosses Uebergewicht der Stimmen verworffen, mithin der andere genehmiget. Hierauf wurde beliebet, ihre Entschliessung den Lords zuzusenden, und dieselben um ihren Beytritt zu ersuchen, worinn diese ihnen auch willfahrten: und so wurde diese einstimmige

*) Adjornement und Prorogation bedeuten beyde einen Aufschub oder das Auseinandergehen des Parlaments bis auf einen bestimmten Tag; doch mit dem Unterschiede, daß die auf dem Tapet gewesene Sachen durch ein Adjournement nicht abgebrochen, sondern bey folgender Zusammenkunft wieder fortgesetzet, durch die Prorogation aber vollkommen aufgehoben und zernichtet werden. Uebers.

ge Bill beyder Häuser Ihro Majest. den 1ten April übergeben, welche darauf die allergnädigste Antwort ertheileten: Sie wollten ungesäumt die gehörigen Befehle ertheilen. Diesen beyden Bittschriften zufolge kamen die beyden Haufen fremder Trouppen des folgenden Monats in England an, zweifelsohne zu ihrer größesten Freude, aber nicht zur sonderlichen Freude unsers Volkes, wie sehr dasselbe sich auch für einem französischen Einfall fürchtete.

Nachdem ich bisher von allem, was in dieser Sitzung des Parlaments, in Absicht auf den Krieg, abgehandelt worden, Nachricht gegeben, will ich nur dieses einzige hinzufügen, daß Ihro Majest. den 27. May demselben in einer kurzen Rede vom Throne berichtete, daß die Franzosen Minorca angegriffen, und Ihro Majestät darauf dieser Nation den Krieg förmlich angekündiget hätten: worauf beyde Häuser auf Befehl des Königes sich bis zum 18. Brachmonat, und demnächst wiederum bis zum 18. Heumonat adjournirten. Bald darauf aber ward das Parlament prorogiret.

(Die Fortsetzung künftig.)

XXXIV.

XXXIV.

Fortsetzung des Lebens der Maria, Königin von Schottland.

(Gentl. Magaz. Herbstm. 1759. S. 419. u. f.)

Die Grafen von Northumberland und Westmoreland waren zween der mächtigsten Pairs von England. Ihr Vermögen in den nordlichen Ländern war groß, und ihr Einfluß bey den Einwohnern ausnehmend. Sie waren beyde Papisten und übel mit dem Hofe zufrieden. Sie hatten sich beyde die Sachen der Maria eifrig angelegen seyn lassen, sich zu verschiedenen Partheyen geschlagen, um sie auf freyen Fuß zu stellen, ungeachtet der Wachsamkeit ihrer Hüter Mittel gefunden, mit ihr Briefe zu wechseln, und wußten um alle geheime Anschläge des Norfolks. Die Befreyung der Maria aber war nicht ihr einziges Augenmerk. Sie hoffeten, indem sie diese bewirkten, eine Religionsänderung und einen Umschlag in der Regierung dieses Königreichs zuwege zu bringen. Dem

zufolge

zufolge bewarben sie sich bey dem Könige Philipp von Spanien, der der eifrigste Beschützer des Pabstthums damaliger Zeit war, um dessen Beystand. Philipp, indem er wußte, daß, wenn er England in einen bürgerlichen Krieg verwickeln könnte, dieses ihm die Ausführung seines Vorhabens auf die Niederlande sehr erleichtern würde, versprach ihnen, so bald sie zu Felde gehen würden, mit Geld und Mannschaft beyzustehen. La Mothe, der Befehlshaber von Dünkirchen, der wie ein Matrose verkleidet war, untersuchte die Häfen, um zu entdecken, an welchem Orte es zu landen am gefügtesten seyn möchte, und Chiazina Vitelli, einer von des Herzogs von Alba geschicktesten Officiers, kam nach England, um die kriegerischen Unternehmungen an der Küste anzuordnen.

Elisabeth wußte nichts von diesen Unterhandlungen; da sie aber durch ihre Spionen benachrichtiget ward, daß die beyden Grafen öftere Unterredungen, es sey durch Zusammenkünfte oder Briefe, hätten, als gewöhnlich wäre, so schloß sie daraus, daß sie Norfolks Vertraute wären, und foderte sie daher nach Hofe. Diese Auffoderung beschleunigte ihre Maasregeln. Sie durften nicht gehorsamen: weswegen sie den 19ten des Wintermonats 1569. unter dem Vorgeben, die

Catholische Religion wieder empor zu bringen, die Thronfolge zu bestimmen, und den alten Adel zu beschützen, ins Feld rückten. Da dieses ein Vorgeben war, das dem Volke gefiel, so begaben sich viele vom Pöbel unter ihre Fahne. Elisabeth schickte auf das erste Gerüchte von einem Aufstande Maria nach Coventry, welches damals ein sehr fester Ort war, und nicht anders als durch eine förmliche Belagerung eingenommen werden konnte. Ein Theil der Anführer thaten zwar einen Versuch, sie zu befreyen, aber vergeblich; und da aus verschiedenen Theilen des Königreichs Trouppen auf sie ankamen, so zogen sie sich von Ort zu Ort zurück, und je nachdem bey ihrem Weichen ihr Muth sank, schmolz auch ihre Anzahl. Die wenigen aber, welche sich noch zwischen den Bergen von Northumberland zusammen hielten, wurden zuletzt zerstreuet, und ihre Anführer nahmen an den Grenzen unter den Schotten ihre Zuflucht. Die beyden Grafen und die Gräfin von Northumberland wurden, nachdem sie einige Tage in den Wüsten von Liddisdale herumgewandert hatten, von den Banditen ganz nackend ausgeplündert. Der Graf von Westmoreland wurde von Scot von Buccleugh verborgen gehalten, und nachher nach den Niederlanden gesandt. Northumberland aber fiel dem Regenten in die Hände, welcher gegen die Grenzen

anrückte,

anrückte, um einigen Einflüssen, welche die Rebellen in den aufrührischen Provinzen machen möchten, zuvorzukommen.

Elisabeth war es nunmehro müde, eine so gefährliche Gefangene, als Maria war, zu bewahren: daher beschloß sie, solche dem Regenten zu übergeben, da die Vorstellungen, die sie auf Anhalten des Fenelons zu ihrem Besten zu thun genöthiget gewesen, wie sie voraus sahe, verworfen waren. Es ward aber doch dieser Entschluß durch die Vorstellungen des Französischen und Spanischen Abgesandten verschoben, und nachher durch des Regenten Tod unterbrochen, welcher von einer Gallerie, die auf die Strasse gieng, wodurch er seinen Weg nahm, als er auf seiner Reise von Stirling nach Edimburgh durch Linlithgow kam, erschossen wurde.

Die Person, so diese That verübte, war Hamilton von Bothwellhaugh, welchem der Regent nach der Schlacht von Langside das Leben geschenket hatte. Dem ungeachtet hatte er so grosse Ursachen, die ihn dazu reizeten, als hinlänglich schienen, alle Verbindlichkeiten aufzuheben, wenn solche unmittelbar von derjenigen Person, auf welche er seine Rache richtete, hergekommen wären. Der Regent, ob er ihm gleich das Leben geschenket hatte, gab dennoch einen Theil seines

Vermö-

Vermögens einem Lieblinge, einem Nichtswürdigen, welchen zu lieben eine Schande hätte seyn müssen. Denn dessen Raubsucht und Grausamkeit waren so groß, daß er sich sogleich des ihm geschenkten Hauses bemeisterte, und die Frau des ehemaligen unglücklichen Besitzers nackend und bey kalter Nacht auf das freye Feld hinaus stieß, woselbst sie des folgenden Morgens rasend gefunden wurde. Denn die Unruhe und Angst ihres Herzens war nach einer solchen Behandelung so stark, daß sie innerhalb wenig Stunden ihres Verstandes völlig beraubet war.

Der Tod des Regenten ward von Elisabeth als ein sehr unglücklicher, von Maria aber als der glücklichste Zufall angesehen. Es wurde jedoch bald von dem Adel eine Zusammenkunft gehalten, um sich über die Wahl eines neuen Regenten zu berathschlagen; allein die Anhänger der Königin schlugen es nicht allein ab, bey der Versammlung gegenwärtig zu seyn, sondern protestirten auch gegen das Verfahren derselben. Man stellete auch verschiedene Versuche an, der Königin zu einer gemeinschaftlichen Regierung mit ihrem Sohne zu verhelfen; aber diese Versammlung gieng, ohne einigen Schluß gefaßt zu haben, aus einander.

Der Königin Parthey machte am 28. April

1570.

1570. öffentlich ihre Gewalt und Ansehen zu Linlithgow bekannt, und erklärete sich, keinem, als dem Grafen von Argyle und Huntley, die sie zu ihren Lieutenants bestellet hatte, zu gehorsamen. Der Adel, welcher dem Könige anhieng, machte eine Proclamation bekannt, worinn er alle, die das Ansehen hatten, es mit der Königin zu halten, für Feinde des Vaterlandes erklärete. Sie verliessen sich aber dem ungeachtet auf ihre eigene Kräfte nicht so sehr, daß sie entweder einen neuen Regenten erwählet, oder das Feld so lange behauptet hätten, bis sie von Elisabeth Hülfe erhalten. Sie empfohlen aufs nachdrücklichste, daß man den Grafen von Lenox während der Minderjährigkeit seines Enkels zum Reichsverweser ernennen möchte: als zu welcher Ehre er Kraft seiner hohen Geburt und seiner Verbindung beydes mit den Englischen und Schottischen Königlichen Häusern ein Recht hätte. Ihr geheimer Bewegungsgrund aber war, weil er wider Maria, als die Mörderin seines Sohnes, eine unversöhnliche Feindschaft hegete, und er Familie und Güter in England besaß, die ihnen genugsame Sicherheit geben konnten, daß er sich ihren Absichten gemäs betragen würde. Dem zufolge ward ihm das Amt eines Regenten noch in demselben Jahre am 12ten des Heumonats aufgetragen.

Zur selben Zeit fieng Elisabeth, indem sie fürch-

fürchtete, daß die Könige von Frankreich und Spanien sich ins Mittel schlagen möchten, wenn sie Maria in Freyheit zu setzen keine Anstalten machen würde, eine Unterhandlung zu diesem Endzwecke an. Sie sandte Cecil, ihren ersten Minister, und den Ritter Walter Mildmay, Kanzler des Finanzgerichts, Vorstellungen zu thun, welche, ob sie gleich für Elisabeth vortheilhaft, doch so beschaffen waren, daß sie von Maria in ihrer damaligen Verfassung angenommen werden konnten. Das Hauptsächlichste davon war die Ratification des Traktats von Edimburgh, der Verzicht ihrer Ansprüche auf die Englische Krone während des Lebens der Elisabeth und ihrer Nachkommen, den Beytritt zu den Verträgen beyder Königreiche, und die Begnadigung ihrer Unterthanen, die wider sie aufgestanden waren. Zur Sicherheit aber, daß dieses alles erfüllet würde, ward gefodert, daß einige Personen von Stande zu Geisseln gegeben werden, daß der König in England residiren, und daß etliche wenige von denen an den Grenzen liegenden Schlössern ihr geräumet werden sollten. Maria nahm einige von diesen Vorschlägen an, einige suchte sie zu mildern und andere zu vermeiden. Zur selben Zeit übersandte sie die Abschrift davon an den Pabst, die Könige von Frankreich und Spanien und an den Herzog von Alba, und benachrichtigte sie zugleich,

gleich, daß, wenn man nicht einige geschwinde und kräftige Bemühungen zu ihrem Besten anwenden würde, sie genöthiget seyn möchte, sich ihre Freyheit auf solche Bedinge, als ihr vorgeleget, ob sie gleich hart wären, zu verschaffen. Damals fügte sichs aber, daß alle diese Fürsten mit Sachen, die ihnen selbst näher angiengen, beschäftiget waren, weswegen sie der Maria insgesammt riethen, den Traktat, so gut sie könnte, zu schliessen, ohne sich dabey auf ihren Beystand zu verlassen.

Es war ihr diesem ungeachtet nicht möglich, den Traktat zum Schluß zu bringen, angesehen Elisabeth keine andere Absicht hatte, als nur Zeit zu gewinnen, und Maria fand sich, nachdem sie 10. Monate hingehalten war, unter einer noch genauern Verwahrung als zuvor, und hatte noch weniger Hoffnung, das Ende davon zu sehen. Ihr Königreich war zur selben Zeit durch einen bürgerlichen Krieg verwüstet, indem alles Volk in zwey fürchterliche Partheyen getheilet war, welche sich durch die Namen von Königsleute und Königinleute unterschieden, worunter einige die Religion zum Augenmerk hatten, andere blos aus politischen Absichten, noch andere aber gänzlich aus Bewegungsgründen des Eigennutzes handelten.

Am 3ten des Herbstmonats 1571. ward Lenox, der neue Regent, in einer Schlägerey zu Stirling

ling entleibet, und Lord Mar ward bald darauf an seine Stelle erwählet. Dem ungeachtet blieb Maria ihr Zustand mehrentheils derselbe, ausser, daß eine Parlamentsakte in England durchgegangen war, worinn es für Hochverrath erkläret worden, auf einiges Recht an der Krone, während des Lebens der Königin, Anspruch zu machen; zu behaupten, daß irgend einer andern Person ein näheres Recht daran zustünde; oder daß das Parlament nicht Macht hätte, die Thronfolge zu bestimmen: eine Akte, womit man gewißlich die Königin und ihre Anhänger im Zaume zu halten suchte.

Da eine Heyrathsunterhandlung zwischen dem Herzoge von Anjou, Bruder des Königes von Frankreich, und der Elisabeth obwaltete, so hatte Maria keine Hoffnung, einigen weitern Beystand vom französischen Hofe zu erhalten; sie ließ aber ihren Muth in Ansehung des Königes von Spanien, ungeachtet dessen letzten abschlägigen Antwort ihr beyzustehen, nicht sinken, sondern fuhr fort, denselben von ihm zu erbitten. Diese Unterhandlung trieb der Bischoff von Roß durch Hülfe eines gewissen Ridolphi, eines Florentiners, welcher sich zu London als ein Banquier aufhielte, und unter der Hand als Agent des Pabstes sich betrug. Maria machte alles, was sich zutrug, dem Norfolk bekannt, welchen Elisabeth

vor

vor kurzem in Freyheit gesetzet hatte, nachdem er feyerlich angelobet, welches er doch nie gehalten, keine weitere Unterhandlung mit Maria zu haben. Sie schrieb ihm einen Brief in Ziffern, worinn sie ihm Nachricht gab, was sie sich auf Philipp für Rechnung machte, und ihm zugleich den Ridolphi zum Vertrauten empfohl, als eine Person, die nicht allein geschickt wäre, Plans zu entwerfen, sondern auch auszuführen. Diesen Brief gab der Herzog einem Hickmann, seinem Sekretair, zu entziffern, wobey er befahl, solchen alsobald nachher zu verbrennen. Hickmann aber, an statt ihn zu verbrennen, verwahrte denselben mit verschiedenen verrätherischen Papieren unter des Herzogs eigenem Bette.

Ridolphi versicherte den Norfolk, aus was Macht und Bewegung, wissen wir nicht, daß der Pabst *) eine grosse Summe zu einer so guten Sache in Bereitschaft hätte; daß der Herzog von Alba unternommen hätte, 10000. Mann nicht weit von London ans Land zu setzen; und daß die Katholicken alle bis auf einen Mann zu den Waffen greiffen würden; daß verschiedene von Adel

zu

*) Der Pabst sowohl als Philipp hatten wenige Monate vorher der Königin berichtet, daß sie nichts weiter von ihnen erwarten müßte.

zu einem Aufruhre bereit wären, und daß die Augen der Nation auf ihn gerichtet wären, eine beleidigte Königin wieder aufzurichten, die ihm für seine Verdienste ihre Person und Krone anbot. Norfolk erlaubte auf diese Vorstellungen dem Ridolphi, Unterhandlungen mit dem Pabste und Alba in seinem Namen anzufangen, wiewohl er ihm keine Beglaubigungsschreiben gab. Dieser ganze Plan aber wurde bald darauf der Elisabeth entdecket, wahrscheinlicher Weise durch Hickmanns Verrätherey. Denn ein Mann, welchen er gebrauchte, einiges Geld hinzubringen, um unter der Maria Anhängern vertheilet zu werden, brachte solch s unter dem Vorwande, daß er es der Schwere nach für Gold hielte, ob ihm gleich gesaget worden, daß es Silber sey, gerades Weges zu dem geheimen Rath. Der Herzog, seine Bedienten und alle, die man in Verdacht hatte, daß sie um den Anschlag wußten, wurden gleich in Verhaft genommen, und ein jeder bekannte alles, was er wußte. Hickmann, welcher vielleicht, um den Schein zu meiden, mit den Uebrigen gefangen genommen ward, gab ihnen Anleitung, wo die Papiere zu finden wären, die er aufgehoben hatte; aber der Herzog, welcher sich auf die Treue derjenigen verließ, die ihn so bald und so niederträchtig verrathen hatten, und in der Meinung stund, daß alle gefährliche Schriften aus dem Wege geräumet

räumet wären, bestand auf seine Unschuld. Bald aber darauf wurden die Papiere vorgewiesen, und da bekannte er sich als die letzte Zuflucht für schuldig, und flehete um der Königin Gnade. Dem ungeachtet sahe es die Königin für nothwendig an, ihn andern zum Schrecken zu bestrafen, und dem zufolge, nachdem sein Proceß vor seinen Richtern geführet, und er verdammet worden, wurde sein empfangenes Urtheil einige Tage darauf an ihm vollzogen. Der Bischoff von Roß wurde auch auf den Tower gebracht und mit grosser Strenge behandelt; dem Spanischen Abgesandten ward anbefohlen, das Königreich zu verlassen, und die Königin von Schottland wurde in genauere Verwahrung genommen. Man verringerte die Anzahl ihrer Bedienten, und es ward niemanden erlaubet, sie zu sehen, ausser in Gegenwart ihrer Bewahrer.

Ihre Anhänger in Schottland erhielten verschiedene Vortheile, aber ihre Sachen wurden in beyden Königreichen nach gerade schlechter. Ihre Unterhandlungen mit dem Herzoge von Alba schreckte die Schotten mit dem Namen der Ausländer und einem Spanischen Joche. Die Engländer wurden durch einen ihr zum Besten entworfenen Einfall in ihr Land, aufgebracht, und widersetzten sich ihr als einer Feindin des Königreichs;

reichs; und im May 1572. genehmigten beyde Häuser des Parlaments nach einer feyerlichen Zusammenkunft, sie in einer Bill des Hochverraths zu beschuldigen. Elisabeth freuete sich in geheim über diese Maasregeln; aber wie sie es damals noch nicht Zeit zu seyn erachtete, mit der Sache aufs äusserste zu schreiten, so verschob sie das Parlament, ehe noch die Bill darinn verlesen war.

Am 24. des folgenden August war das Blutbad zu Paris, welches die Protestanten in allen Landen mit Schrecken und Bestürzung erfüllete, und sie glaubend machte, daß alle papistische Prinzen sich zu ihrem Untergange verschworen hätten. Diese Furcht war sehr nachtheilig für der Maria Sache in Schottland: denn verschiedene ihrer Anhänger waren Protestanten, und sie fürchteten sich vor ihrem Eifer für eine Religion, welche sie auf den Gedanken bringen könnte, daß es ihre Pflicht wäre, dieses Blutbad von Paris zu Edimburg zu wiederholen.

Der Regent bediente sich dieser Gelegenheit, Vorschläge zu einem allgemeinen Frieden zu thun, aber Moreton widersetzte sich demselben aus Absichten der Rache und des Eigennutzes, welches den Regenten so sehr verdroß, daß er vor Aergerniß am 29. des Weinmonats desselben Jahres starb, und Moreton ward ohne Widerspruch zum Regenten an seine statt erwählet.

Da

Da dieser Mann gänzlich der Elisabeth ergeben war, so war das erste, was er that, den Grafen von Northumberland auszuliefern, welcher beständig, seit seiner Flucht zum Scot von Buccleugh, zu Lochleven gefangen gewesen: ein Dienst, für welchen er bloß eine Belohnung an Gelde bekam; und was hierbey das allerschändlichste war, so hatte er der Freundschaft des Northumberlands, während seiner Verweisung in England, viel zu danken.

Obschon die bürgerlichen Mißhelligkeiten fortdauerten, waren doch itzt die Partheyen ungleicher getheilet, und nach einigen Streitigkeiten unterwarf sich ganz Schottland dem Könige, und Maria konnte einzig ihr eigenes und ihrer Freunde Unglück in der Einsamkeit ihres Gefängnisses beweinen. Durch die Betrübniß ihres Gemüths und den Mangel an Bewegung hatte sich ihre Gesundheit ziemlich geschwächet: sie erhielt daher, auf Anhalten des französischen Abgesandten, die Erlaubniß, nach dem Gesundbrunnen zu Buxton gebracht zu werden, woselbst sie sich, ohne eine merkliche Aenderung ihres Zustandes, verschiedene Jahre aufhielte.

Im Monat März 1578. ward der Regent durch den Adel genöthiget, nachdem er sich einen allgemeinen Haß durch seine Raubbegierde, Unterdrü-

ckung und Grausamkeit zugezogen hatte, sein Amt niederzulegen. Der junge König nahm selbst, ob er gleich damals kaum 14. Jahr alt war, das Ruder der Regierung an, und ein Rath von 12. Adelichen ward zu seinem Beystande ernennet.

So bald als der König in seiner neuen Gewalt eingesetzet war, gab er der Elisabeth davon Nachricht. Seine Mutter schrieb einige Zeit nachher einen Brief an ihn, und sandte ihm einige Edelgesteine von Werth und eine Weste, die sie mit eigener Hand gesticket hatte. Da sie ihm aber keinen weitern Titel, als Prinz von Schottland, gab, so wurde der Bote, ohne vor dem Könige erschienen zu seyn, entlassen.

Jacob, nachdem er gar bald die heftige und thörichte Neigung zu Lieblingen blicken lassen, welche ihm in seiner Regierung zur Last geleget wurde, und da er Macht und Reichthümer an Lenox und Arram verschwendet hatte, zwo Personen, davon die eine zu einem Rathe sehr ungeschickt, und die andere ein Innbegriff aller Laster war, die das menschliche Geschlecht verunehren; so bemächtigte sich der Adel, um sich von der Unterdrückung, wovon diese Männer das Werkzeug waren, zu befreyen, der Person des Königes, und entferneten die Lieblinge von demselben.

Maria,

Maria, da sie vernahm, daß ihr Sohn der Gefangene seiner Unterthanen war, befürchtete, daß dasselbe Unglück, welches sie erlitten hatte, auch auf ihn kommen würde. In dieser Betrübniß und Traurigkeit ihres Gemüths schrieb sie an Elisabeth, stellete ihr in den stärksten Ausdrücken ihr eigenes Leiden vor, und bat sie, ihren Sohn nicht zu verlassen. Elisabeth aber minderte weder die Strenge, womit man der Königin begegnete, noch schlug sie sich für den König ins Mittel.

Dem ungeachtet fand Jacob Mittel, die Regierung wieder zu erlangen, und Arram, den schlimmsten von seinen Lieblingen, wieder zurück zu berufen. Bis in das Jahr 1584. ereignete sich nichts von Wichtigkeit mit Maria, zu welcher Zeit Elisabeth aufs neue durch ein Gerücht, als ob man mit Anschlägen, sie in Freyheit zu setzen, umgienge, aufgebracht wurde. Man hatte Franciscus Trogmorthon, einen Edelmann von Cheshire, in Verdacht, daß er stark darinn verwickelt wäre. Dieser, da er auf die Peinbank gebracht worden, bekannte, daß der Herzog von Guise auf sich genommen hätte, Kriegsvölker zu liefern und die Unternehmung auszuführen, und daß der Pabst und der König von Spanien das Geld dazu herschiessen wollten. Trogmorthon ward nach diesem Bekänntniß verurtheilet und hingerichtet, und

dem Spanischen Gesandten, welchen er als das Haupt der Verschwörung angegeben, ward anbefohlen, das Königreich zu verlassen.

Elisabeth, damit sie in den Sachen Schottlandes die Hände wieder haben möchte, ließ sich so weit herunter, einem so Niederträchtigen und Unwürdigen, als Arram war, zu schmeicheln, an welchen sie Davison, einen von ihren obersten Staatssekretairen, sandte, und ließ ihm ihre Gnade und Schutz anbieten. Er nahm ihr Anerbieten an, und versprach mit einer Unverschämtheit, die einem schalkhaften Liebling eigen ist, daß Jacob nichts, als was sie genehmigte, thun sollte.

Kurze Zeit nachher, da ein Gerücht entstand, daß eine andere Parthey für Maria wider Elisabeth sich zusammen gab, so ward eine Verbindung gemacht, sie wider alle innerliche und äusserliche Feinde zu beschützen, und alle diejenigen, die einigen Anspruch auf die Krone machen würden, zu verfolgen und gänzlich auszurotten, für deren Rechte man einige Gewalt wider der Elisabeth Leben anwenden würde. Diese Verbindung ward von Personen von allen Ständen unterschrieben. Maria, welche man anitzt anfieng vielmehr als ein Werkzeug des Aufruhrs und Verraths zu fürchten, als Mitleiden mit ihr zu haben, wie mit einer Person, die unter einer ungerechten Strenge

wäre,

wäre, sahe dieses als einen unmittelbaren Vorläufer ihres Unglücks an. Dem zufolge wandte sie solche schwache Mittel, als in ihren Kräften waren, an, dem Uebel vorzubeugen, und sie sandte ihren Sekretair nach Hofe, mit dem Anerbieten, daß sie sich nunmehr dem Willen der Elisabeth in allen den Stücken unterwerffen wollte, die zu ihren Mißhelligkeiten Gelegenheit gegeben. Es scheint aber, daß sie fast zur selben Zeit einen Brief an den Ritter Franz Ingelnfield schrieb, worinn sie bey ihm darauf andrang, die Ausführung des grossen Bündnisses oder Entwurfs, wie sie es nannte, zu beschleunigen, ohne sich durch Vorstellung von einiger Gefahr, worein ihr Leben kommen möchte, irre machen zu lassen: weil sie gerne freywillig sterben wollte, um einen Trost für so viele unterdrückte Kinder der Kirche zuwege zu bringen. Da dieser Brief durch einige Mittel zu der Elisabeth Wissenschaft kam, so ist es nicht zu verwundern, daß, an statt sich mit Maria über einige Eröfnung einzulassen, sie dieselbe noch strenger bewahren liesse. Sie ward daher aus der Verwahrung des Grafen von Schrewsbury genommen, welcher sein Amt mit grosser Treue 15. Jahre lang geführet, allein seiner Gefangenen mit der größten Höflichkeit und Achtung begegnet hatte; und man gab sie in die Hände des Ritters Amias Palet und Ritters Drun Drury, welche

che sich hauptsächlich durch ihre strenge Wachsamkeit dazu empfohlen und deswegen vorgezogen wurden.

Elisabeth sahe damals ein, daß die Freundschaft Arrams ihr nicht beständig dienen könnte, wenn er fortführe, bey dem Volke verhaßt zu seyn, und da sie keinen Grund hatte, zu vermuthen, daß er durch eine bessere Aufführung sich beliebt machen würde, so zog sie auf ihre Seite den Meister von Gray, welchen Jacob herüber gesandt hatte, um die Lords, welche, weil sie sich seiner Person bemächtiget, verwiesen waren, ihres Schutzes zu berauben. Gray hatte einen angenehmen Anstand, ein einschmeichelndes Wesen, einen unersättlichen Ehrgeiz, und war zu heimlichen Staatsstreichen aufgeleget: Elisabeth glaubte es daher leicht zu seyn, ihn in den Stand zu setzen, den Arram auszustechen, und ihn zu gleicher Zeit auf ihrer Seite zu behalten. Dem zufolge schmeichelte sie seiner Eitelkeit durch Liebkosungen, unterstützte seine Verschwendung mit Gelde, und da sie ihm alles, was er verlangte, zustand, so setzte ihn solches bey Jacob in grosse Gnade. Nichts desto weniger stellte sich Gray für Maria sehr eifrig an, und da er mit der Elisabeth Erlaubniß vor derselben als Freund gelassen ward, so führete er sich wie ein Spion auf, und verrieth ein jedes Geheimniß, welches man ihm anvertrauet hatte.

Wäh-

Während daß Arram sich jeden Tag mehr und mehr in Schottland verhaßt machte, entdeckte man in England neue Verschwörungen wieder Elisabeth. Einer, Parry, ein Doktor der Rechten und Glied des Unterhauses, erbot sich, nachdem er kurz vorher zum Pabstthum übergetreten, durch den Mord der Königin seine Aufrichtigkeit zu bezeugen; da er aber seine Absicht einem Nevil entdecket hatte, so verrieth ihn dieser Nevil, und er ward mit dem Tode bestrafet.

Bey dieser Gelegenheit gab das Englische Parlament ein sehr ausserordentliches Gesetz, welches enthielte, daß, wenn etwas wieder die Königin unternommen werden sollte, es sey durch oder für einige Person, die auf die Krone Anspruch machte, den Unterthanen Ihro Majest. freystehen sollte, solche bis zum Tode zu verfolgen, und daß, im Fall einige Anschläge wieder die Königin gefasset wären, eine solche Person, durch oder für welche eine dergleichen That möchte ausgeführet werden, das Leben verwirket haben sollte. Kraft dieses Gesetzes hatte Maria, um welcher willen es gegeben war, ihr Leben verwirket, nicht allein wegen ihrer eigenen, sondern auch wegen anderer That: und es ist wahrscheinlich, daß der Elisabeth Minister damals ihren Tod bestimmet hatten. Man lies Schriften drucken, um die Nation zu überreden, daß es

nicht

nicht allein nothwendig, sondern auch gerecht wäre, sie hinzurichten. Während der Zeit wurde ihr ihre Gefangenschaft durch alle Härte, die die Unmenschlichkeit nur ausüben konnte, schwerer gemachet. Man nahm ihr alle ihre Bediente; und obgleich eine Gefangenschaft von siebenzehn Jahren ihre Gesundheit gänzlich verdorben hatte, so gab man ihr doch nicht mehr als zwo baufällige Kammern ein, welche so kalt waren, daß man kaum mitten im Sommer darinn wohnen konnte; ihr ward selbst das Vergnügen genommen, welches sie bey Ausübung der Mildthätigkeit gegen die benachbarten Armen empfand, und man hielte sie von Austheilung der Allmosen zurück, die sie täglich von ihren geringen Einkünften übergesparet hatte, um mitten in ihrem Elend das Elend anderer zu erleichtern.

Elisabeth ward demnach täglich furchtsamer, daß fremde Mächte für Maria etwas unternehmen möchten, weil sie nun nicht mehr mit Sachen, die sie bisher abgehalten hatten, um sich zum Besten der Maria mit in die Sache zu mischen, beschäftiget waren. Sie entschloß sich daher, um mit äusserster Strenge wider sie zu verfahren, den einzigen scheinbaren Vorwand, den Angriff ihrer Besitzungen, aufzuheben.

Das erste, so sie vornahm, war, eine genaue Verbindung mit Jacob zu stiften; und nachher schritt sie zu ihrem Entwurfe, Arram von ihm zu entfernen, und an seine Stelle eine Person zu setzen, worauf sie mit mehrerer Sicherheit sich verlassen konnte. Dieses gelung ihr endlich, und nicht lange nachher gab die unbedachtsame Zuneigung der Englischen Papisten gegen Maria zu einer Verschwörung Anlaß, die sich mit dem Verlust ihrer Sache und ihres Lebens endigte.

Der Beschluß künftig.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

XXXV.

Neue Bücher, 1760.

vom April bis December.

1. Mr. Yoricks Sermons, published by Mr. Sterne. Herrn Yoriks Predigten ans Licht gestellet von Hr. Sterne. 5. S.
2. Letters on important subjects, by Wm. Law. Briefe über wichtige Gegenstände von Wilh. Law. M. Art. 2. S.
3. Dr. Stebbings Sermons. Doct. Stebbings Predigten. 2. B. 5. S.

4. Mo-

4. Modern practice of physic by I. Ball, M. D. Neuere Ausübung der Arzney durch J. Ball, Med. Doct. 9. S.
5. The family physician by Hugh Smith. Der Hausarzt durch H. Smith. 1. S.
6. Essay on the ancient and modern state of Ireland, by Henr. Brooke, Esq. Versuch über den alten und neuen Zustand von Irland, von H. Brooke. 1. S. 6. D.
7. Lectures in natural philosophy, by Iam. Ferguson. Vorlesungen über die natürliche Weltweisheit von Jac. Ferguson. 7. S. 6 D.
8. Bibliotheca Biographica, 3. Vol. 18 S.
9. Commodore Walckers Voyages. Admiral Walckers Reisen. 2 Vol. 5. S.
10. Bills of Mortality from 1657 to 1758. Register der Verstorbenen von 1657. bis 1758. 11. S.
11. Introduction to Botany, by Iam. Lee. Einleitung zur Botanick von Jac. Lee. 5. S.
12. Steeles dramatic Works. Steele dramatische Werke. 2. S. 6. D.
13. Drydens Miscellaneous Works. Drydens vermischte Werke. 4. B. 8.
14. A Military Essay, by Colon. Dalrymple. Kriegsversuch von dem Obristen. Dalrymple. 5. S.
15. The School of Raphael by Benj. Ralph. Die

Die Schule von Raphael von Benj. Ralph. 1. L. 5. S.

16. System of the principles of the Law of Scotland, by Ge. Wallace. System von den Grundsätzen der Gesetze von Schottland, von Ge. Wallace. 1. L. 5. S.
17. The farmers compleat guide. Der vollständige Unterricht für Landwirthe. 4. S. 6. D.
18. A second Volume of Dr. Lardners Sermons. 2ter Band von D. Lardners Predigten. 5. S.
19. Twelve Sermons, upon the Law and the Gospel, by Mr. Romaine. Zwölf Predigten über das Gesetz und Evangelium. 3. S. 9. D.
20. Life of Balbe Berton. Leben des Balbe Berton. 2. B. 6. S.
21. The Adventures of a black Coat. Die Begebenheiten eines schwarzen Rocks. 2. S. 6. D.
22. The Adventures of a Guinea. Begebenheiten einer Guinee. 2. B. 6. S.
23. The history of Tom Fool. Geschichte des Tom Fool. 2. B. 6. S.
24. The Transmigrating Soul. Die wandernde Seele. 3. S.
25. The history Frederick the Forsaken. Geschichte Friderich des Verlassenen. 2. B. 6. S.
26. Great News from Hell. Grosse Neuigkeiten aus der Hölle. 1. S.

27.

27 Thesaurus Ellipsium Latinarum Autore Elia Palairet. 6. S.

28 A circumstantial Account of Mr. Stirn, by Mr. Crawford. Umständliche Nachricht von Herrn Stirn. 1. S.

29. London in Miniature. Kurze Beschreibung von London. 3. S.

30. Observations on the past Growth and present State of the City of London. Anmerkungen über den vorigen Anwachs und jezigen Zustand der Stadt London. 1. S. 6. D.

31. The present State of Letters. Der gegenwärtige Zustand der Gelehrsamkeit (in England) 6. D.

32. A Collection of the Letters of the late Rev. Iames Harvey, A. M. Sammlung der Briefe von dem berühmten J. Harvey A. M. 2. B. 6. S.

33. A description of the Escurial, by Ge. Thompson. Beschreibung des Escurial aus dem Spanischen, von Ge. Thompson.

34. History of Gustavus Ericson, King of Sweden, by H. A. Raymond, Esq. Historie Gustav Ericson, Königs von Schweden, von H. A. Raymond. 4. S. 6. D.

35. Life of John Carteret Pilkington by himself. Leben des Johann Carteret Pilkington, von ihm selbst geschrieben. 6. S.

36. The English Theatre. Das Englische Theater, (Sammlung von Comödien) 8. B. 8v. 1. L. 4. S.

37. The Royal Bible by Leon. Howard, D. D. No. 1. Die Königl. Bibel von Leon. Howard, Doct. Theol. No. 1. 6. D. Wird wöchentlich ein Heft mit Kupfern in Fol. ausgegeben. Es ist eine neue und schöne Auslegung der ganzen heil. Schrift, mit Anmerkungen und Erklärungen über alle schwere Stellen derselben.

38. An Essay on Prayer etc. Versuch über das Gebeth. 3. S. 6. D. Eine sehr nützliche Schrift, worinn eine redliche Absicht für die zeitliche und ewige Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts gezeiget wird.

39. Institutes of Health. Gesundheitsregeln. 1. S. 6. D.

40. Chirurgical Pharmacy. Chirurgische Apothek. 6. S.

41. Memoirs of the late Revolution in Bengal. Nachrichten von den neulichen Unruhen in Bengalen. 2. S.

42. Lives of Old and New Testament Worthies. Vol. 1. Lebensbeschreibung der berühmten Männer des A. und N. Testaments. B. 1. 1. S. 6. D.

43. Life of Count Brühl. Leben des Grafen von Brühl. 2. S. 6. D.

44. The State of the Revenues of France. Bestimmung der Einkünfte des Königs von Frankreich. 3. S. 6. D.

45. Voltaires Critical Essays on Dramatik Poetry, in English. Voltairens critische Abhandlung über die dramatische Poesie. 3. S.

46. The genuine Letters of Baron Fabricius. Die ächten Briefe des Baron Fabricius. 4. S.

47. Treatise on Consumptions, by I. Stephens, M. D. Abhandlung von der Auszehrung, von J. Stephens, Med. D. 4. S. 6. D.

48. A Paraphrase of the Acts of te Apostles, et the Epistles to the Romans and Corinthians, with notes by Thom. Spooner. Paraphrastische Erklärung der Apostelgeschichte und der Briefe an die Römer und Corinther, mit Anmerkungen von Thom. Spooner. 5. S.

Inhalt zum 3ten Stück des 5ten Bandes.

XXVIII. Joh. Phil. Cassels Beschreibung zwey neuer Jubelhochzeitmünzen Seite 477. u. 479.
XXIX. R. H. Schreiben an Herrn Maßie über den Ursprung und Fortgang der nordischen Sprachen und Völker 496
XXX. Alte Gewohnheit, die Dreyeinigkeit vorzustellen 518
XXXI. Ben. Ray Abhandl. von der Egyptischen Lotuspflanze 521
XXXII. Von dem Fortgange der Wissenschaften und der Entdeckung bisher unbekannter Länder von Maupertuis 531
XXXIII. Fortsetzung vom Ursprunge und Fortgange des gegenwärtigen Krieges 539
XXXIV. Fortsetzung des Lebens der Maria, Königin von Schottland 660
XXXV. Neue Bücher 681

Register.

Register
dieses fünften Bandes.

A.

Abbildung der heil. Dreyeinigkeit 520
Albanien, darinn halten die Engländer eine Zusammenkunft aus ihren Provinzen mit den Indianern 545. 548
Alga marina mit breiten Blättern 20
Amerikanische Länder, Streitigkeiten darüber zwischen England und Frankreich 165
Auge, ausserordentlicher Zufall desselben geheilet 37

B.

Barnacle, Schalenfisch 50
Blasenpflaster 12
" " ist schädlich der Engbrüstigkeit 13
Blattern, Kinder, Einpfropfung derselben 356
Bothwel, dessen Erhebung 255
" " heyrathet Maria, Königin von Schottland 271
" " fernere Unternehmungen 272
Braddok, dessen Verrichtungen in Amerika 563. 565
Brief des Juden Sak da Costa 304
Brydour, Patrick 24
Bücher, neue 225. 681.
" " Geschenk an das Brittische Museum 304
" " seltene 514. 516. 519.
Buchstaben, Runische 506
" " Sächsische 510

C.

Cädmons Gesang sehr alt 514
Chelsea Garten, 50. Pflanzen aus demselben beschrieben 22
Chinarinde, gut in der Raserey 19
Concha anatifera, derselben Gattungen 50
Comet-Erscheinung 2
Condamine, dessen Abhandl. von den Blattern 365
Convulsionen, ungewöhnliche Wirkungen derselben 35
Costa, Sal da, eines Juden Geschenk von Büchern an das Brittische Museum 304
de la Costa macht die Einpfropfung der Blattern zuerst in Frankreich bekannt 362
Crocodilsknochen, ausgegraben 23

D.

Darnley, dessen Betragen 243
" " Ende 262
Davel, Major, dessen thörichtes Unternehmen und Strafe 112
Deutschland, ob der Krieg in demselben England vortheilhaft sey 637
Dichtkunst, geographische Beschreibung derselben 410
" " " zwey alte Fragmenten der Hochländer in Schottland 448
Dieskau wird geschlagen 582
Dollart 28
Douglas, Wilh. dessen Unternehmen 282
Dreyeinigkeit, alte Gewohnheit dieselbe vorzustellen 518
Druiden 505
Drusen, ein besonderes Volk 107

E.

Eisalbe hebet die Zusammenziehung der Sehnen 219
Einpfropfung der Hornviehseuche, und Nutzen derselben 8
Einpfropfung der Kinderblattern vertheidiget 356
" " " wird in Engelland eingeführet 359
" " " in Frankreich 362
" " " in Holland 369
" " " in Italien 370

Einpfropfung, verschiedene Arten 371
" " " Einwürfe dagegen 379
" " " Niemand stirbt eigentlich an derselben 404
Electrische Wirkungen in Lähmungen 1
" " " in andern Krankheiten 24
Elisabeth, Königin in England, Aufführung gegen Maria, Königin in Schottland 289. f.
Erdbeben, verschiedene 4. 5. 21
Erz, magnetisch zu machen 42

F.

Fabel von dem größten Wunder der Schöpfung 221
Fall des Wassers 5
Farinelli, ein berühmter Sänger 338
Fensterglas lange im Gebrauch 18
Feuermaschine, um etwas in Bewegung zu bringen 28
Fitzgerald, Krane, ein Mechanicus 28
Flechse am Daumen geht ohne Schaden verlohren 19
Flutmühlen, Nutzen derselben 460
" " " Einrichtung und Abbildung 461
Francklin, Benj. 1
Franzosen, ihr Betragen in Amerika wider die Engländer 168

G.

Gallenstein, ausserordentliche Vorfälle damit 8
Gedärme an einander gewachsen 9
Geldquellen in England 156
Gesch, guter, Verfertigung desselben 147
Geschenk an das Brittische Museum 304
Gestank in den Gefängnissen 27
Getränk, kühlendes, in Jamaica 145
Giftig ist zuweilen der Gestank in den Gefängnissen 27
Ginseng Pflanze, derselben Eigenschaft 466
Glas an den Fenstern lange im Gebrauch 18
Gürtel, damit man sich im Wasser wider das Erstikken bewahret 146

H.

Hagelwetter, merkwürdiges 36

Hahnentritt, so viel hat der Tag um Neu-Jahr zugenommen 148
Händel, Georg. Friedr. Leben dieses berühmten Musicus 313
" " zeigt schon in der Kindheit einen starken Trieb zur Musik 314
" " dessen Begebenheiten in Berlin 317
" " in Hamburg 319
" " reiset nach Florenz 321
" " nach Venedig 323
" " nach Rom 325
" " nach Neapel 329
" " nach Hannover 329
" " nach England 331
" " Standhaftigkeit in der Religion 327
" " übertrift die Buononcini 336
" " ist zanksüchtig 337
" " verscherzet sein Glück 338
" " verliehret den Verstand 339
" " führet die Oratorien ein 341
" " reiset nach Irland 342
" " bekommt den Staar 343
" " Tod und Grabmal 345
" " Charakter 345
Harvey, Tod desselben 147
Herculaneum 20
Historie, Ungewißheit derselben 205
Hitze, ausserordentliche 6
" " in Georgien 49
Huxham, Dr. 6

J.

Insekt, Seesonnenkrone 49
Irländer, woher sie ihre Buchstaben empfangen 508
Isoperi metrische Aufgaben, deren Auflösung erleichtert 20
Jubelhochzeitmünzen, neue, weitläuftig beschrieben 477
Jurin befördert die Einführung der Kinderblattern 360

K.

Kinderblattern, Geschichte der Einpfropfung 356
" " " Beantwortung der Einwürfe dawider 379
" " " fernere Beantwortung 399
Klee, frischer und grüner, ist dem Hornvieh schädlich 151
Klinkenberg 2
Knochen, ausgegrabene eines Krokodils 23. 43
" " " eines andern grossen Thieres 7
Kompaß von 10. Schuh auf Schiffen 81
Krampfichte Zückungen, und deren sonderbare Wirkungen 35
Krankheit, fallende, von den Würmern 6
Krieg, Ursprung und Fortgang des gegenwärtigen 153 und 539
Krokodilsknochen ausgegraben 23. 43

L.

Länder, unbekannter, Entdeckung 531
Landkarten, beste Form 10. 11
Landmiliz, Einrichtung in England 644
Länge des Meeres zu entdecken 77
" " " durch Beobachtung der mittägigen Distanz des Mondes und der Sterne 346
Lavanna, Joh. Bapt. Leben 455
Leben Georg. Fr. Händels, Doctors in der Musik 313
" " Hieron. Mascarenhas 453
" " Joh. Bapt. Lavanna 455
" " Fr. de M. Mascarenhas 456
Lichen, eine Pflanze 22
" " Nachricht davon 23
Lotuspflanze in Egypten, Abhandlung davon 521
" " eine Wasserpflanze 525
" " Symbolische Bedeutung 529
Luftbeschaffenheit einiger Oerter 3
Lufterscheinung, ausserordentliche 146

M.

Magnetisch Erz 42
Magnetnadel, Abweichung 77

Malerfarbe, Cur der Würmer 47
Manchenilapfel 41
Maria Stuart, Königin von Schottland, Fortsetzung ihres Lebens 239. 660
Mascarenhas, Hier. Leben 453
" " N. F. de Mont. Leben 456
Maschine, den Wachsthum der Pflanzen abzumessen 199
Meer, dessen Länge zu entdecken 77. 346
Meerwasser, wie es süß zu machen 21
Meinerzhagen G. E. von, Münzen auf dessen Jubelhochzeit 477
" " " Erklärung derselben 479
" " " dessen Geschlechtsnachrichten 487
" " " verschiedene in ansehnlichen Bedienungen 488
" " " dessen Kinder 490
Mittel, einen verrenkten Fuß bald wieder herzustellen 214
" " wider die Zusammenziehung der Gelenke 217
Mondfinsterniß, Betrachtung derselben 21. 40
Mountain-Wein 11
Mühlen, von der Flut getrieben, und Nutzen derselben 460
Münzen, Sydonische und Phoenizische 45
" " " einer Jubelhochzeit 477
" " " Erklärung einer, worauf die Pflanze Lotus 523
Murdok Patrick 8. 10

N.

Nebenplaneten, Unregelmäßigkeit derselben, wenn der Hauptplanet sphäroidisch ist 46
Necessity Fort, von den Franzosen eingenommen 540
" " Capitulationspunkte darüber 541
Nixon 18
Nordische Sprachen und Völker, deren Abwechselungen, Verwandschaft und Fortgang 496

O.

Oel, vertreibet die Würmer 48

Oenantha aquatica, giftig 52
Offenbahrung Johannis, eine Stelle daraus erkläret 443
Oper wird von Händel in Engelland verbessert 331
Orthoceratiten, Seemuscheln 24
Ostindien, Unruhen darinn 178
Oswego, Fort in America, dessen Beschreibung 590 592
Oxford, Landgericht daselbst 27

P.

Palladium, Bild der Minerva 433
Palmyra, Beschreibung davon 84
" " " Tagreise dahin 99
" " " merkwürdige Begebenheiten auf derselben 101
Patella, Muschelfisch 52
Peking, Grundriß dessen 27
Peripneumonie, leidet kein Blasenpflaster 13
Peverini führet die Einpfropfung in Italien ein 370
Pflanzenmaschine, den Wachsthum derselben abzumessen 199
" " " Ginseng, derselben Eigenschaft 466
" " " 50. aus Chelsea Garten 22
" " " schlaf erkläret 6
" " " Lotus, Beschreibung und Abhandlung davon 521
Philosophische Transactionen 1
Phoenizische Zahlzeichen 44
" " " Münzen 45
Pilarini, ein Grieche, schreibt für die Einpfropfung 358
Planeten, Neben- unregelmäßige Bewegung 46
Plymouth, Luftbeschaffenheit daselbst 3
Pokken, s. Kinderblattern
Polypen in der See 42
Pope hat keinen musikalischen Geschmack 334
" " empfiehlet Händel 342
Pulturi, K 6
Pupilla Oculi, ein seltenes Buch 519
Purperschnekke, neue, in Amerika 14

R.

Rizio, dessen unglückliches Ende 248
Runische Buchstaben 506

S.

Sächsisches Buch, sehr alt 516
Sauerteig zu machen 147
Schenkelbein, ausgegrabenes 7
Schierling im Wasser 52
Schlaf der Pflanzen 6
Schnekke, Purper- 14
Schottländische alte Gedichte 448
Schwalben Ankunft und Abreise 151
Schwämme, Anmerkungen darüber 15
" " " ein Werk gewisser Würmer 15
Schweiskrankheit 142
See alga, Wasserpflanze 20
See Erries beschrieben 187
Seemuschel 24
Seepolypen 42
Seesonnenkrone, ein Insekt 49
Seestuhl 82
Simason, T 20
Smraton 4
Sprachen in Norden, deren Abwechselungen, Verwandschaft ꝛc. 496
Sprichwort, um Neujahr hat der Tag einen Hahnentritt zugenommen 148
Stahlsalz dringet nicht in die Milchgefässe 16
" " " Wirkung in dem Körper 17
" " " ist heilsam, wo es sonsten schädlich gehalten worden 17
Steine in der Blase 14
" " " können viele zugleich seyn 14
Südpol, unbekannte Länder daherum 532
" " " Beschaffenheit derselben 534
Sumatra, Erdbeben daselbst 4
Swinton 44
Sydonische Münzen 45

T.

T.

Teleskopen, refractirende 28
Thau, Vorschlag, wider die Schädlichkeit desselben in heissen Gegenden sich zu hüten 309
Theodor, Königs von Corsica Grabschrift 150
Thiergerippe in Alaunfelsen 43
Thierisches Reich, dessen Fortpflanzung, Erhaltung und Zerstörung 54
Timour, Eman. griechischer Arzt, führet in Constantinopel die Einpfropfung ein 358
Transactionen, Philosoph. Auszug 1
Trigonometrie ins kurze gebracht 8
Tronchin führet die Einpfropfung in Holland ein 369

V.

Ventilator, vermittelst der Feuermaschine in Arbeit zu bringen 28
Verlähmung durchs Elektrisiren curiret 1
Verrenkung einer Hand oder eines Fusses bald wieder zurechte zu bringen 214
Virgil, Erklärung einer Stelle desselben, von der Zerstörung Troja 424
Völker in Norden, deren Ursprung, Abwechselung und Fortgang 496

W.

Wärme, wunderbare Verschiedenheit derselben in einem kleinen Raume 3
Wasser, Mittel, darinnen nicht zu ersaufen 146
Wasserfall in London 5
" " " bey Oswego 594
Wasserpflanze 20
Wassermühlen, die bey Flut und Ebbe gehen 460
Wasserschierling 52
Whyt, Dr. 12
Wind, grosse Verschiedenheit in einem kleinen Raume 3
Wissenschaften Fortgang 531
Würmer, eine Ursache der fallenden Krankheit 6
" " durch Malerfarbe curiret 47

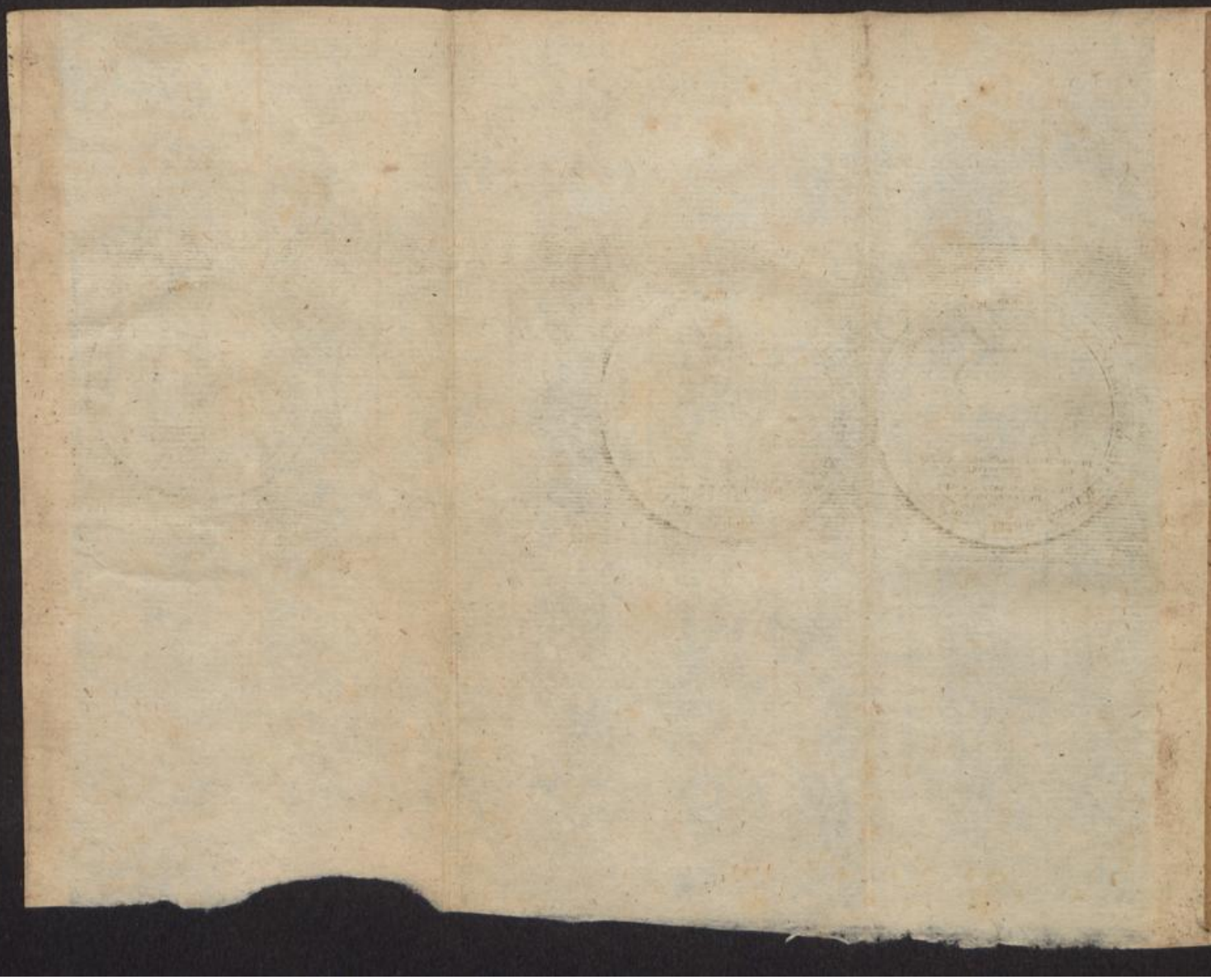
Z.

Zahlzeichen der Phoenizier 44
Zeitungen, wenn sie zuerst in Portugal angefangen 457
Zimmetrinde 53
Zückungen, krampfichte, und deren Wirkungen 35
Zusammenziehung der Gelenke, wie sie zu heben 217

Einige Druckfehler zu verbessern.

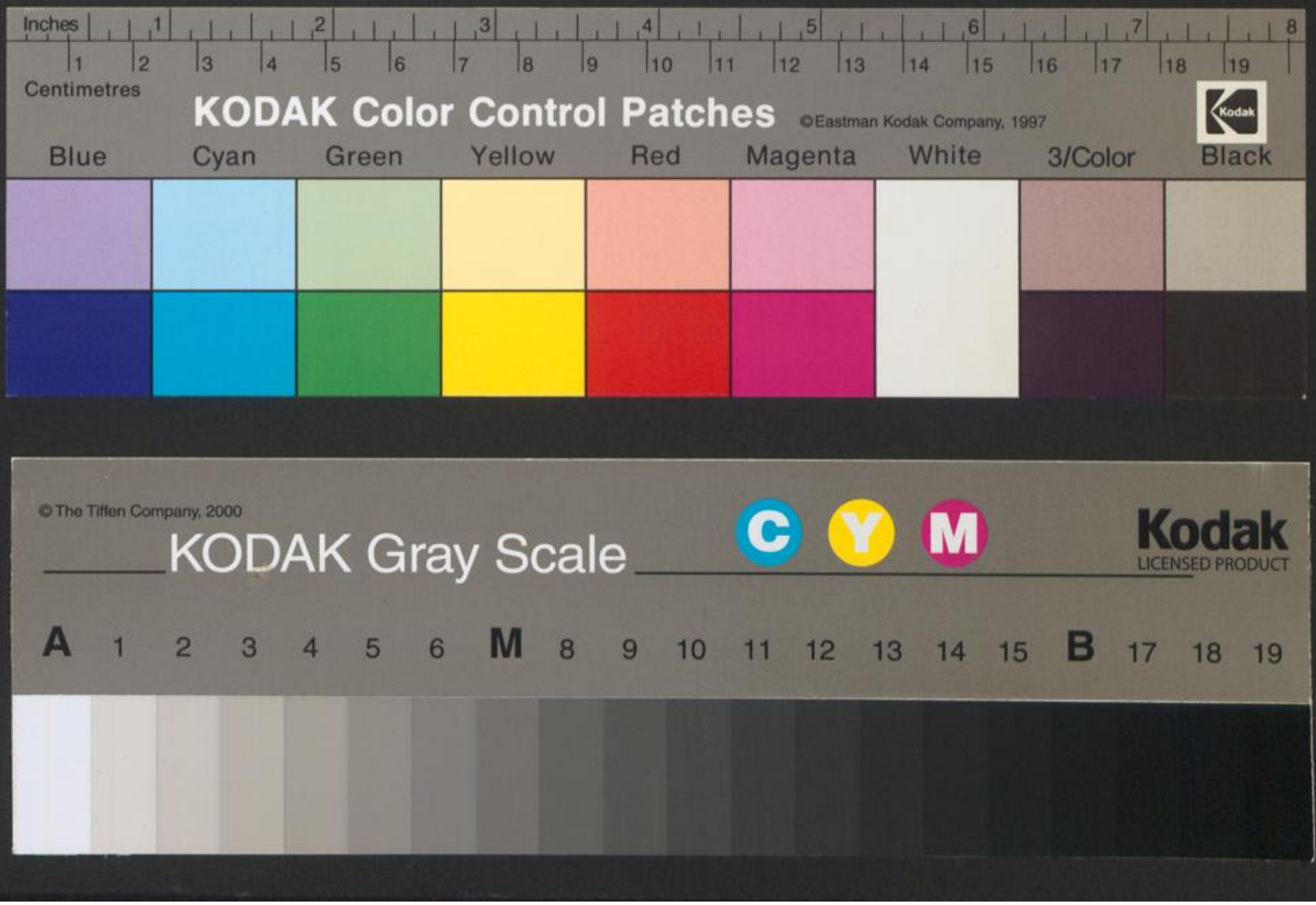
Seite	Zeile	lies
1	15	stehender
2	25	Herbstmon
5	7	Bencoolen
17	26	der
33	26	Glasf whatever
	28	refractions
53	10	Ceylon
72	22	Number
73	letzte	not
74	26	thro
128	19	Christ
—	24	Wache, ausgelöscht
154	3	Annuitäten
226	19	Affair
229	12	first
319	4	verbaten
370	letzte	kämpfen
382	21	Narben
425	9	ingens
429	6	vor der
485	20	an gefügten
486	9	Albidium
563	11	Creek
565	11	
593	18	


DES V. MEINERTZHAGENSCHEN HAUSES
DEN SEGEN HAT DAS HAUPT
DES GERECHTEN
DEM NACHKOMMEN GEHEIRET
DAS WERDE GESCHRIEBEN
AUF DIE NACHKOMMEN
PSALM 102 V. 19
MATH. 28
MIT UNS
ESAIAS 8 V. 8 B








Inches
1 2 3 4 5 6 7 8
Centimetres
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19
KODAK Color Control Patches
©Eastman Kodak Company, 1997
Kodak
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black
© The Tiffen Company, 2000
KODAK Gray Scale
C
Y
M
Kodak
LICENSED PRODUCT
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19